This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06665304 3

1. Germany - Hist., to 1517
2 " - " , 1600

(Schmidt, M. I.)
EAD

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

MICHAEL. IGNAT. SCHMIDT.
J. Hickel S. C. R. A. M. Pict. pinx.
J. E. Mansfeld Sc. 1783.

Michael Ignaz Schmidts

Kaiſ. Königl. wirklichen Hofraths, Directors des Kaiſerl. Königl. Hausarchivs, und der Büchercenſur Commiſſion-Beyſitzers.

Geſchichte der Deutſchen.

Erſter Band.

Von den älteſten Zeiten bis auf Karln den Großen.

Neue von dem Verfaſſer verbeſſerte, und unter ſeinen Augen veranſtaltete Auflage.

Wien,
Mit von Baumeiſteriſchen Schriften.

1782.

Vorrede

zur ersten Ausgabe.

Meine Absicht bey diesem Werke ist, zu zeigen, wie Deutschland seine dermahligen Sitten, Aufklärung, Gesetze, Künste und Wissenschaften, hauptsächlich aber seine so sehr ausgezeichnete Staats- und Kirchenverfassung bekommen habe; kurz, wie es das geworden sey, was es wirklich ist.

Vorrede.

Da die Cultur des Menschen immer einer der Hauptgegenstände ist, worauf der Geschichtschreiber sein Augenmerk richten muß, diese aber in einem nicht geringen Verhältnisse mit der Cultur des Bodens zu stehen pflegt: so fange ich von der natürlichen Beschaffenheit des alten Deutschlandes an. Ich sage, in einem nicht geringen Verhältnisse; denn, wenn der Fortschritt ganz gleich wäre, so müßte freylich der Chineser eine weit höhere Stufe unter den gesitteten Nationen einnehmen, als ihm der Europäer gemeiniglich einräumt. Indessen bleibt doch so viel richtig, daß, wenn jemand von den öden Fluren, und ungeheuren Waldungen der Iroquoisen auf einmahl in das auf das fleißigste angebaute China übersetzt würde, er von selbst den Schluß machen würde, daß andere Menschen hier wohnen müssen.

Mit

Mit dem Anbau eines Landes verändert ſich auch nach und nach deſſen Klima, und dieſe Veränderung zieht wieder eine Menge anderer nach ſich. Es iſt daher allemahl der Mühe werth, wenigſtens durch analogiſche Schlüſſe, das urſprüngliche Klima eines Landes zu beſtimmen.

Ich ſchreite von da fort zu dem Charakter und den Sitten der alten Deutſchen. Unter Sitten und Charakter eines Volks verſtehe ich den Inbegriff der herrſchenden Neigungen und Meinungen deſſelben. So, wie Tacitus von den Deutſchen ſagt, daß die guten Sitten bey ihnen mehr vermögen, als anderwärts die Geſetze: eben ſo kann man überhaupt von allen übrigen Völkern ſagen, daß die Sitten bey ihnen mehr vermögen, als die Geſetze. Eine Nation kann nicht allemahl nach ihren Geſetzen beurtheilt werden, indem dieſe gar oft gerade

das Gegentheil von dem sind, was sie selber ist. Besonders sind die verbiethenden Gesetze meistens Folgen gewisser Paroxysme der Staatskörper. Wenn ein oder die andere Krankheit sich heftiger, als gewöhnlich, äußert, so wird ihr geschwind mit einem solchen Gesetze begegnet, ohne daß man sich um die Mittel bekümmert, es in Ausübung zu bringen. Kommt das Fieber wieder, geschwind wieder das nähmliche Gesetz, als wenn ein Kranker dadurch gesund würde, wenn man ihm verbiethet, nicht mehr krank zu seyn. Dieses wird meistens so lange wiederholet, bis entweder die Krankheit in eine weit schlimmere ausartet, oder durch die Gewohnheit erträglich, und zuletzt gar nicht mehr empfunden wird. Auffallende Beyspiele davon geben uns die ersten Gesetze der verschiedenen Deutschen Nationen, und der grösste Theil der Capitularien Karls des Großen. Karl sah es zwar wohl ein, daß man Wirkungen

ohne

ohne Urſachen verlangt, wenn man Sitten ſtehen läßt, und Sachen gebiethet, die nicht mit dieſen überein ſtimmen; er legte daher auch Hand an die National-Erziehung; allein, ſeine Nachfolger ſetzten dieſen Plan faſt ganz wieder aus den Augen.

Nur iſt die Frage, in wie weit dem Tacitus, und andern Römiſchen Schriftſtellern Glauben beyzumeſſen ſey, wenn ſie von den Sitten der Deutſchen reden; indem es faſt zur Mode geworden, daß man dem erſten nachredet, er habe vielmehr eine Satyre auf die Römer, als das wahre Gemählde der Deutſchen Sitten liefern wollen. Meines Orts pflichte ich dem Robertſon bey, der des Tacitus Werk von den Sitten der Deutſchen, ſo wie auch die Nachrichten des Cäſar von eben denſelben für die koſtbarſten und lehrreichſten Denkmahle des Alterthums für die gegenwärtigen Bewohner

von Europa anſieht *). Nichts rechtfertiget den groſſen Staatsmann und Menſchenkenner mehr, als die Geſchichte der heutigen und alten Nationen, die eben ſo weit von dem Stande der Natur entfernt in ähnlichen Umſtänden leben, oder gelebt haben, als die alten Deutſchen. Robertſon hat die Parallele mit den Amerikanern, denen wir den Nahmen der Wilden beylegen, gezogen **). Bey dem Cluver in ſeiner Germania antiqua findet man alles beyſammen, was die alten Völker betrifft. Wie einleuchtend iſt nicht die Aehnlichkeit, ohne daß darum das Ganze aufhöret, eine einzelne und ſich nur ähnliche Nation zu bezeichnen!

Konnte Tacitus nicht auch die nähmliche Abſicht haben, die Sitten der Deutſchen zu ſtudieren und zu entwerfen, als manche Europäer

*) Robertſons Geſchichte der Regierung Kaiſer Karls V. T. I. in der ſechſten Note pag. 261.

**) Ebendaſelbſt S. 266. Folgg.

päer, da ſie den Sitten der Wilden ſo fleißig nachſpüren? Mich deucht, daß ein in ſeiner rohen Barbarey aufgewachſener Deutſcher für einen civiliſirten Römer ein eben ſo intereſſanter Anblick ſeyn mußte, als der Wilde, oder jede andere, ihr urſprüngliches Gepräge noch an ſich habende, Nation zu unſern Zeiten für den Philoſophen iſt. Warum ſollte wohl Tacitus ſo genau die Nahmen, Wohnungen, und andere Unterſcheidungszeichen der Deutſchen Nationen, ſo gar was Kleidung, Haar und dergleichen betrifft, aufgeſucht haben, wenn er nicht Geſchichtſchreiber hätte ſeyn wollen? Der allgemeine Nahme der Scythen, oder gleichwohl der Deutſchen, würde ihm viel bequemer geweſen ſeyn, ſeine ſatyriſchen Ausfälle zu maskiren. Uiberhaupt müßte man erſt die beſondern Stellen namhaft machen, die nicht allerdings mit der Wahrheit überein ſtimmen, wenn man ſo etwas behaupten wollte.

Einigen kommen die Deutschen des Tacitus fast zu tugendhaft vor. Allein, diese halten sich nur an einzelne Züge, nicht an das ganze Gemählde. Jeder Stand der Menschheit hat seine Tugenden und seine Laster. Mit den Tugenden geht es, wie mit den Pflanzen: einige kommen besser auf gebautem, andere auf ungebautem Boden fort; und nicht alle Laster können bey gewissen Ständen zusammen treffen, weil sie nicht alle ihre Nahrung bey denselben finden. Im Ganzen wird doch so ziemlich das Gleichgewicht gehalten.

So viel bleibt allemahl richtig, daß Tacitus nicht für die Deutschen, sondern für die Römer schrieb. Nichts würde diesen Römer mehr befremden, als daß sein Buch von den Sitten der Deutschen nun von eben dieser Nation gelesen, beurtheilt, commentirt, mit Noten und Dissertationen versehen, und manchmahl

erläutert, manchmahl unkenntlich gemacht wird. Noch mehr würde er ſich wundern, daß an dem barbariſchen Viſurgis, (der Weſer), deſſen Nahmen nur zu ſchreiben, dem erſten Römer ſo viele Mühe mag gekoſtet haben, noch ein Theil ſeiner Werke, die ſeine Landesleute haben zu Grunde gehen laſſen, iſt gerettet worden *).

Dieſes voraus geſetzt, iſt freylich nichts anders zu denken, als daß Tacitus die Seite der Deutſchen Sitten, die am meiſten von den Römiſchen abwich, heraus zu wenden, und in ein hellers Licht zu ſetzen ſich bemüht habe. Er mußte auch Deutſchen Gewohnheiten und Geſinnungen Römiſche Nahmen geben, das iſt, die Nahmen derjenigen Dinge, die den Deutſchen

*) Die fünf erſten Bücher der Annalen des Tacitus ſind in dem Kloſter Corvey an der Weſer gefunden, und von da nach Rom zur Zeit des Papſtes Leo X. gebracht worden. Monument. Paderborn. pag. 121. ſeq.

ſchen Sitten bey den Römern am ähnlichſten waren, entlehnen, um ſie damit zu bezeichnen, wie es auch noch unſere Reiſebeſchreiber und Geographen thun, und thun müſſen, wenn ſie verſtändlich werden wollen. Dieſes muß uns behutſam machen, um dasjenige, was der Römer mit einem Römiſchen Nahmen ausdrückt, nicht allemahl ganz nach Römiſcher Art und Weiſe zu denken. Freylich, um einen Wilden oder Barbaren ganz zu mahlen, wie er iſt, müßte einer ſelbſt in dieſem Stande ſeyn; und dann würde er am wenigſten das, was er fühlt und empfindet, mit Worten ausdrücken können.

Mit dem Charakter und den Sitten hängen Künſte, Wiſſenſchaften und Handlung auf das engſte zuſammen. Wer die letztern kennt, wie weit ſie bey einer Nation gekommen, kann auch den Schluß auf die erſtern machen. Jede Nation hat gewiſſe Lieblingswiſſenſchaften gehabt,

habt, auf die ſie ſich vorzüglich gelegt, und gewiſſe Künſte, in denen es ihr gelungen, ſich vor andern hervor zu thun; und, je nachdem ſie entweder mehr in ſich eingeſchloſſen, oder durch Handlung mit andern Nationen in mehr oder wenigerm Umgang geſtanden, haben ſich auch ihre Begriffe und Neigungen verändert. Man kann alſo dieß nicht außer Acht laſſen, wenn man die erſtern vollkommen will kennen lernen.

Endlich war eine Nation im Ganzen tugendhaft oder laſterhaft, glücklich oder unglücklich, nachdem ihre Geſetze, Staatsverfaſſung, und Religion beſchaffen geweſen. Die Meiſten begnügen ſich damit, die wechſelsweiſe Gewalt der Regenten und Stände auszumeſſen, ohne ſich zu bekümmern, in was für einer Lage ſich das Volk dabey befunden. Ob aber dieſes der letzte Zweck der Geſchichte ſey, daran zweifle ich

ſehr.

sehr. Es ist zwar angenehm, und einiger Massen auch lehrreich, eine Nation zu beobachten, wie sie von ihrem einfachen und rohen Zustande nach und nach zu einem zusammen gesetzten und feinern empor gestiegen; wie sie angefangen Gesetze zu machen, oder vielmehr ihre bereits vorhandenen Gewohnheiten schriftlich zu entwerfen; wie aus diesen Gesetzen wieder neue, und endlich die heutigen hervor gewachsen sind; was für Veränderungen die gesetzgebende Macht selbst gelitten, und durch was für Hände sie passirt ist. In der Deutschen Geschichte besonders biethet der Zusammenstoß der kaiserlichen und ständischen Macht ein abwechselndes Schauspiel dar. Allein, wenn nicht zugleich Rücksicht auf die National-Glückseligkeit genommen wird, so scheint mir doch der Nutzen nicht so gar groß zu seyn. Die Begriffe, die man zu verschiedenen Zeiten mit dem Worte Volk verbunden hat, verdienen schon einige Aufmerksamkeit;

samkeit; wann es nähmlich ein Ehrennahme, wann ein gleichgültiger, und zuletzt gar ein Schimpfnahme war.

In Deutschland war die Staatsverfassung und National-Glückseligkeit zu allen Zeiten auf das engste mit der Militär-Verfassung verknüpft. Nun sind wir bey der dritten. Anfangs war sie National-Miliz, hernach Feudal- oder Lehn-Miliz, zuletzt Sold-Miliz. Mich deucht, der berühmte Robertson unterscheide die beyden erstern nicht zur Genüge. Das Feudal-System ward zwar bald nach dem Einmarsche der Deutschen in auswärtige Provinzen in ihren neuen Eroberungen, und hernach in Deutschland selbst eingeführt; allein, nur als eine Nebensache. Erst am Ende der Regierung der Sächsischen Kaiser gewann es in Deutschland die Oberhand. Einige gutherzige Seelen wünschen nun die erste, nähmlich die

National-Miliz, vermöge deren jeder Bürger und Güterbesitzer Soldat war, wieder zurück. Allein, ich rathe ihnen, erst zu lesen, was ich am Ende der Regierung Karls des Großen bemerkt habe. Alles drehet sich in einem ewigen Zirkel herum. Die mit dem Gegenwärtigen mißvergnügten Menschen wünschen eine Aenderung; und, wenn diese da ist, fühlen sie die Unvollkommenheit derselben, und wünschen entweder das alte System wieder zurück, oder machen eine neue Aenderung, die wieder ihre gute, aber auch ihre schlimme Seite hat, wie die vorigen.

Dem Robertson kann ich auch darin nicht Beyfall geben, daß das Lehns-System zur National-Vertheidigung sey eingeführt worden. Mir kommt viel wahrscheinlicher vor, daß die Absicht von Seiten der Könige war, die National-Freyheit zu Grunde zu richten, oder einzuschränken, das königliche Ansehen aufrecht

zu erhalten, und zu vermehren, und auf jeden Wink Leute bereit zu haben, die ſich zum Kriege brauchen ließen; eben ſo nähmlich, wie in gewiſſen Staaten Leute in Penſion genommen werden, die die Abſichten der Regierung bey allen Vorfallenheiten unterſtützen müſſen. Was den Krieg ins beſondere betrifft, ſo iſt ganz gewiß, daß Karl der Große das Lehns-Syſtem deßwegen ſo ſehr begünſtiget, weil die freyen Eigenthümer des vielen Kriegens endlich müde wurden, und ſich ſehr ſtreubten, den Dienſt fernerhin ſo, wie ihn Karl forderte, zu leiſten.

Von den älteſten Begebenheiten der Nation habe ich hauptſächlich diejenigen gewählet, die ein Verhältniß auf die Ausländer, beſonders die Römer, haben. Es wäre allerdings merkwürdig, wenn man wüßte, in was für einem Verhältniſſe die verſchiedenen Deutſchen Nationen unter ſich geweſen; woher ihre Feind-

schaften und Kriege entstanden; was sie für Bündnisse unter einander gehabt; was sie für Anstalten getroffen, um eine oder die andere nicht zu mächtig werden zu lassen. Allein, man mache einmahl den Versuch, und sehe, wie viel sich noch aus den vorhandenen Nachrichten heraus bringen lasse. Eben da, wo man festen Fuß setzen will, findet man gemeiniglich, daß der Boden am schlüpfrigsten ist. Und wenn auch dieses nicht wäre, so wird doch allemahl die Seite der Deutschen Geschichte die interessanteste bleiben, die mit in die Römische eingeflochten ist. Von den Ursachen des Verfalls des Römischen Reichs habe ich nur so viel angeführt, als zu meinen Absichten nöthig war. Hingegen kann die Deutsche Geschichte nicht hinlänglich übersehen werden, wenn nicht von der so genannten Völkerwanderung etwas umständlicher gehandelt wird.

Was Robertson von den großen Verheerungen, die bey dieser Gelegenheit sind angerichtet worden, beybringt, ist zwar großen Theils nicht ungegründet; allein, dieser Schriftsteller thut den Deutschen Unrecht, wenn er alles nur so gerade zu auf ihre Rechnung schreibt, oder ihnen gar die Absichten beymißt, die alten Unterthanen zu vertilgen *). Die Deutschen hatten bereits von den Römern gelernet, daß Menschen eine gangbare Waare, so gut als irgend eine andere sey. Sie ermordeten daher ihre Gefangenen nicht, sondern suchten Geld aus ihnen zu lösen. Als sie aber selbst den Entschluß faßten, sich in den eroberten Provinzen nieder zu lassen: so waren sie nicht so sehr von gesundem Menschenverstande entblößet, daß sie nicht hätten wissen sollen, daß sie nun entweder selbst arbeiten müßten, welches sie aber auf das äußerste scheuten, oder daß sie Menschen haben müß-

*) L. c. pag. 260.

ten, die anſtatt ihrer arbeiteten. Man leſe die Briefe des Caſſiodor, und ſehe, was der Oſtgothiſche König Theodorich für Sorge für Italien getragen. Der Griechiſche Geſchichtſchreiber Procop ſagt ſelbſt, er habe weder einen der alten Unterthanen beleidiget, noch gelitten, daß einer ſey beleidiget worden, nur daß er die Güter, die des Odoaker Soldaten zuvor inne gehabt, unter die Seinigen ausgetheilt habe *). Italien erholte ſich ungemein unter ſeiner Regierung. Sein nachheriges Unglück kam nicht von den Gothen, ſondern von dem achtzehnjährigen Kriege, den Juſtinian mit den Gothen geführt hat. Daß während deſſelben die Gothen etwas anders mit den alten Inwohnern umgegangen, kam von der Untreue und Undankbarkeit der letztern gegen ihre alten Wohlthäter. Sonſt ſagt Procopius ſelbſt, Juſtinian ſey die Urſache an dem Untergange von Italien, hauptſächlich

*) Hiſtor. Gothor. L. I. p. 142. apud GROTIVM Script. Hiſt. Goth.

ſächlich wegen der harten Gelderpreſſungen, die die Griechen ſo gleich einführten, ſo bald ſie feſten Fuß in Italien geſetzt hatten *).

Wenn auch die Vandalen ſich anfangs etwas hart gegen die alten Inwohner aufgeführt, ſo iſt es ihnen doch nie eingefallen, ſie zu vertilgen. Robertſon ſchätzt die ſtreitbaren Männer, zur Zeit, da ſie Afrika eroberten auf 30000, ich habe ſie nur auf 20000 angeſetzt. Uiberhaupt kann man die Zahl nicht ſo genau wiſſen, weil Weiber und Kinder in der Hauptzahl mit begriffen ſind. Eben dieſe Vandalen haben in einer Zeit von etwa hundert Jahren ſich ſo ſehr vermehrt, daß, nach dem Zeugniſſe des Procop, ihrer damahls bis 80000 waren, die die Waffen tragen konnten, als Juſtinian den Krieg mit ihnen angefangen; der Mohren hingegen, oder der alten Inwohner, waren faſt

*) Excerpta ex hiſtor. arcana PROCOP. ibid. pag. 526. ſeq.

unzählige, von denen bis 5 Millionen, bey Gelegenheit dieſes Krieges, zu Grunde gegangen. Wie können alſo die Vandalen dieſe vertilgt, oder nur den Gedanken dazu gehabt haben? Procop gibt uns eben ſo, wie von Italien, die Urſachen der nachmahligen Entvölkerung von Afrika an, nähmlich die übermäßigen Tribute des Juſtinian, die Verfolgung der Arianer, und die Empörungen der Soldaten, die ihren Sold nicht erhalten *).

Das gute Zeugniß, das Oroſius den Burgundern, die einen Theil von Gallien, und den Vandalen, Sueven, und Alanen, die Spanien in Beſitz genommen, beylegt, habe ich in der Geſchichte ſelbſt angeführt. Von den Franken läßt ſich ohnehin dergleichen Nichts ſagen; und die Verwüſtung von Britannien kam erſt von den langwierigen Verſuchen her, die die Brit-

ten

*) PROCOP. Hiſtor. arcan. apud GROTIVM p. 526.

ten nach der Hand machten, ſich von der Sächſiſchen Herrſchaft wieder zu befreyen.

Unter denen Reichen, die die Deutſchen in Europa geſtiftet, iſt keines merkwürdiger, theils an ſich, theils für Deutſchland, als das Fränkiſche; indem die Franken von Gallien aus auch Deutſchland beherrſcht, und ihr ganzes Staats- und Kirchen-Syſtem, wie ſie es in Gallien angenommen, in Deutſchland eingeführt haben. Wenn man demnach auf den Urſprung und die erſten Gründe der Deutſchen Verfaſſung zurück gehen will, ſo muß man nothwendig die Fränkiſche ſtudiren. Nichts gibt uns einen ſtärkern Beweis davon, als die Urkunden der Deutſchen Regenten, die unſtreitig eine der Hauptquellen der Deutſchen Geſchichte, an ſich aber mit den Urkunden der erſten Fränkiſchen Könige faſt gleichlautend ſind. Da die ſo genannten Formeln des Markulf den allgemeinen Zuſchnitt der Fränkiſchen,

ſo wie auch der Deutſchen älteſten Urkunden enthalten, ſo werde ich von Zeit zu Zeit anmerken, wie und was für eine Veränderung nach und nach in dem Styl derſelben vorgegangen. Ein aufmerkſamer Beobachter wird noch in Karls IV. Urkunden den Urſtoff, welchen Markulf hergegeben, finden.

Bey den Lebensbeſchreibungen der Regenten kommt es darauf an, ob ihre Handlungen viel oder wenig Einfluß auf das Schickſal von Deutſchland gehabt haben. In den ältern Zeiten ſind die Begebenheiten der Nation und der Kaiſer auf das engſte mit einander verbunden geweſen; und wenn die Nation, als Nation betrachtet, etwas unternommen hat, ſo iſt ſie von den Kaiſern meiſtens in Bewegung geſetzt worden. Es hat auch eine Zeit in Deutſchland gegeben, wo die Regenten zu unmächtig waren, dieſer ſchweren und unbehilflichen Maſſe Leben

und

und Bewegung beyzubringen. Eben dort hören aber auch die Begebenheiten der Nation, als Nation betrachtet, faſt gänzlich auf. Einzelne Theile waren zwar thätig genug; aber ſelten kommt eine Handlung vor, an der die ganze Nation Theil genommen hat. Dort ein Schloß aufgebaut, dort eines niedergeriſſen, dort das Gebieth des Nachbars geplündert und verheeret, dort ein kleines Gefecht geliefert, bald etwas gekauft, bald den Nachbarn mit Gewalt abgenommen, und im Ganzen immer wenig Veränderung. Dergleichen ins Unendliche gleichſam auf einem ſo weitſchichtigen Schauplatze, wie Deutſchland war, vervielfältigte Handlungen erregen Ekel, wenn ſie alle, oder nur die meiſten davon, ſollen erzählet werden.

Kurz, es gab eine Zeit, wo die Nation zwar in ſich mächtig, aber von außen ſchwach und ohne Ehre war, weil ihre Kräfte nie zu einem gemeinſamen Zwecke konnten vereiniget wer-

werden, bis durch einen besondern Zusammenfluß von günstigen Umständen dasjenige Haus, das wir noch auf dem Kaiserthron verehren, und welchem Patrioten eine ewige Dauer wünschen, zu einer solchen Macht gelanget ist, daß durch dessen Unterstützung das gleichsam in sich selbst hinein gesunkene Deutschland das Haupt wieder empor heben konnte, und bey Auswärtigen wieder einiges Ansehen bekam; wodurch auch die Geschichte von Deutschland selbst wieder anfängt interessanter zu werden.

Ich bin daher keineswegs der Meinung, daß die Geschichte in dem nähmlichen Verhältnisse, als sie sich unsern Zeiten nähert, auch an Bänden, und Weitschweifigkeit zunehmen müsse. Ich hoffe vielmehr, das Nützlichste und Angenehmste der folgenden Zeiten in vier oder fünf Bänden zusammen zu fassen, wenn anders diese Arbeit den gehofften Beyfall finden wird.

Erinnerung

Erinnerung

zu dieſer neuen Auflage.

Der von dem Publikum dieſem Werke auch wider die Erwartung des Verfaſſers gegebene Beyfall legt dieſem die Pflicht auf, für eine, ſo viel möglich, correcte Ausga-

be zu ſorgen. Da nun ſolches, wofern es nicht unter ſeinen Augen geſchieht, nicht zu erwarten iſt, und man ohnehin die auf die erſte Ausgabe gefolgten Winkel- und Nachdrücke ganz ohne ſein Wiſſen gemacht, ſo daß er nicht einmahl im Stande war, die nöthigen Verbeſſerungen anzubringen: ſo hat er ſich gleichſam genöthiget geſehen, gegenwärtige Auflage dahier zu veranſtalten. Daß hie und da Verbeſſerungen zu machen ſind, wird wohl niemand in Zweifel ziehen, der die Weitſchichtigkeit des Planes und die Beſchaffenheit des Geſchichtsſtudiums kennt. Doch werden ſolche

mehr die letzten als erſten Theile angehen.

Um die Beſitzer der erſten Ausgabe ſchadlos zu halten, wird man ſie allenfalls in einem Supplement beſonders abdrucken laſſen.

Da die bereits im Druck erſchienene Geſchichte bis an den Schmalkaldiſchen Krieg reichet, der eine Hauptepoche in der neuern Deutſchen Geſchichte machet, wird man nach Herrn Häberlins Beyſpiel dort einen Abſatz machen, und unter

dem

dem Titel: Neuere Geſchichte der Deutſchen, ein neues Werk anfangen, wobey jedoch das Format der erſten Ausgabe gänzlich wird beybehalten werden.

Wien 1783. im October.

Der Verfaſſer.

Inhalt
des
ersten Bandes.

Erstes Buch.

Von den ältesten Zeiten bis auf die Eroberung von Gallien durch den Fränkischen König Klodwig.

Erstes Kapitel.

Seite

Das alte Deutschland nach seiner natürlichen Beschaffenheit betrachtet. Klima. Producte. Thiere. Der Mensch. — — 1

Zweytes Kapitel.

Charakter der Deutschen. Sitten. Wissenschaften. Künste. Handlung. — — 16

Inhalt des ersten Bandes.

Drittes Kapitel.

Seite

Politische Verfassung der Deutschen. Freyheitsliebe. Justiz-Verwaltung. Art Krieg zu führen. Tapferkeit. Erste Spuren des Lehns-Systems. Verschiedenheit der Stände. — — — — — — 34

Viertes Kapitel.

Religion der Deutschen. — — — — 46

Fünftes Kapitel.

Erste Bekanntschaft und Kriege der Deutschen mit den Römern. Die Cimber. Ariovist. — — — — — — 58

Sechstes Kapitel.

Die Deutschen werden in ihrem eigenen Vaterlande von den Römern angegriffen. Feldzüge des Drusus. Sieg der Deutschen über die Römer unter der Anführung

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

rung des Arminius. Folgen davon. Feldzüge des Germanicus. — — — 62

Siebentes Kapitel.

Veränderung in Deutſchland. Der Batavi-ſche und Markmänniſche Krieg mit ihren Folgen. — — — — — — — — 88

Achtes Kapitel.

Neue Völker. Franken, Alemannier, Gothen. Ihre Verrichtungen. — — — — 108

Neuntes Kapitel.

Verfall des Römiſchen Reichs. Völkerwande-rung. Ankunft der Hunnen in Europa. Folgen davon. Krieg der Gothen mit den Römern. — — — — — — 123

Zehntes Kapitel.

Einbruch des Viſigothiſchen Königs Alarich in Italien. Des Radagaiſus in eben

Seite

daſſelbe. Der Vandalen, Alanen, Sueven in Gallien. Uibergang derſelben in Spanien. Eroberungen der Stadt Rom durch den Alarich. Stiftungen des Burgundiſchen und Gothiſchen Reichs in Gallien, und des Vandaliſchen in Afrika. — 145

Eilftes Kapitel.

Unternehmungen des Attila gegen das Abendländiſche Kaiſerthum. Neue Eroberung der Stadt Rom durch die Vandalen. Gänzlicher Untergang des Römiſchen Reichs in dem Occident. — — — — — 172

Zwölftes Kapitel.

Sitten und Charakter der Deutſchen in ihren neuen Wohnungen. Staatsverfaſſung. Lehns-Syſtem. Gerichtsverfaſſung. Betragen gegen die alten Unterthanen. Glück und Unglück. — — — — — — 185

Inhalt des erſten Bandes.

Zweytes Buch.

Von der Errichtung der Fränkiſchen Monarchie bis auf Karln den Großen.

Erſtes Kapitel.

Seite

Charakter der Franken. Beſchaffenheit von Deutſchland und Gallien bey dem Anfange der Regierung Klodwigs. Seine Eroberungen. — — — — — — — 214

Zweytes Kapitel.

Klodwigs Söhne. Große Veränderung in Italien. Antheil, den die Franken daran nehmen. — — — — — — — 228

Drittes Kapitel.

Die Söhne Clotars I. Uible Folgen des Lehns-Syſtems. Fredegunde. Brunehild. Abnahme des königlichen Anſehens. Rohe Sitten der Nation. — — — — 253

Inhalt des ersten Bandes.

Viertes Kapitel.

Seite
Clotar II. Einschränkung der königlichen Macht. Dagobert. Sigebert II. Große Macht der Majorum Domus. — — — — — 270

Fünftes Kapitel.

Karl Martel. Pipin. Absetzung Childerichs III. 288

Sechstes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über den Charakter der Franken unter den Merovingischen Königen. Wissenschaften. Vergnügungen. Luxus. — 316

Siebentes Kapitel.

Zu- und Abnahme der königlichen Gewalt. Einrichtung des Hofstaates. Art, Urkunden auszufertigen. Eintheilung des Reichs. Herzoge. Grafen. — — — — 323

Achtes Kapitel.

Salische Gesetze. Justiz-Verfassung. Eintheilung der Güter. Grund des Salischen Gesetzes

Seite

setzes von der Ausschließung der Weiber von der Erbschaft Salischer Güter. Abgaben. Adel. Knechte. — — — 338

Neuntes Kapitel.

Kirchenverfassung. Großes Ansehen der Bischöfe. Quellen desselben. Privilegien der Kirche. Asylum. Immunität. Mönche. Exemptionen. — — — — 357

Zehntes Kapitel.

Verhältniß der königlichen Macht zu der geistlichen. Der bischöflichen zu der päpstlichen. Steigen des päpstlichen Ansehens. 372

Eilftes Kapitel.

Sitten, Charakter, Staats- und bürgerliche Verfassung der Deutschen unter den Merovingischen Königen. — — — — 392

Inhalt des ersten Bandes.

Zwölftes Kapitel.

Seite

Einführung der christlichen Religion in Deutschland. Zustand derselben bey der Ankunft des heiligen Bonifacius. Erste Concilien. Errichtung einiger Bisthümer diesseits des Rhein. Vorbereitung zu den falschen Decretalen. Ursprung unserer heutigen Reichstäge. — — — — — — — 411

Verzeichniß

der in dem erſten Band der Geſchichte der Deutſchen angeführten Schriften.

Agobardi opera, in magna Bibliotheca Patrum. Pariſiis 1654. Tom. IX. col. 1161.

Aimoini Monachi, lib. V. de Geſtis Francorum. Pariſiis 1603.

Alexandri Natalis, Hiſtoria eccleſiaſtica 1714.

Annales *Fuldenſes*, beym du Cheſne T. II. p. 531.

Laureshamenſes, beym Lambeccius, Commentar. de Bibl. Caeſ. Vindob. Tom. II. p. 366.

Loiſelani, beym Caniſius antiq. lectio. T. III.

Metenſes, beym du Cheſne T. III. p. 262.

l'Art de verifier les Dates. Paris 1770.

Avsonii opera. Pariſiis 1730.

Bellarmini, Roberti, Cardinalis Diſputationum de Controverſiis Chriſtianae fidei Tom. IV. Venetiis 1721.

Binii, Concilia. Coloniæ 1618.

Bonifacii Epiſtolae, edit. Serrario Moguntiæ. 1605.

Bucherii, Aegidii, Belgium Romanum. Leodii 1655.

Caesaris, C. Iulii, de bellis Gallico et civili Pompeiano &c. Commentarii, cura et ſtudio Fran. Oudendorpii 1737.

Cassii Dionis, Romanae Hiſtoriae, edit. Reimari. Hamburgi 1750.

Cenni, Caietani, Monumenta Dominationis Pontificiae. Romae 1760.

Ciampini Vetera Monumenta. Romae 1690.

Clavdiani opera, quae exſtant. Annot. illuſtravit Guilliem. Pyrrho. Pariſiis 1677.

Codex Theodosianvs, cum Comment. Iac. Gothofredi. Lugd. Bat. 1665.

le Cointe, Annales Eccleſ. Francorum. Pariſiis 1665 — 1685.

Corpvs Jvris Germanici Antiqvi Conſilio Io. Gottl. *Heinecii* adornavit Petrus *Georgiſch*. Halae Magdeburgicae 1738.

Diodori Siculi, Bibliotheca hiſtorica. Hanoviae 1604.

Eckart, Joh. Georg. Commentarii de Rebus Franciae orientalis. Wirceburgi 1729.

Flori, L. Annaei, Rerum Romanarum Epitome. Pariſiis 1674.

Fra-

FREDEGARII Chronicon, beym du *Cheſne* SS. Hiſtoriae Franci. Lutetiae Pariſiorum 1636.

FREHER, Corpus Francicae Hiſtoriae veteris & ſincerae. Hanoviae 1613.

FREHER, de Staturâ Caroli Magni, beym du *Cheſne* SS. H. F. T. II. p. 230.

Gatterers, Joh. Chr. Einleitung in die ſynchroniſtiſche Univerſal-Hiſtorie. Göttingen 1771.

GESTA FRANCORVM EPITOMATA, beym du *Cheſne* SS. H. F. T. I. p. 690.

GOLDASTI Apologia pro Henrico IV. Imperatore. Hanoviæ 1611.

GREGORII Magni Opera omnia. Pariſiis 1705.

GREGORII Turonenſis Opera. Opera & ſtudio Theod. Ruinart. Pariſiis 1699.

GROTII, Hugonis, Hiſtoria Gothorum, Vandalorum & Longobardorum. Amſtelodami 1655.

GRVTERI, Corpus Inſcriptionum. Amſtelodami 1707.

HANSIZII, Marci, Germania ſacra. Aug. Vindel. 1727.

HARTZHEIMII, Concilia Germaniae. Coloniae Auguſt. 1759.

HEINECII, Ioa. Gottl. Hiſtoria Iuris civilis Romani ac Germanici. Argentorati 1751.

HERODIANI Hiſtoriarum lib. VIII. excud. Henri. Stephanus, 1588.

HERODOTUS, ex recenſione Gronovii. Lugduni Batavorum 1715.

HISTORIAE FRANCICAE, Scriptores coëtanei. Paris. 1636.

HOBESII, Thom. Leviathan, ſive de materia, forma, et poteſtate civitatis eccleſiaſticae, et civilis. Amſtelodami 1670.

HONTHEIMII, Ioan. Nicol., Hiſtoria Trevirenſis diplomatica et pragmatica. Aug. Vindel. et Herbipoli 1750.

HORATII Opera cum notis Rich. Bentleii. Amſtelo. 1713.

IDATII Chronicon in Operibus variis Iacobi Sirmondi. T. II. Venetiis 1728.

IRENAEI opus contra Haereticos. Baſileae 1571.

IORNANDES in SS. Rer. Ital. editis ab Ant. *Muratori* Mediolani 1723.

IVLIVS CAPITOLINVS in SS. Hiſt. Auguſtae latinis. T. II. Francofurti 1588.

KALM Beſchreibung der Reiſe nach dem nördlichen Amerika. Leipzig 1754.

KEYSLERI Antiquitates Septentrionales et Celticae. Hanov. 1720.

LABBEI, Philipp. et Gabr. *Coſſartii* Sacroſancta Concilia ad regiam editionem exacta. Lutetiae Pariſiorum 1671.

LAMPRIDIVS in SS. Hiſtoriae Auguſtae latinis. T. II. Francofurti 1588.

LEIBNITII, Ioh. Guil., SS. Brunſwicenſium rerum illuſtrationi ſervientes. Hanoviae 1707.

LIBER DIVRNVS ROMANORVM PONTIFICVM, edit. *Garnerio*, Pariſiis 1680.

LIVII TITI, Hiſtoriarum libri cum ſupplementis Freinsheimii et notis Duiatii, et Clerici. Venetiis 1714.

LVCIANI Samoſatenſis Opera. Amſtelodami 1687.

MABILLONII, Ioſ. vetera Analecta. Pariſiis 1723.

MABILLONII Iter Italicum litterarium in *Muſeo Italico*. T. I. P. I. Lutetiae Pariſiorum 1687.

MAMERTINVS in Iulianum, inter Panegyricos adiunctos C. Plinii Caecilii Epiſtolis et Panegyrico Traiano dicto. Genevae 1671.

MARCELLI Amiani Hiſtoria cum notis Gronovii. Lugduni Batavorum 1693.

MARCVLFI Formulae veteres opera et ſtudio Theod. *Bignonii*. Pariſiis 1665.

MARTIALIS Epigramatum Lib. XV. cum notis Celeſſi. Amſtelodami 1701.

MELAE Pomponii de Situ Orbis libri III. Lugd. Batavorum 1722.

MONACHVS SAN-GALLENSIS de Geſtis Caroli Magni ad Carolum calvum. beym *Caniſius* antiq. Lectiones. T. II. p. 57. edit. Baſnagii. Antwerpiae 1725.

Mon-

MONTESQVIEV de l'Eſprit des Loix. Amſterdam. 1749.

MVRATORII Geſchichte von Italien. Leipzig 1745.

OROSII, Pauli, Hiſtoriarum libri VII. Moguntiae 1671.

OTFRIDII Verſio rhytmica quatuor Evangeliorum. beym *Schilterus* T. I. Ulm. 1727.

PASQVIER Recherches de la France. Paris 1617.

PAVLVS WERNEFRIDVS DIACONVS de Geſtis Longobardorum. beym *Muratori* SS. R. Ital. Tom. I. col. 405.

PLINII, Caii Secundi, Hiſtoriae Mundi cum notis Ioan. Harduini. Pariſiis 1723.

PLINII, C. Caecilii, Epiſtolae et Panegyricus. Oxonii 1703.

PROCOPII Caeſarienſis Operum Tomi II. Pariſiis 1662 in Hiſtoriæ Byzantinae T. II. P. I.

RVBEI, Hier., Hiſtoriarum Ravenatarum lib. X. Venetiis 1590.

SALMASII Plinianae Exercitationes et Solini polyhiſtor. Traiecti ad Rhenum 1689.

SALVIANI Maſſilienſis, et *Vincentii* Sirinenſis Opera. Editio tertia. Pariſiis 1684.

SENECAE, L. Annaei, Opera, quae exſtant integris Iuſtini Lipſii, et I. Fred. Gronovii Commentariis illuſtrata. Amſtelodami apud Dan. Elzevirium.

SER-

SERRARII, Nicol., Rerum Moguntiacarum lib. V. Francofurti 1722.

SIDONII APOLLINARIS Opera. Parisiis 1614.

SOLINVS POLIHISTOR. Vide *Salmasius*.

STRABONIS Rerum Geographicarum lib. XVII. Amstelodami 1707.

SVRIVS, Laur., de probatis Sanctorum vitis. Coloniae Agrippinae 1575.

SYNESII, Episcopi Cyrensis, Opera, quae exstant, omnia. Lutetiae Parisiorum 1632.

TACITI, C. Cornelii, Opera ex recensione et cum notis Gronovii. Traiecti Batavorum 1721.

TERTVLLIANI Opera omnia. Parisiis 1664.

VEGETIVS et alii SS. antiqui de re militari. Vesaliae 1670.

VEGETII, Flavii, Mulomedicina opera Ioan. Sambuci. Basileae 1574.

VELSERI, Marci, Opera. Norimbergae 1682.

VELLEII PATERCVLI Historiae Romanae. Parisiis 1675.

VENANTIVS FORTVNATVS beym du *Chesne* SS. Hist. Fran. T. I. p. 460.

VICTORIS, Sexti Aurelii, Historiae Romanae Breviarium in Historiae Romanae SS. latinis minor. T. I. Francof. 1588.

VIR-

VIRGILII Maronis opera. Francofurti 1596.

VOPISCVS, Flavius, in SS. Hiſt. Auguſt. latinis T. II. Francofurti 1588.

WILLIBALDI, Ep. Eichſtad., liber de vita Bonifacii Martyris Germ. Apoſtoli, in *Canisii* Theſauro Monumentorum eccleſ. et hiſtor. Amſtelodami 1725. T. II. p. 233.

XIPHILINI, Ioan., excerptae Hiſtoriae e Dione. exc. Henricus Stephanus 1592.

Die Geſchichte der Deutſchen.

Erſtes Buch.

Von den älteſten Zeiten bis auf die Eroberung von Gallien durch den Fränkiſchen König Klodwig.

Erſtes Kapitel.

Das alte Deutſchland nach ſeiner natürlichen Beſchaffenheit betrachtet, Klima, Producte, Thiere, der Menſch.

Die Griechiſchen und Römiſchen Schriftſteller nannten das zwiſchen dem Rhein, der Nord- und Oſtſee, Sarmatien, und der Donau gelegene Land, Germanien, und ſeine Bewohner Germanen a).

Dieſer

a) Zu des Tacitus Zeiten waren wenigſtens dieſe Gränzen von Deutſchland angenommen. Daß aber auch Deutſche Völker außer denſelben, z. B. jenſeits des Rheins in der ſo genannten

Dieſer Nahme ward zuerſt den Deutſchen Nationen gegeben, die ſich jenſeits des Rheins niedergelaſſen, und die Gallier aus den Gegenden des Lüttichер Landes vertrieben haben. Aus Furcht bezeichneten hernach die Gallier alle übrigen Landesleute dieſer obſiegenden Nationen mit demſelben, und zuletzt ließen ſich ihn die Deutſchen ſelbſt, als einen durch Siege und Ehrfurcht geadelten Nahmen, gefallen b). Ob ſie ſich in ihrer eigenen Sprache ſchon damahls von einem ihrer National-Götter, Theut oder Thuisko mit Nahmen, Deutſche genannt haben: läßt ſich nicht mit Zuverläſſigkeit angeben.

Ihre eigenen und einheimiſchen Nachrichten von dem Urſprunge und den Begebenheiten der Nation waren in Verſen enthalten, die ſie mündlich fortpflanzten. Karl der Große ließ die zu ſeiner Zeit noch übrigen ſammeln; allein, auf uns ſind ſie nicht gekommen. Was wir demnach von ihnen wiſſen, haben wir von den Griechen und Römern, die Deutſchland einſtimmig als ein kaltes, unfreundliches, rauhes, mit Waldungen und Sümpfen angefülltes Land beſchreiben, in welchem ſich nur diejenigen entſchließen könnten zu wohnen, die darin geboren wären c).

Die-

ten Germania prima und ſecunda ſich aufgehalten haben, iſt unſtreitig. In Sarmatien ſelbſt (Pohlen) wohnten mehrere Deutſche Völker, die eine Zugllnie bis an den Pontus Euxinus ausmachten. An dem Pontus Euxinus findet man noch heut zu Tage Uiberbleibſel von der Deutſchen Sprache.

b) TACITVS *de Mor. German.* c. 2.

c) Perpetua illos hiems, triſte caelum premit. SENECA *Lib. de Providentia Dei.* Cap. IV. pag. 321. Terra etſi aliquanto ſpecie differt, in univerſum tamen aut ſyluis horrida, aut paludibus foeda. TACITVS *de Mor. Germ.* c. 5.

Diese Meinung war so allgemein, daß der Römische Consul Symmachus seinem Freunde Ausonius, der die Mosel mit ihren Gegenden in einem eigenen Gedichte besungen hat, bey Uibersendung desselben zurückschrieb: Er könnte nicht glauben, was Ausonius schönes und großes von der Mosel vorbringe, wenn er nicht wüßte, daß sein Freund auch nicht einmahl in einem Gedichte die Unwahrheit sage d). Woraus man leicht schließen kann, was sie von Deutschland selbst mögen gehalten haben.

Deutschland mußte freylich den Augen mancher an die Schönheit des Griechischen und Italienischen Himmels gewohnten Schriftsteller noch unfreundlicher vorkommen, als es an sich war. Man merkt dem Diodorus Siculus, der in Sicilien lebte, die Verwunderung an, mit der er seinen Landesleuten erzählet, daß in Deutschland und Gallien auch die größten Flüsse dergestalt zufrieren, daß man darüber reiten und fahren könne e). Doch muß es auch seinen eigenen Bewohnern nicht allerdings gefallen haben; weil diese sechs ganze Jahrhunderte hindurch mit den Waffen in der Hand andere Wohnungen gesucht, und sich nicht eher zur Ruhe begeben haben, als bis sie selbige auf den Trümmern des mächtigsten Reiches, das jemahls gewesen, gefunden haben.

Wenn sich Deutschland gar nicht mehr gleichet, so ist der Grund davon in dem Anbau desselben, und der Ausrottung der vielen Waldungen zu suchen; indem ein Land allzeit in dem Verhältniß gegen ein anderes, das unter dem nähmlichen Himmelsstrich liegt,

d) Op. AVSONII pag. XL.

e) *Bibliotheca histor.* L. V. pag. 303.

kälter, feuchter und unfruchtbarer ſeyn wird, als es mehr Waldungen in ſich faßt. Die Bäume geben Schatten, ziehen die Wolken an ſich, verwahren die Feuchtigkeit in ihren Blättern, und alle Aeſte ſind eben ſo viel Fächer, welche die mittlere Gegend der Luft bewegen, woraus nothwendiger Weiſe Regen, Kälte, und zuletzt Sümpfe entſtehen müſſen.

Mit was für ungeheuren Wäldern Deutſchland müſſe angefüllt geweſen ſeyn, kann man ſchon daher zur Genüge abnehmen, daß Cäſar dem Harzwald allein (ſilva hercinia) eine Länge von 60, und eine Breite von 9 Tagreiſen beylegt f), und Plinius ſo gar ſagt, die Eichbäume bedeckten ganz Deutſchland, und vermehrten die ohnehin ſchon große Kälte durch ihren Schatten g). Die Möglichkeit einer ſolchen Veränderung, die mit Deutſchland vorgegangen, läßt ſich ganz leicht begreiffen, wenn man dasjenige dagegen hält, was in den jüngſt verfloſſenen Zeiten ſich mit Nordamerika zugetragen hat.

Zu des Tacitus Zeiten war noch kein einziger Obſtbaum vorhanden. Dieſer Römer ſcheint ſogar dafür zu halten, daß der Deutſche Boden unfähig ſey,

f) *Commènt. de Bello Gallic.* L. 6. c. 25.

g) *Hiſtor. nat.* L. 16. c. 2. das nordliche nähmlich. Was in dieſem der Eichbaum war, iſt in dem mittägigen der Fichten- und Tannenbaum geweſen. Die Römer ſtellten daher, wie MARCVS VELSER *Rer. Aug. Vindel.* L. 4. p. 245. bemerkt, dieſen Theil von Deutſchland auf ihren Münzen durch den Tannenbaum (abies) vor; die Stadt Augsburg aber führte, nach eben deſſelben Bemerkung, ſchon in den älteſten Zeiten, als eine Römiſche Colonie, eine Zirbelnuß, (nux piniſera) als ein Unterſcheidungszeichen von andern Römiſchen Colonien.

ſey, ſie zu tragen h). An Gartengewächſen war Deutſchland eben ſo arm. Unter den wild wachſenden Kräutern und Pflanzen zeichnete ſich eine Art Paſtinaken aus, die dadurch berühmt geworden, weil der Kaiſer Tiber, der ſie kennen gelernt, als er in Deutſchland die Römiſchen Armeen commandirte, ſich alle Jahr einige nach Rom bringen ließ i). Auch gab es vielen wilden Spargel, von dem der nähmliche Tiber ſcherzweiſe zu ſagen pflegte, es wachſe in Deutſchland ein Kraut, das faſt Spargel wäre k). Plinius thut nebſt dieſem noch von Rettichen Meldung, die ſo groß wären, als ein kleines Kind; und ſchließt daher, daß dieſes Gewächs kalten Boden liebe l).

Von Getreidarten waren hauptſächlich der Haber und die Gerſte bekannt. Aus dem erſten bereiteten ſie ein Mus zum Eſſen m); aus der Gerſte brauten

h) Arborum frugiferarum impatiens. *Mor. Germ.* C. 5. Zu des Plinius Zeiten, der etwas vor dem Tacitus gelebt, waren jedoch ſchon Kirſchbäume an den Rhein gepflanzt, von denen dieſer Naturforſcher *Hiſt. nat.* L. 15. c. 30. ſagt, daß die daran wachſenden Kirſchen eine dritte, aus ſchwarz, roth und grün zuſammen geſetzte Farbe hätten; gleichſam als wenn ſie immer anfingen, erſt reif zu werden. Bey dieſer Gelegenheit bemerkt auch Plinius, daß, nachdem Lucullus die Kirſchbäume aus dem Pontus nach Italien gebracht, ſie innerhalb 120 Jahren bis an den Rhein, ja ſogar über das Meer bis nach Britannien gekommen.

i) PLINIVS *Hiſtor. natur.* L. 19. c. 32, 33.

k) Idem L. 19. c. 42. Herbam ibi quandam naſci, ſimillimam aſparago.

l) Idem L. 19. c. 26.

m) Primum omnium frumenti vitium auena eſt, & hordeum in eam degenerat: ſicut ipſa frumenti fit inſtar: quippe eum Germaniæ populi ſerant eam, nec alia pulte viuant. PLIN. *Hiſt. nat.* L. 18. c. 44.

sie Bier n). Wie wenig sie sich aber überhaupt auf den Ackerbau verlegt, werden wir in der Folge hören.

Daß der Deutsche Boden vorzüglich zur Viehzucht bequem gewesen, gestehen die Römer selbst. Zahlreiche Herden waren auch die einzigen und liebsten Reichthümer der Deutschen. Das Deutsche Hornvieh soll aber, nach dem Zeugnisse des Tacitus, klein und unansehnlich gewesen seyn o).

Nebst dem Hornvieh hielten die Deutschen auch ungemein viel auf Pferde. Diese dienten ihnen nicht nur allein zum Krieg und Reisen, sondern auch zur Nahrung; indem das Pferdefleisch eines ihrer köstlichsten Gerichte war. Der h. Bonifacius befragte sich bey dem Papste Gregorius dem dritten, wie er sich in diesem Stücke zu verhalten habe. Der Papst antwortete, er solle es keineswegs zugeben, sondern, so viel als möglich, hindern, und den Uibertretern eine gehörige Buße auflegen; denn es wäre unrein und verabscheuungswürdig p).

Bonifacius konnte aber dieses Geboth nicht leicht durchsetzen. Er befragte sich daher noch einmahl bey dem Nachfolger des Gregorius, dem Papste Zacha-

n) TAC. *de M. G.* c. 23.

o) TAC. *de M. G.* c. 5.

p) *Tom. 6. Conc. Labb. col.* 1468. lit. E. Inter caetera agrestem caballum aliquantos comedere adiunxisti, plerosque et domesticum. Hoc nequaquam fieri deinceps, sanctissime Frater, finas, sed quibus potueris Christo iuuante modis per omnia compesce, & dignam eis impone poenitentiam: Immundum est enim atque execrabile.

Zacharias, der das nähmliche bestätigte, und nebst diesem noch Hasen, Biber, Störche und Krähen zu essen verboth q). Wir werden in der Folge hören, worauf sich dieses Verboth mag gegründet haben.

Der Aberglaube hatte auch vielen Theil an der Hochachtung, welche die Deutschen für die Pferde hatten; indem sie dieselben zum Wahrsagen brauchten. Einige, die aber ganz weiß, und niemahl zur Arbeit gebraucht seyn durften, wurden in den heiligen Wäldern, oder Hainen, die den Deutschen anstatt der Tempel dienten, dazu ernährt, zu gewissen Zeiten aber in einen Wagen, der wegen dieser Bestimmung gleichfalls für heilig gehalten wurde, gespannt, und von dem König, oder Fürsten und Priester des Volks begleitet, die aus ihrem Wiehern das Künftige voraus sagten.

Sonst verachtet Tacitus die Deutschen Pferde, wie das Hornvieh. Weder ihre Gestalt, sagt er, noch die Geschwindigkeit will etwas bedeuten r). Cäsar, welcher Deutsche in seinen Dienst genommen, so bald er sie kennen gelernt, theilte unter sie die Pferde seiner eigenen Hauptleute und Reiterey aus; weil er die Deutschen Pferde nicht für tauglich genug zum

q) Inprimis de Volatilibus, id est, graculis & corniculis, atque ciconiis, quae omnino cauendae sunt ab esu Christianorum. Etiam et fibri atque lepores, et equi siluatici multo amplius euitandi. *Tom. 6. Conc. Labbei* c. 1525. Den Speck, von welchem Bonifacius auch fragte, räth der Papst erst zu räuchern und zu kochen, oder doch erst nach Ostern zu essen.

r) *De Mor. Germ.* c. 6. Equi non forma, non velocitate conspicui.

Kriege hielt s). Doch rühmt Flavius Vegetius, gleichfalls ein Römer, der etwa 400 Jahre nach dem Cäsar geschrieben, die Thüringischen Pferde wegen ihrer Dauerhaftigkeit t).

Aus dem schon angeführten Schreiben des h. Bonifacius sehen wir, daß es auch wilde Pferde in Deutschland gegeben; indem er ebenfalls fragt, ob es nicht erlaubt sey, wildes Pferdefleisch zu essen. Aus Abgang der Nachrichten läßt sich aber nicht bestimmen, ob es eine eigene Art solcher Pferde gewesen, dergleichen in den Tartarischen Steppen in Asien noch heut zu Tage anzutreffen seyn sollen, oder nur solche, wie die unsrigen sind, die sich aber in den Waldungen selbst genährt und fortgepflanzt haben.

Sonst waren die Auerochsen unter den wilden Thieren merkwürdig, besonders wegen ihrer Geschwindigkeit und Stärke. Man fing sie erst in Gruben; dann wurden sie getödtet. Der Jünglinge Geschäft war, sich durch diese Jagd abzuhärten, und einen großen Nahmen zu machen; indem sie die Hörner als Siegeszeichen öffentlich aufwiesen u). Diese Hörner wurden hernach aus Abgang anderer Geschirre zum Trinken gebraucht, wovon die Vornehmern die Mündung mit Silber einfassen ließen v).

Das

s) *Commentar. de bello gallico.* L. 7. c. 65.

t) *Mulomedic.* L. 4. pag. 178.

u) CAESAR *Comment. de bello gallico.* L. 6. c. 28.

v) PLINIVS *Hist. nat.* L. 11. c. 45. Als das Christenthum in Deutschland gepredigt wurde, entstand die Frage, ob es erlaubt sey, dieselben noch fernerhin zu brauchen. Nicht als wenn es an sich etwas unerlaubtes wäre, aus Hörnern zu trinken

Das Thier Alces, von welchem Cäsar, Plinius und Solinus Meldung thun, war das Elendthier, das sich damahls noch häufig in Deutschland aufgehalten w). Daß einige Thierarten sich gar verloren, andere aber mehr nach Norden sich zurück gezogen haben, dazu kann schon die Verminderung der Waldungen, und die darauf erfolgte Veränderung des Klima vieles beygetragen haben. Zu diesem kamen noch die starken Jagden, und in den folgenden Zeiten die Erfindung des Schießpulvers. Gleichwie durch das letztere die Kunst, einander zu ermorden, unter den Menschen auf das höchste gestiegen ist, so

trinken, sondern weil nach dem Brauch der alten Deutschen bey ihren Zusammenkünften und Festen auch die Gesundheit ihrer Götter daraus war getrunken worden. Hierauf zielt der berühmte *Indiculus superstitionum Liptinensis*. §. 22. *de tempestatibus et CORNIBVS, et COCHLEIS*. Die Gottesgelehrten der damahligen Zeiten hielten dafür, daß es erlaubt sey, wenn man nur das Kreuz darauf mache. Man sehe den IONAS *in vita S Eustasii, Abbatis Luxoniensis*. Die Angelsachsen brachten den Brauch, aus solchen Hörnern zu trinken, mit sich nach Britannien. Witlas König der Mercier vermachte den Mönchen das Horn seines Tisches, daß sie auf großen Festen daraus trinken sollten. Bey Ducange Gloss. v. Cornu. Aehnliche Stiftungen geschahen auch in Deutschland; und man findet in einer Urkunde des Propstes Arnold der Kirche B. M. V. ad gradus zu Mainz bey dem nähmlichen Ducange, daß der Wein selbst, den die Canonici und Mönche zu gewissen Zeiten bekamen, deßwegen *Cornua* genannt wurde. Falkenstein (Nordgauische Alterthüm. I. Th. p. 272.) hält dafür, daß der Hornung ebenfalls den Nahmen daher habe, weil dieser Monath, besonders bey den alten Deutschen ihren Feyerlichkeiten, Gastmahlen, und dem Trinken gewidmet war.

w) Ein mehreres davon kann man in SALMASII *Exercitationibus Plinianis*, p. 164. lit. B. nachsehen.

ſo kamen auch die Thiere in eine weit ſchlimmere Lage. Die immer zunehmende Bevölkerung that ihnen ohnehin ſtarken Abbruch. Je mehr ſich der Menſch vervielfältigt; deſto mehr müſſen die Thiere abnehmen. Nahrung, Sicherheit, alles entgehet ihnen zuletzt; wenn ſich dieſer nicht durch ſeine eigenen Bedürfniſſe genöthiget ſiehet, einiger Arten davon zu ſchonen. Man vergleiche nur hiemit, was Kalm von der Verminderung der Thiere in Norhamerika in ſeinen Reiſen aufgezeichnet hat x).

Mit den Vögeln hat es die nähmliche Bewandtniß. Zu den Zeiten des h. Bonifacius ſind noch Falken in der Menge vorhanden geweſen. Wir haben ein Schreiben des Königs Aethilbert an dieſen Heiligen, worin er ihn erſucht, ihm einige von Deutſchland nach England zu ſchicken, welche abgerichtet wären Kraniche zu fangen; weil dergleichen in England nicht anzutreffen wären *). Daß Deutſchland in

x) Beſchreibung der Reiſe nach dem nördlichen Amerika, zweyter Theil, pag. 429.

*) Vnam rem praeterea a vobis deſidero mihi exhiberi, quam vobis acquirere valde difficile eſſe, iuxta quod mihi indicatum eſt, nullatenus reor: id eſt *duos falcones*, quorum ars et artis audacia ſit, grues velle libenter captando arripere, et arripiendo conſternere ſolo. Ob hanc etenim cauſam de harum acquiſitione et transmiſſione ad nos auium vos rogamus: quia videlicet et perpauci huius generis accipitres in noſtris regionibus, hoc eſt, in Cantia reperiuntur, qui tam bonos producant foetus, et ad ſupradictam artem animo agiles ac bellicoſi educentur, edomentur, ac doceantur. Epiſt. XL. inter Bonifacian. Edit. Serarii. p. 54. Dem König Ethelbald ſchrieb Bonifacius ſelbſt: Pro ſigno veri amoris direximus tibi accipitrem vnum, et *duos falcones*, duo ſcuta et duas lanceas. Epiſt. XII. p. 16. edit. eiusd.

in den groſſen Waldungen, womit es faſt ganz bedecket war, eine ungeheure Menge Vögel müſſe genähret haben, erhellet ſchon aus den verſchiedenen Arten von Stoßvögeln, Falken, Habichten, und dergleichen, die in den alten Geſetzen der Baiern und Alemannier vorkommen, und zu dem Vogelfange auch von Privatleuten unterhalten wurden. In dem Harzwalde ſollen Vögel geweſen ſeyn, deren Federn geglänzet und durchgeſchimmert haben, wenn es auch noch ſo finſter war; ſo daß ſie den Reiſenden des Nachts anſtatt des Lichtes gedienet haben y).

Von Fiſchen ſchätzten die Römer beſonders den Rhein-Salmen z). Auſonius a) und Plinius b) thun auch von dem Silurus Meldung. Auſonius verſetzt ihn in die Moſel, und nennet ihn wegen ſeiner Größe Pecus flumineum, der ſich aber ſonſt ganz friedfertig halte c). Plinius hingegen verſetzt ihn in den Main, und macht ihn zum Raubfiſch, der ſogar Pferde angreiffe d). Man hält aber mit vieler Wahrſcheinlichkeit dafür, daß es der Hauſen mag geweſen ſeyn, der ſich damahls häufig in dem Rhein aufgehalten hat, und von da in die Moſel und den Main geſtiegen ſeyn muß.

Ob die Götter den Deutſchen Gold und Silber aus Gnad oder Ungnad verſaget, getrauet ſich Tacitus nicht zu entſcheiden e). Zu ſeiner Zeit wenigſtens wa-

y) SOLINVS *Polihyſt.* c. 20. p. 29. Plinius L. 10. c. 47.
z) AVSONIVS. *in Moſella* ver. 97.
a) Ibid.
b) *Hiſtor. nat.* L. 9. c. 17.
c) Tranquillos moliris in amne meatus. in *Moſella*. ver. 146.
d) *loc. cit.* n. 5.
e) *De Mor. Germ.* c. 5.

waren noch keine Bergwerke entdeckt. Diejenigen, die Curtius Rufus bey Wißbaden zu bearbeiten anfing, gingen bald wieder ein; weil die Ausbeute die Mühe nicht genugsam belohnte f). Salzquellen waren nur hie und da vorhanden, die nicht nur allein wegen ihrer Nutzbarkeit, sondern auch deßwegen Krieg unter verschiedenen Deutschen Nationen veranlaßten, weil sie glaubten, ihre Götter hielten sich besonders gern an dergleichen Orten auf g). Ihre Art, Salz zu bereiten, war aber sehr sonderbar. Sie schütteten das Salzwasser auf glühende Kohlen von Eichenholz oder Haselnußstauden. Durch diese Begießung wurden die Kohlen selbst zu Salz, welches aber schwarz blieb h). Unter den warmen Bädern kannten die Römer das Wißbad (Fontes Mattiaci). Die Alten sahen auch zum Theil den Börnstein als ein Deutsches Product an. Die Deutschen nannten ihn Glessum (Glas), und die Inseln, auf welchen er sollte gefunden werden, Glas-Inseln (Insulae Glessariae) †).

Das merkwürdigste von dem alten Deutschlande war unstreitig der Bewohner desselben, wenn man ihn nur nach seiner natürlichen Beschaffenheit betrachtet. Fast sollte man glauben, wenn man die Nachrichten der Alten von dem Hornviehe und den Pferden mit den heutigen Eigenschaften derselben vergleichet, es müßten sich diese Thierarten in der Folge verbessert haben, das Menschengeschlecht aber einiger Maßen ausgeartet seyn. Unter den alten Deutschen war eine bewunderungswürdige Aehnlichkeit der Lei-

f) TACITVS L. 11. *Annal.* c. 20. p. 413.
g) *Idem* L. 13. *Annal.* c. 57. p. 555.
h) PLINIVS *Hist. nat.* L. 31. c. 39. p. 560.
†) PLINIVS L. 37. c. 11.

Leiber und Geſichtsbildung. Hieraus ſchließt Tacitus i), daß die Deutſchen eine eigene urſprüngliche, mit andern Völkern unvermiſchte Menſchenart müßten geweſen ſeyn. Die Deutſchen ſelbſt glaubten, daß ihre Stammväter der Gott Teut und ſein Sohn Mannus aus der Erde hervor gekommen wären.

Beſonders aber waren ſie von andern Nationen unterſchieden durch ihre Größe, blauen Augen und röthlichten oder gelben Haare k). Um ihre Größe auszudrücken, brauchten die Alten die Beywörter, ingentia, immania, altiſſima corpora. Sidonius Apollinaris gibt den Burgundern einigemahl das Beywort ſiebenſchuhig (Burgundio ſeptipes) l). Da nun das ordentliche Recrutenmaß bey den Römern 5 Schuhe 7 Zoll waren m), welches man für die mittlere Statur der Römer annehmen kann: ſo war ein

i) Ipſe eorum opinionibus accedo, qui Germaniae populos nullis aliis aliarum nationum connubiis infectos *propriam* et ſinceram; et *tantum ſui ſimilem* gentem exſtitiſſe arbitrantur. *De M. G.* c. 4.

k) TACITVS ſagt: Truces et caerulei oculi, rutilae comae, magna corpora *De Mor. Germ.* c. 4. Conring hat eine eigene Diſſertation *de habitus corporum Germanicorum antiqui ac novi cauſis* geſchrieben, die in dem fünften Tome ſeiner Werke anzutreffen iſt, wo man die hierher ſich beziehenden Stellen beyſammen findet.

l) L. 8. *Epiſt.* 9. *ad Lampridium*, p. 219. und *Carmine XII. ad Catullin.* Eginhard ſagt zwar von Karl dem Großen: Statura fuit eminenti, quae tamen *iuſtam* non excederet. Nam *ſeptem ſuorum pedum* proceritatem eum conſtat habuiſſe figuram. Allein da er *ſuorum* dazu ſetzt, läßt ſich nichts gewiſſes daraus ſchließen. Vide FREHER. *de Statura Caroli M. Imperat.* beym Ducheſne SS. R. F. T. II. p. 250.

m) VEGETIVS *de re militari Rom.* L. 1. c. 5. p. 6. CODEX THEOD. L. 3. *de Tyron.*

ein Deutſcher durchgehends wenigſtens einen Schuh größer als ein Römer.

Die Anmerkung wegen der blauen Augen iſt eben ſo allgemein. Neben dem ſchon angeführten Zeugniſſe des Tacitus nennt Horaz aus dieſer Urſache die Deutſchen überhaupt caerulea pubes (das bläulichte Volk) n). Auſonius ſagt von der Biſſula, einem Schwäbiſchen Mädchen, deſſen Schönheit er ungemein erhebt, daß es eine Römiſche Zunge, und ein Deutſches Geſicht, das iſt, blaue Augen und gelbe Haare habe o). Die Gothiſchen und Longobardiſchen Könige liebten wegen ihrer Haare den Beynahmen Flavius, den auch des Deutſchen Helden Arminius Bruder von den Römern aus der nähmlichen Urſache ehemahls erhalten hatte, und die Vandalen werden von dem Procop p) goldhaarig genannt.

Um ihre Haare deſto mehr zu verſchönern, brauchten ſie eine gewiſſe Seife, die ſich das Römiſche Frauenzimmer häufig nach Rom bringen ließ, um ſeinen Haaren die nähmliche Farbe zu geben q). Der Kirchenvater Tertullian wirft es ſogar den Afrikanerinnen vor, daß ſie ſich ſchämten in Afrika geboren zu ſeyn, und durch ihre Haare für Deutſche und

n) *Lib. Epod. Ode XVI.*

o) Sic Latiis mutata bonis, Germana maneret,
Vt facies, *oculos caerula, flaua comas.*
Ambiguam modo lingua facit, modo forma puellam
Haec Rheno genitam praedicat, haec Latio.
AVSON. *in Edyllliis de Biſſula.* p. 228.

p) De bello Vandalico L. I. c. 20.

q) Mutat Latias ſpuma batana comas.
MARTIAL. L. 8. *Epigramm.* 33.

und Gallierinnen gehalten zu werden ſuchten r). Auch das Deutſche Haar mußte häufig nach Rom wandern, um die Köpfe des Frauenzimmers ſo wohl, als der Männer zu ſchmücken.

Dieſe Erfahrungen zuſammen genommen; keine oder wenige Obſtbäume, — kleines und unanſehnliches Hornvieh und Pferde — Auerochſen — Elendthiere — Falken — große Menſchen mit blauen Augen, röthlichen Haaren, weißer Farbe — muß Deutſchland faſt das nähmliche Klima gehabt haben, als jetzt Schweden und zum Theil Rußland haben.

Die alten Schriftſteller, durch die Auswanderung ſo vieler Völker ganz in Erſtaunen geſetzt, hielten Deutſchland für ein ungemein volkreiches Land. Dieſes mag wohl in Anſehung der damahligen Umſtände, der vielen Waldungen nähmlich, und des wenigen Ackerbaues, einiger Maßen gelten. Allein, gegen die heutigen Zeiten gerechnet, will dieſe Bevölkerung gewiß wenig bedeuten. Die ausgewanderten Nationen waren auch überhaupt nicht ſo zahlreich, als man ſich gemeiniglich vorſtellt. Wenn dem Gregorius Turonenſis zu trauen iſt s), ſo waren die Longobarden, die einen großen Theil von Italien erobert haben, nicht ſtärker als vier tauſend Mann. Die Franken, die ſich mit Klodwigen in Gallien niedergelaſſen haben, mögen ebenfalls nicht viel ſtärker geweſen ſeyn. Drey tauſend davon ließen ſich mit ihm taufen, die übrigen gingen zurück; und aus der Art, wie dieſes der nähmliche Gregorius erzählet, ſieht man

r) Pudet feminas nationis ſuae, quod non Germanae aut Gallae procreatae ſint, ita patriam capillo transferunt. TERTVLLIAN. *L. de cultu femin.* c. 6.

s) *Hiſtor. Franc.* L. 4. c. 41.

man ſchon, daß es eben kein beträchtlicher Theil der Nation geweſen t). In dem berühmten Treffen gegen den Kaiſer Julian bey Straßburg, wo ſieben Alemanniſche Könige alle ihre Kräfte zuſammen gezogen hatten, waren die Deutſchen nicht ſtärker, als 35000 Mann u). Die Vandalen ſollen, nach einigen Nachrichten, 70000 Seelen zuſammen, Weib und Kinder miteingerechnet, ausgemachet haben, als ſie nach Afrika übergingen; man kann demnach kaum 20000 ſtreitbare Männer auf ſie rechnen.

Zweytes Kapitel.

Charakter der Deutſchen, Sitten, Wiſſenſchaften, Künſte, Handlung.

Vor allem müſſen wir die Hauptzüge in dem Deutſchen Charakter ſuchen; das übrige wird ſich von ſelbſt geben. So wie Tacitus, Mela, Strabo, Seneca, und andere die Deutſchen beſchrieben, waren ſie eine kriegeriſche, und von dem Geiſt der Freyheit und Unabhängigkeit ganz beſeelte Nation. Alles athmete Krieg bey ihnen. Alsdann fing der Menſch gleichſam an zu leben, und ward als ein Theil des Volkes, und Mitglied des Staates betrachtet, da er das erſtemahl die Waffen in die Hände bekam, welches allemahl mit großer Feyerlichkeit und in der Verſammlung des Volkes geſchah. Wenn er ſie einmahl hatte, ließ er ſie nie von ſich; zu Hauſe, und auf dem

t) *Hiſt. Franc.* L. 2. c. 31.
u) AMMIAN. MARCELL. *Hiſt.* L. 16. c. 12.

dem Feld führte ein jeder ſeine Waffen mit ſich a). Mit dieſen ging er zu Tiſche, zu öffentlichen Gaſtmahlen, in die Verſammlungen des Volks, vor Gericht b), und legte ſich damit ſchlafen. Auf daß er ſich auch allenfalls nach dem Tode wehren, oder darin üben könnte; bekam er ſie mit ſich in das Grab. Kurz, bey den Deutſchen machten die Waffen den Mann aus; beyde Ideen floßen zuletzt in eine zuſammen, und ſelbſt nach der Sprache ihrer Geſetze waren eine Lanze und ein Mann gleich bedeutende Wörter c). Einige Völker hielten ihre Waffen gar für etwas göttliches, und überhaupt war kein Schwur heiliger bey den Deutſchen, als durch ihre Waffen.

Dieſer kriegeriſche Geiſt verbreitete ſich über alle ihre Handlungen, und ihr ganzes Gedanken-Syſtem, ihre Schauſpiele und Ergetzungen waren kriegeriſch; ihre Cäremonien waren kriegeriſch, ſelbſt diejenigen, die bey Handlungen gebraucht wurden, wo nichts als ſanfte Empfindungen rege gemacht werden ſollten, z. B.

a) Dieſen Gebrauch, auch mitten im Frieden bewaffnet zu gehen, theilten die Deutſchen in der Folge auch den von ihnen eroberten Provinzen mit, wo er ſich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

b) Auch dieſer Gebrauch erhielt ſich ſehr lange; ſo gar der Biſchof von Wirtzburg mußte den Harniſch anlegen, wenn er Landgericht halten wollte.

c) In den Geſetzen der Angeln und Warlner heißt es: Poſt quintam generationem filia ex toto. . . . ſuccedat, et tunc demum haereditas ad *fuſum* a *lancea* tranſeat. Apud HEINECC. *Corp. Iuris German. antiq.* p. 449. Wie aus der Lanze ein Hut (chapeau) geworden, laſſen wir andern über zu beurtheilen. Dieſer Umſtand, ſo klein er auch iſt, zeigt doch zur Genüge den Abſtand unſerer Sitten von den Sitten der alten Deutſchen.

z. B. bey Hochzeiten und dergleichen; ihre Religion war kriegeriſch; ihr Himmel, den ſie nach dem Tode hofften, und ſelbſt ihre Weiber waren kriegeriſch. Dieſe gingen mit ins Feld, und ſtellten ſich auch in dem hitzigſten Treffen ſo nahe an ihre Männer, daß ſie ihnen zurufen, und Muth einſprechen konnten. Seneca drückt den Charakter der Deutſchen ganz kurz mit folgendem aus: "Sie (die Deutſchen) werden „in den Waffen geboren, erzogen, und ihre einzige „Sorge geht auf die Waffen, das übrige vernachläſſigen ſie" d).

Nur iſt die Frage, wie dieſer kriegeriſche Geiſt in ihnen entſtanden ſey. Der Menſch iſt an ſich nicht bösartig, oder ein geborner Feind anderer Menſchen; wenn auch Hobbes, dieſes zu erweiſen, die Hunde zu Zeugen aufruft. "Denn auch dieſen, ſagt er, iſt „es bekannt; indem ſie bey Tage alle Unbekannte, die „in das Haus kommen, anbellen, zur Nachtzeit aber alle ohne Unterſchied" e). Gleichwie wir den Deutſchen in den Waffen antrafen: ſo hat man auch ganz friedfertige Nationen gefunden. Der mit ſeiner Armuth und ſich ſelbſt zufriedene Lapp- und Grönländer ſind lebendige Zeugen davon. Die Deutſchen müſſen alſo noch vor dem Cäſar und Tacitus uns unbekannte Perioden durchgelaufen haben, in welchen eine ſolche Stimmung ihrer Neigungen und Seelenkräfte durch eine beſondere Zuſammenwirkung mehrerer Urſachen iſt hervor gebracht worden.

Wenn

d) Armis innaſcuntur innutriunturque, quorum vnica cura eſt, alia negligentibus. SENECA L. I. *de ira* c. II.

e) Sed quid hominibus doctis conamur demonſtrare, id quod ne canes quidem ignorant, qui accedentibus oblatrant, interdiu quidem ignotis, noctu autem omnibus. HOBBES *Leviath.* P. I. c. 13. pag. 65.

Wenn das Intereſſe eines Menſchen ſich mit des andern ſeinem durchkreuzet; wenn er ſeine Bedürfniſſe nicht anders befriedigen kann, als auf Unkoſten eines dritten: dann fängt die in ſeinem Herzen verborgene Bosheit an ihre Keime hervor zu treiben. Die Völker in dem Zuſtande der Barbarey haben wenig Bedürfniſſe; dieſe aber ſind um ſo ſtärker, weil ſie nicht durch die Einbildung, ſondern durch die Nothwendigkeit allein erzeugt werden. Tacitus ſetzt als das erſte Nahrungsmittel der Deutſchen die wilden Baumfrüchte an f). Dieſe konnten aber nicht lange hinreichen, eine Menge Volks zu ernähren. Man mußte bald auf andere Mittel denken. Das nächſte war die Ermordung der Thiere, die ſchon theils wegen eigener Sicherheit, theils um ſich gegen die Kälte durch ihre Häute zu ſchützen, nothwendig geworden war. Nun wollte man ſich auch von ihrem Fleiſch nähren. Tacitus ſetzt daher das friſche Wildpret (recens fera) als das zweyte Nahrungsmittel der Deutſchen an. Manche Thiere ſind dem Menſchen an Stärke, andere an Geſchwindigkeit überlegen. Man mußte auf Waffen denken, und das Morden ward eine Kunſt, aber auch um vieles erleichtert. Die Erfindung der Waffen iſt der erſte Schritt zum Kriege. Von dem Kriege, der mit den Thieren geführt wird, iſt der Uibergang allemahl leicht zu dem mit den Menſchen. Und wann einmahl der Krieg angefangen hat, wachſen aus einem immer neue Urſachen zu andern hervor.

f) Cibi ſimplices, agreſtia poma, recens fera, aut lac concretum, *de M. G.* c. 23. Man bemerke, daß Tacitus in der Setzung der Speiſen die Stufen in Obacht nimmt, auf welchen die Menſchen vermuthlich ſich zu dem geſellſchaftlichen Leben empor geſchwungen haben.

Der Krieg hat ohnehin allezeit ein heimliches Vergnügen bey sich. Der Krieger macht Versuche seiner Kräfte, er lernt sie kennen, und wenn er siegt, so ist seine Zufriedenheit vollkommen. Gleichwie durch den Sieg das Gefühl seiner eigenen Kräfte, das angenehmste, das der Mensch hat, ungemein erhoben wird; so wartet auch das frohe Zujauchzen einer ganzen Nation auf ihn, welches ihn noch mehr über sich selbst erhöhet. Und auf solche Art kann der Krieg, besonders in einem Stande, wo der Mensch noch nicht gelernt hat feinere Vergnügungen zu genießen, und die Sympathie nicht stark genug ist, ihn von dem Leid zurück zu halten, das er andern Menschen anthut, seine Lieblingsbeschäftigung werden. Der Nutzen, den er daraus zieht, unterhält in ihm diese Neigung. Im Kriege wird Beute gemacht, eine Art zu erwerben, die Leuten, welche nichts arbeiten mochten, allzeit die liebste war. Man gewöhnt sich daran, und glaubt zuletzt zu allem berechtiget zu seyn, was man Kräfte genug hat behaupten zu können. Auf solche Weise entsteht das Recht der Stärke, welches Pomponius Mela als einen charakteristischen Zug der Deutschen ansieht g). Ammian Marcellin sagt das nähmliche von den Alemanniern insonderheit h), und Sidonius Apollinaris von den Sachsen i). So antworteten ebenfalls die Gallier den Hetruskern, daß sie das Recht in ihren Waffen trügen, starken Leuten gehöre alles, wohin sie reichen können k). Obschon die Deutschen gleichwohl so viel einsahen, daß ohne inne-

g) Ius in viribus habent, adeo vt ne latrocinii quidem pudeat. POMPON. MELA L. 3. *de situ orbis*. c. 3.

h) AMMIAN. MARCELLIN. *hist.* Lib. 17. c. 10. et 12.

i) SIDONIVS APOLLINARIS Lib. 8. Epist. 6.

k) Se in armis ius ferre, et omnia fortium virorum esse. LIVIVS L. 5. *Histor.*

innere Sicherheit kein Staat bestehen könne; so war doch das Rauben und Stehlen außer dem Gau eines jeden Volkes, zu welchem einer gehörte, keine Schande. Aus diesem Grunde übten sie auch das so genannte Strandrecht aus, wovon wir noch die Spuren im vierzehenten Jahrhundert in Deutschland finden 1).

Hierin fanden sie so wenig ungereimtes, daß ihre Lieblingsnahmen, so, wie ihre Feldzeichen, von starken oder Raubthieren entlehnt waren, als wenn sie sich eine Ehre daraus machten, ihnen zu gleichen; da es hingegen ein Scheltwort war, einen einen Hasen zu nennen, das in der Folge nach den Salischen Gesetzen mit sieben Sols bezahlt werden mußte m).

Wenn die Jagd nicht mehr hinreicht, die Bewohner eines Landes zu nähren; so, ist das nächste Zufluchtsmittel die Viehzucht. Gleichwie der Jäger mit allen Thieren Krieg führt: so fängt der Mensch in diesem Stande an einiger zu schonen, und eine Art von Frieden und Gesellschaft mit ihnen zu errichten. Er nährt sich von ihnen; hingegen nährt er sie wieder. Nun wird seine Lebensart ruhiger; er behält Muße zum Nachdenken; seine Sitten werden sanfter, und er kommt um einen starken Schritt dem ge-

1) TACITVS erzählt davon ein merkwürdiges Beyspiel in dem Leben des Agricola.

m) Die Sächsischen Prinzen, die zuerst in Britannien festen Fuß gefasset, nannten sich der eine Hengst, der andere Horse, welches in der Angelsächsischen Sprache eine Stute bedeutet. Die Nahmen, die sich auf Mar oder Mer endigen, als Waldemar, Hinemar, schienen allerdings auch Pferdnahmen zu seyn. Nichts aber war gemeiner, als die Nahmen von Raubthieren, wovon wir noch Spuren genug in den Nahmen und Wappen des heutigen Deutschen Adels finden.

behaupten, daß kein Eigenthum der Felder eingeführt war p). Wenigstens hatte es noch keinen Werth; indem man sich wenig darum bekümmert, so lang ein jeder zum Uiberfluß hat, der nur bauen will. So viel ist allemahl gewiß, daß die Deutschen auch nach diesem den Ackerbau nur auf einen gewissen Punct, höchstens nähmlich so viel, als ihnen nothwendig war, getrieben haben. Sie blieben also dort, wo sie als Jäger und Krieger gestanden, auch da sie den Ackerbau trieben, stehen; und dieser konnte seine gewöhnlichen Folgen nicht haben.

Nun

p) *De M. G.* c. 26. Agri pro numero cultorum ab vniuerſis per vices occupantur, quos mox inter ſe ſecundum dignationem partiuntur. Facilitatem partiendi camporum ſpatia praeſtant. Arua per annos mutant, et ſupereſt ager. Ich weiß, was zur Behauptung des Landeigenthums unter den Deutschen zu des Tacitus Zeiten in des Deutschen Merkur 1773. zweyten Band und folgenden vorgebracht worden ist. Allein, daran ist wenig gelegen, ob die Deutschen Landeigenthum gehabt haben, oder nicht; die Frage besteht vielmehr darin, ob das Landeigenthum, wenn es vorhanden gewesen, einen solchen Werth gehabt, daß es die Industrie mächtig belebet, und eine starke Triebfeder der Thätigkeit bey den Deutschen gewesen, wie der Verfasser der dortigen Abhandlung zeigen will. Seine Gründe scheinen mir aber nicht erheblich genug; Supereſt ager, sagt Tacitus: " auch nach der Theilung sind Felder im Uiberfluß vorhanden. „ Wenn auf den königlichen Maierhöfen zu Karls des Großen Zeiten hier und da noch Land zum urbar machen übrig war, wie man aus seinem berühmten Capitulari de Villis §. 36. p. 612. apud HEINECC. C. J. G. antiq. sehen kann, ja so gar unbesetzte Bauernhöfe (manſi abſi), wie man eben dort §. 67. sieht, anzutreffen waren, da doch die Könige und insonderheit Karl so große Sorge für deren gute Einrichtung trugen, ꝛc. ꝛc. so muß in der That Tacitus die Wahrheit geredet haben. Wie läßt sich aber dieses mit einem hohen

Werth

Nun werden wir endlich im Stande ſeyn, ihnen ihren Platz in den verſchiedenen Stufen der Menſchheit anzuweiſen. Man hat ſchon längſt bemerkt, daß ganze Geſellſchaften ſich durch ähnliche Veränderungen durcharbeiten müſſen, wie einzelne Menſchen. Gleichwie dieſe ihre Kindheit, ihr Jünglings- und Mannsalter haben: alſo haben es auch ſo zu ſagen ganze menſchliche Geſellſchaften. Die Deutſchen waren nicht mehr in dem Stande der Wildheit, welche gleichſam der Stand der Kindheit für die Völker iſt. Sie mußten ſchon mehrere Sorge für ihre Nahrung tragen; und eben dadurch, daß ſie den Ackerbau einiger Maßen trieben, mußten ſie auch mehrere Kenntniſſe haben, als der ſo genannte Wilde

Werth des Eigenthums vereinbaren? Eine andere Urſache iſt noch der Abgang der Handlung, wodurch ſie ihre überflüſſigen Producte hätten abſetzen können, nebſt dem Mangel des Geldes, welches die Seele der Handlung iſt, und die Induſtrie mehr als alles übrige unterhält. MONTESQVIEV ſagt in ſeinem *Eſprit. de Loix* L. 18. cap. 15. pag. 248. La culture de terre demande l'uſage de la monnoie. Cette culture demande beaucoup d'arts et de connoiſſances; & l'on voit toujours marcher d'un pas egal les arts les connoiſſances, et les beſoins. Tout cela conduit a l'etabliſſement d'un ſigne de valeur. Die Deutſchen müßten denn allein eine Ausnahme von dieſer Regel gemacht haben. Ihre große Heerden foderten allerdings, daß man auch für den Winter ſorgte; allein, hierzu waren vielmehr Hände in großer Anzahl, als großes Landeigenthum nothwendig, ſo wie unter den Kalmucken ohne Landeigenthum einer 4000, der andere nur 4 Stück Vieh zu erhalten im Stande iſt. Nichts aber bekräftigt dieſes mehr, als die von allen Alten an den Deutſchen bemerkte Leichtigkeit auszuwandern, welche bey Leuten, die das Landeigenthum ſchätzen und es fleißig benutzen, nie ſo leicht Statt findet. Strabo ſchon ſieht dieſes als eine Folge des vernachläſſigten Ackerbaues an.

gemeiniglich hat. Ihre gesellschaftliche Verfassung, ob sie schon noch sehr unvollkommen war, näherte sich doch schon etwas den polizirten Staaten. Wenn sie noch keine geschriebene Gesetze hatten, so hatten sie doch Gewohnheiten, die die Stelle derselben vertraten. Obschon das Metallgraben eine verächtliche Arbeit bey ihnen war, so war doch der Gebrauch des Eisens eingeführt, welches allein schon einer Nation vor einer andern, die es nicht kennt, ungemeine Vorzüge gibt. Man kann demnach von ihnen sagen, daß sie bereits das Jünglingsalter, welches man den Stand der Barbarey bey Völkern nennt, angetreten haben. Kurz, sie waren eben so begierig nach Freyheit, eben so große Feinde des Zwanges, eben so sehr dem Müssiggang ergeben, eben so voll von wilder Herzhaftigkeit, eben so offenherzig, so heftig in ihren Affecten, so ausschweifend im Trunk, so gastfrey, als es Jünglinge sind, und als es die meisten alten und neuen Barbaren waren, und noch wirklich sind.

Von der Freyheit und Zwangloſigkeit, in der sie auflebten, war der Müssiggang die erste Folge. Der Mensch arbeitet nicht, wenn er nicht gezwungen wird. Die Arbeit fällt daher allzeit auf den Schwächern zurück. Je stärker und kriegerischer einer ist, sagt Tacitus von den Deutschen, desto weniger arbeitet er. Die Hausſorge und Bestellung der Felder überläßt er den Weibern, den Alten und Schwächsten aus dem ganzen Hause. Er für sich bringt die Zeit mit Nichts thun, Schlafen, Essen, Trinken und Jagen zu q). Und eben daher, weil der Müssiggang die Folge der Uiberlegenheit an Kräften ist, gesellt sich zuletzt zu demselben ein barbarisches point d'Hon-

q) TACITVS *de Mor. Ger.* c. 15.

d' Honneur, und das Arbeiten wird zur Schande. Herodot ſagt von den Thraciern: "Nichts thun wird „bey ihnen für das ehrbarſte, hingegen das Feld „bauen für das verächtlichſte gehalten" r). Das nähmliche Vorurtheil hat ſich bey den Deutſchen bis in die ſpäteſten Zeiten erhalten; ſo zwar, daß der Ackerbau auch in ihren Geſetzen unter die knechtlichen Arbeiten (opera ſervilia) gezählt wird s), als wenn es gleichſam für einen freyen Mann eine Schande wäre, ſich mit demſelben abzugeben.

Eben dieſer Müſſiggang und die aus ihm entſtandene Langeweile führte hernach den Deutſchen zu ſeinen Gaſtmahlen, wo es oft blutige Köpfe abſetzte, aber auch Berathſchlagungen über die wichtigſten Sachen gehalten wurden; zu ſeinen Spielen, wo oft die Freyheit, wenn ſonſt nichts mehr übrig war, auf den letzten Wurf geſetzt ward, die gemachten Schulden aber mit der größten Genauigkeit bezahlt wurden; und zum Trunk, womit Tage und Nächte zuzubringen keine Schande war. Man braucht daher, um dieſe Neigung zum Trunk zu erklären, eben nicht ſeine Zuflucht zu dem Klima zu nehmen. Gleichwie der unter den gemäßigten Zonen wohnende alte Gallier, und ſein Nachbar, der Germanier, ſchon in den älteſten Zeiten um ein Faß Wein einen Menſchen dahin gaben t): ſo verſchwendet auch der unter der Linie wohnende Negern-König noch heut zu Tage alljährlich einen Theil ſeiner Unterthanen in Branntwein.

Nichts

r) HERODOTVS *Hiſt. L.* 5. pag. 288. n. 6.
s) LL. BAIVVAR. *Tit.* 6. c. 2. pag. 281.
t) DIODORVS SICVL. *Bibl. Lib.* 5. pag. 304. lit. B.

gemeiniglich hat. Ihre geſellſchaftliche Verfaſſung, ob ſie ſchon noch ſehr unvollkommen war, näherte ſich doch ſchon etwas den polizirten Staaten. Wenn ſie noch keine geſchriebene Geſetze hatten, ſo hatten ſie doch Gewohnheiten, die die Stelle derſelben vertraten. Obſchon das Metallgraben eine verächtliche Arbeit bey ihnen war, ſo war doch der Gebrauch des Eiſens eingeführt, welches allein ſchon einer Nation vor einer andern, die es nicht kennt, ungemeine Vorzüge gibt. Man kann demnach von ihnen ſagen, daß ſie bereits das Jünglingsalter, welches man den Stand der Barbarey bey Völkern nennt, angetreten haben. Kurz, ſie waren eben ſo begierig nach Freyheit, eben ſo große Feinde des Zwanges, eben ſo ſehr dem Müſſiggang ergeben, eben ſo voll von wilder Herzhaftigkeit, eben ſo offenherzig, ſo heftig in ihren Affecten, ſo ausſchweifend im Trunk, ſo gaſtfrey, als es Jünglinge ſind, und als es die meiſten alten und neuen Barbaren waren, und noch wirklich ſind.

Von der Freyheit und Zwangloſigkeit, in der ſie auflebten, war der Müſſiggang die erſte Folge. Der Menſch arbeitet nicht, wenn er nicht gezwungen wird. Die Arbeit fällt daher allzeit auf den Schwächern zurück. Je ſtärker und kriegeriſcher einer iſt, ſagt Tacitus von den Deutſchen, deſto weniger arbeitet er. Die Hausſorge und Beſtellung der Felder überläßt er den Weibern, den Alten und Schwächſten aus dem ganzen Hauſe. Er für ſich bringt die Zeit mit Nichts thun, Schlafen, Eſſen, Trinken und Jagen zu q). Und eben daher, weil der Müſſiggang die Folge der Uiberlegenheit an Kräften iſt, geſellt ſich zuletzt zu demſelben ein barbariſches point d'Hon-

q) TACITVS *de Mor. Ger.* c. 15.

d' Honneur, und das Arbeiten wird zur Schande. Herodot ſagt von den Thraciern: "Nichts thun wird „bey ihnen für das ehrbarſte, hingegen das Feld „bauen für das verächtlichſte gehalten" r). Das nähmliche Vorurtheil hat ſich bey den Deutſchen bis in die ſpäteſten Zeiten erhalten; ſo zwar, daß der Ackerbau auch in ihren Geſetzen unter die knechtlichen Arbeiten (opera ſeruilia) gezählt wird s), als wenn es gleichſam für einen freyen Mann eine Schande wäre, ſich mit demſelben abzugeben.

Eben dieſer Müſſiggang und die aus ihm entſtandene Langeweile führte hernach den Deutſchen zu ſeinen Gaſtmahlen, wo es oft blutige Köpfe abſetzte, aber auch Berathſchlagungen über die wichtigſten Sachen gehalten wurden; zu ſeinen Spielen, wo oft die Freyheit, wenn ſonſt nichts mehr übrig war, auf den letzten Wurf geſetzt ward, die gemachten Schulden aber mit der größten Genauigkeit bezahlt wurden; und zum Trunk, womit Tage und Nächte zuzubringen keine Schande war. Man braucht daher, um dieſe Neigung zum Trunk zu erklären, eben nicht ſeine Zuflucht zu dem Klima zu nehmen. Gleichwie der unter den gemäßigten Zonen wohnende alte Gallier, und ſein Nachbar, der Germanier, ſchon in den älteſten Zeiten um ein Faß Wein einen Menſchen dahin gaben t): ſo verſchwendet auch der unter der Linie wohnende Negern-König noch heut zu Tage alljährlich einen Theil ſeiner Unterthanen in Branntwein.

Nichts

r) HERODOTVS *Hiſt.* L. 5. pag. 288. n. 6.
s) LL. BAIVVAR. *Tit.* 6. c. 2. pag. 281.
t) DIODORVS SICVL. *Bibl. Lib.* 5. pag. 304. lit. B.

Nichts war an ihren Sitten ruhmwürdiger, als die strenge Beobachtung der ehelichen Treue. Bey einem so zahlreichen Volke waren die Ehebrüche ungemein selten, und wenn einer begangen wurde, folgte die Strafe auf der Stelle. Der beleidigte Ehemann vollstreckte sie selbst, schnitt dem untreuen Weibe die Haare ab, stieß sie in Gegenwart der Verwandten zum Hause hinaus, und schlug sie in der ganzen Gegend herum. Hierin war keine Nachsicht zu hoffen, und weder Gestalt, noch Alter, noch Vermögen konnten ihr einen zweyten Mann verschaffen u). Sie hatten aber auch unendlich wenigere Reitze zum Laster, keine solchen Schauplätze, wie die Römer,

u) TACITVS *de M. G.* c. 18. Tacitus wird hierin vollkommen gerechtfertigt durch eine Stelle des heiligen Bonifacius, in welcher dieser fast das nähmliche von den Sachsen seiner Zeit erzählet. Einen Umstand scheint Tacitus jedoch entweder übersehen, oder mit Fleiß übergangen zu haben, nähmlich die im Schwange gegangene gewaltsame Entführung des Frauenzimmers. Selbst der Deutsche Held, Arminius, hat, nach des Tacitus eigenen Nachrichten, des Cheruskter Fürsten Segest Tochter gegen des Vaters Willen entführt und geheurathet. Wie sehr diese Gewohnheit bey den Normännern eingerissen gewesen sey, kann man aus des Saxo Grammaticus und andern Nachrichten sehen. Die Vornehmern liessen für ihre Töchter besondere wohl verwahrte Behältnisse bauen, welche noch von Wächtern und Hunden bewachet wurden. Die Franken hatten eben dergleichen, welche sie Schrannen (Screonas) nannten. In den Salischen Gesetzen Tit. XIV. heißt es: Siqui tres homines ingenuam puellam de casa aut de *Screona* rapuerint, MCC. den. qui faciunt Sol. XXX. culpabilis judicetur. Auch in den Bairischen und Alemannischen Gesetzen kommen Verordnungen gegen den Frauenzimmerraub vor, woraus sich schließen läßt, daß er ziemlich gemein muß gewesen seyn. Mehreres hievon wird in der Fränkischen Geschichte insonderheit vorkommen.

Römer, welche ſelbſt Ovid, ein großer Kenner der Kunſt zu verführen, als die bequemſte Gelegenheit dazu anſieht; auch keine Oviden, oder ſolche Poeten, von welchen eben dieſer ſagt, daß er nichts dadurch gebeſſert worden; kurz, ſie hatten nichts von allem dem, wozu Reichthümer, Uiberfluß, und der übertriebene Luxus die Römer nach und nach gebracht hatten.

Wiſſenſchaften, Künſte und feinen Geſchmack darf man freylich bey einer Nation, wie die Deutſche war, nicht ſuchen. Doch finden wir Spuren genug eines natürlich guten und geſunden Verſtandes. Aus einer Stelle des Tacitus x), wo er ſagt, daß Männer und Weiber unwiſſend ſeyn in den Geheimniſſen des Schreibens, hat man die Folge ziehen wollen, daß man in Deutſchland gar nicht zu ſchreiben gewußt habe. Man ſiehet aber leicht aus dem ganzen Zuſammenhange der Stelle, daß Tacitus nur die bey den Römern gebräuchliche Art, durch Briefe heimliche Liebesverſtändniſſe zu unterhalten, verſteht. Daß aber die Nation ſelbſt weder eigene Buchſtaben gehabt, noch hinlängliche Verſuche gemacht, um ganze Perioden und Aufſätze in ihrer Sprache zu ſchreiben, ſcheint allerdings ſeine Richtigkeit zu haben; indem ſie ſonſt wenigſtens ihre eigenen Geſetze und öffentlichen Urkunden in den folgenden Zeiten in derſelben würde ausgefertigt haben. Auch würde Otfrid in dem neunten Jahrhundert nicht ſo viele Schwierigkeiten gefunden haben, die beſondern Laute der Deutſchen Sprache durch Buchſtaben auszudrücken y).

Dem

x) Litterarum ſecreta viri pariter ac feminæ ignorant, de *M. G.* c. 19.

y) *In præfatione verſionis rhytmicæ quatuor Evang.* Hievon wird unten ein mehrers vorkommen.

Deſſen ungeachtet hatten die Deutſchen ſchon in den älteſten Zeiten ihre Poeſie, und Muſik; und wenn auch ihren Verſen die Harmonie gefehlt, ſo konnte dieſe durch das Originelle und die Stärke der Gedanken erſetzt werden. Die Deutſchen Poeten waren unter dem Nahmen der Barden bekannt. Ihr Geſchäft war, das Andenken der Helden zu verewigen, und ihre Zeitgenoſſen zu gleichen Thaten anzufeuern, zu welchem Ende ſie auch mit in den Krieg folgten. Ihre Geſänge waren zugleich die Jahrbücher und die Schule der Nation. Der Kaiſer Julian ließ ſich, von den Barden einige derſelben vorſingen, und vergleicht ſie dem Geſchrey wilder Vögel z). Venantius Fortunatus, der ſie von den in Gallien eingedrungenen Burgundern und Franken gehört, ſagt, die Deutſchen wüßten keinen Unterſchied zu machen zwiſchen dem Schwanengeſang und Gänſegeſchrey a). Allein, hierin liegt ungemein viel Vorurtheil, wenn man eine Sprache, die man nicht verſtehet, bloß nach dem Klang beurtheilt. Die Harfe war nach dem Venantius Fortunatus das Inſtrument, womit ſie ihre Geſänge begleiteten; ſie brachten ſie wenigſtens mit ſich in die Römiſchen Provinzen. Voſſius glaubt ſo gar, alle muſicaliſche Inſtrumente ſeyn von den Barbaren erfunden, und nur von den geſitteten Nationen zur größern Vollkommenheit gebracht worden.

Von dem Gefühl des Schönen in Gegenſtänden, die in das Aug fallen, finden wir nichts, als daß ſie vieles

z) IVLIAN. *in Miſop.*

a) Apud quos nihil diſpar erat, aut ſtridor anſeris, aut canor oloris. Sola ſaepe bombicans barbaros Leudos (Lieder) *Harba* (Harfe) relidebat. *In Epiſtola ad Gregor. Tur. præfixa* Lib. I. Poemat. in Bibl. PP. T. 8. pag. 752.

les auf ſchöne Farben gehalten. Nicht nur allein ihre Schilde zierten ſie mit den auserleſenſten Farben b), ſondern auch einige Theile ihrer Häuſer beſtrichen ſie mit einer ſo glänzenden Erde, daß ſie mit den ſchönſten Farben gemahlt zu ſeyn ſchienen c). Eben dieſe Erfahrung, die wir von den Deutſchen haben, trifft auch bey andern noch ungeſitteten Völkern ein, bey denen etwas, das glänzt, und eine hohe Farbe hat, allezeit angenehmer iſt, als Dinge, deren Schönheit erſt durch die Bemerkung des Ebenmaßes, oder durch Vergleichung mit andern ſichtbar wird.

Ihre Schauſpiele, die darin beſtanden, daß Jünglinge ganz nackend zwiſchen mehrern auf ſie zugereckten Spießen und Schwertern allerhand Wendungen und Sprünge machten, ohne ſich zu verletzen, trugen zwar das allgemeine Gepräge ihres kriegeriſchen Charakters; doch waren ſie nicht ohne alle Kunſt und Zierde. Die Uibung brachte die Kunſt hervor, ſagt Tacitus d), die Kunſt die Zierde. Man ſiehet aber leicht, daß vielmehr die Verachtung der Gefahr und die Fertigkeit, mit welcher der muthige Jüngling den aller Orten drohenden Spießen auszuweichen wußte, als das Harmoniſche ſeiner Bewegungen das Vergnügen der Zuſchauer ausmachte. Griechiſche oder Römiſche Tänzer ſchienen den Deutſchen, nach dem Zeugniſſe des Kaiſers Julian, raſende und unſinnige Menſchen zu ſeyn e).

Zu

b) TACITVS de *M. G.* c. 6.

c) TACITVS ibid. c. 16.

d) Exercitatio artem paranit, ars decorem. *de Mor. Germanorum.* c. 24.

e) Saltatores cum artem ſuam exhibuiſſent in aula (cuiusdam Regis Celtarum) ſtatim illos deſeruerunt ſpreueruntque viri fortiſſimi, quod furentibus et fanaticis ſimiles viderentur. IVLIAN. *in Miſop.*

Zu des Tacitus Zeiten hatten sich die Reichern, und die dem Rhein am nächsten wohnten, dem Wohlstande in der Kleidung etwas genähert. Anstatt der Thierhäute, wobey fast der ganze Vordertheil des Körpers unbedeckt blieb, fingen sie an, ordentliche Kleider, nicht aber lange und weite, sondern solche, die hart anlagen, und den Umriß von allen Gliedern zeigten, zu tragen. Ob sie aber der Wohlstand selbst hierzu verleitet habe, ist eine andere Frage. Die ersten Fabriken in Deutschland waren in den Händen des weiblichen Geschlechts, und sind es auch nebst der Verfertigung der Kleider bis in die mittlern Zeiten geblieben. Es kann daher billig der Verdacht entstehen, ob nicht die Eitelkeit und Verschönerungssucht mehr Theil daran gehabt, als der Wohlstand selbst.

Der Wohlstand war noch in der Wiege, als sich schon der Luxus, ob schon nur im kleinen, zu ihm gesellte. Die Weiber waren nicht mit ihren leinenen Kleidern zufrieden. Diese mußten noch mit purpurfarbenen Bändern ausgezieret werden, einer Waare, die man nirgends, als in Phönizien haben konnte, und die erst durch unzählige Hände gehen mußte, ehe sie nach Deutschland kam, das damahls so wenig an ausländische Waaren setzen konnte.

Uiberhaupt konnte die Handlung von keiner Wichtigkeit seyn. Zu des Plinius Zeiten hatten sie von den Galliern gelernt leinene Zeuge zu weben. Diese reichten aber bey weiten nicht hin, die eigene Nation mit Kleidung zu versorgen. Der Börnstein zog nach und nach Phönizische, Römische und Griechische Kaufleute bis an das Baltische Meer. Sonst waren Pelze und Thierhäute, Gansfedern, Menschenhaar,

Vieh

Vieh und hauptſächlich Menſchen, die als Knechte verkauft wurden, dasjenige, was ſie an die Ausländer geben konnten, dafür ſie Waffen, Kleidungsſtücke, Wein und dergleichen bekamen. Sie wußten ſich aber in den folgenden Zeiten auf eine andere Art ſchadlos zu halten, und von den Römern Geld zu bekommen; welches ſie aber gegen Waaren wieder zurück geben mußten. Wenn ſie nähmlich die Römiſchen Provinzen nicht plünderten, ließen ſie ſich auch ihr Daheimbleiben und Nichtsthun bezahlen.

Ihre Schiffe waren zu des Plinius Zeiten große ausgehöhlte Eichbäume, in denen ſich doch öfters bis funfzig Mann aufhielten. Sie lernten aber bald den Römern den Schiffbau einiger Maßen ab, nicht zwar um Handel, ſondern um Seeräuberey zu treiben. In dem dritten und vierten Jahrhundert brachten ſie es ſo weit damit, daß nicht nur allein die nahe gelegenen Britanniſchen, ſondern auch die Galliſchen und Spaniſchen Küſten vor ihnen zitterten, und, aller angewandten Sorgfalt unerachtet, ihre Landungen und Plünderungen nicht verhindern konnten.

Drittes Kapitel.

Politiſche Verfaſſung der Deutſchen. Freyheitsliebe. Juſtiz-Verwaltung. Art Krieg zu führen. Tapferkeit. Erſte Spuren des Lehns-Syſtems. Verſchiedenheit der Stände.

Die Nation machte keinen zuſammen hängenden Staatskörper aus, ſondern war wieder in eine Menge kleiner Völkerſchaften getheilt, die zwar oft unter ſich uneins waren, und ſelbſt Kriege führten; in ihren Sitten, und ihrer politiſchen Verfaſſung aber ſehr mit einander überein ſtimmten. Die Liebe zur Freyheit war die Seele ihrer Handlungen. Eine Stelle des Plinius von den Cauzen, einem an der Nordſee in dem Bremiſchen und Frießländiſchen wohnenden Volk, iſt hierüber ſehr merkwürdig: "Gegen „Norden, ſagt er, hab ich auch die Cauziſchen Natio„nen kennen gelernt. Man theilt ſie ab in die Großen „und Kleinen. Der Ocean ſchwillt alle Tage zwey„mahl ſo hoch an, daß man unſchlüßig wird, ob man „ihre Gegenden Land oder Meer nennen ſoll. Dort „hat ſich das armſelige Volk Hügel aufgeworfen, ſo „hoch, als das Waſſer zu ſteigen pflegt, und ſeine „Hütten darauf gebaut. Wenn das Waſſer das Erd„reich bedeckt, ſcheinen ſie zu ſchwimmen, wenn es „wieder abgelaufen iſt, ſehen ſie denen ähnlich, die „Schiffbruch gelitten haben. Die mit dem Meer zu„rück eilenden Fiſche fangen ſie bey ihren Hütten. Zu „ihrer Nahrung haben ſie weder Vieh noch Milch, „und nicht einmahl Wildpret, da gar kein Geſträuch „vorhanden iſt. Von Schilf und Seerohr machen ſie

„sich Netze, um die Fische zu fangen; die Erde aber „trocknen sie mehr an dem Winde, als an der Sonne, „und brauchen sie, um sich und ihre Speisen zu wär„men. Zum Getränke haben sie nichts als Regen„wasser, das sie vor ihren Häusern in Gruben auf„fangen. Und diese Völker, schließt endlich Plinius, „dürfen noch sagen, wenn sie heut zu Tage von den „Römern überwunden werden, daß sie in die Dienst„barkeit kommen. So wahr ist es, daß das Glück „vieler zur Strafe schont“ f). Irrt sich aber hierin Plinius nicht offenbar, wenn er ihnen gleichsam ihre Freyheitsliebe zum Verbrechen anrechnet? Die reichen Nationen waren allemahl die ersten, die den Nacken unter das Joch der Sclaverey gebeuget; und die armen diejenigen, die nicht nur die Reichen, wenn es zum Schlagen kam, meistens überwunden, sondern unter sich selbst die natürliche Gleichheit zu halten am besten gewußt haben.

Um ihre Freyheit desto sicherer zu behaupten, litten die Deutschen keine Städte unter sich, die sie als mit Garn umstellte Höhlen, oder als große Gefängnisse ansahen g). Durch die zwey ganz einfachen Grundsätze, den Ackerbau nur so weit zu treiben, als die höchste Noth es erfoderte, und keine Städte unter sich zu leiden, brachten sie das zu Stande, was Solon und die übrigen Griechischen Gesetzgeber durch alle Anstrengung ihres Verstandes nicht erreicht haben, nähmlich, daß sie frey von innen

f) Et hae gentes si vincantur hodie a populo Romano, servire se dicunt. Ita est profecto: multis fortuna parcit in poenam. PLINIVS *histor. natur.* L. 16. c. 1.

g) Ipsa oppida, ut circumdata retibus lustra, declinant. AMMIAN. MARCELL. L. 16. c. 1.

und auſſen geblieben. Man wußte nichts oder wenig von Tyrannen; und ihre unbezwungene Freyheit ſiegte endlich über die tapfern Römer ſelbſt.

Die meiſten Nationen hatten entweder Könige, oder Fürſten, deren Gewalt aber, ſo wie ihre Einkünfte, welche in freywilligen Abgaben ihrer Untergebenen beſtanden, ſehr eingeſchränkt war. Der Kaiſer Valentinian I. machte den Alemannier Fraomar Anfangs zum König über ein Alemanniſches Volk, hernach zum Römiſchen Oberſten h). Fraomar muß ſich demnach bey dem Gehalt eines Römiſchen Oberſten beſſer befunden haben, als bey ſeinen königlichen Einkünften. Für Deutſche Prinzen und Fürſtenſöhne war es eine Belohnung, Römiſche Ritter oder Hauptleute zu werden.

Sachen von Wichtigkeit wurden allemahl in der Verſammlung des Volkes ausgemacht. Die Prieſter gebothen das Stillſchweigen. Der König, Fürſt, oder ſonſt ein berühmter Mann machte den Vortrag, und das Volk entſchied. Das Volk gab ſelbſt Befehle, und gehorchte ſelbſt. So groß auch die Veränderungen ſind, welche die Deutſchen Nationen ſo wohl in, als auſſer Deutſchland erlitten haben: ſo iſt doch kaum eine einzige, bey der man nicht Spuren dieſes uralt Deutſchen Regierungsplans antrifft. Nur war der Fehler, daß ſie nicht leicht zuſammen zu bringen waren, und einer bald, der andere ſpät, ein anderer gar nicht kam; gerade ſo, wie es auf unſern Reichstägen ausgeſehen hat, ehe ſie in die heutige Form ſind gebracht worden.

Jeder

(h AMMIAN. MARCELL. L. 29. c. 4.

Jeder war befugt sich selbst Recht zu verschaffen i). Das Hauptgeschäft der Obrigkeit war nur, die aus dieser Einrichtung entstehenden Feindschaften und Gewaltthätigkeiten nicht zu weit um sich greiffen zu lassen; welches um so eher zu besorgen war, da nach ihren Sitten allemahl die ganze Verwandtschaft sich des Beleidigten annehmen, und ihm Genugthuung verschaffen mußte. Der Schuldige erstattete diese, wenn es auch einen Todtschlag betraf, nach Gutbefinden der Obrigkeit durch eine gewisse Anzahl Pferde oder Stück Hornvieh, wovon ein Theil dem Beleidigten und seinen Verwandten, und der andere der Obrigkeit zufiel.

Sie kannten keine ordentliche Todes- oder Leibesstrafen. Nichts war ihnen unbegreiflicher, als daß ein Mensch über des andern Leben Macht haben sollte. Alle Bedrückungen des Quintilius Varus litten sie geduldig; nur der Anblick der Römischen Beile und Ruthen war ihnen unausstehlich, und brachte sie in jene Wuth, die dem Varus das Leben, den Römern aber ihr schönstes Heer kostete. Die ersten Gesellschaften hatten überhaupt das gelehrte Ansehen nicht, das ihnen manche beylegen. Es brauchte Zeit, und eine Menge Veränderungen in der bürgerlichen Verfassung, bis man die Menschen überreden konnte, alle die Verbindungen einzugehen, die man jetzt in Systeme zusammen gebracht findet k).

i) VELLEIVS PATERCVL. *Histor. Rom.* L. 2. c. 118. pag. 137.

k) Ich sage, ordentliche Todesstrafen. Tacitus macht selbst einige Fälle nahmhaft, in denen auch die Todesstrafen hergebracht waren. Die Verräther, und Uiberläufer wurden als Feinde des Vaterlandes gehenkt. Nebst diesem ersäufte man die

Sie unterhielten keine gedungenen Soldaten, ſondern jeder freye Mann war ein geborner Soldat. Weil der Krieg das Vorrecht freyer Männer war, mußte er nothwendig ein Ehrenſtand, und zwar der einzige bey einer Nation ſeyn, die ſonſt kein Verdienſt kannte. Bey einer Landwehre, oder einem Vertheidigungskriege mußte jeder, der wehrhaft war, mit zu Felde. Wenn Einfälle in fremde Länder unternommen wurden, geſchah ſolches ſelten von ganzen Nationen, ſondern ein, oder der andere Anführer ſtellte ſich öffentlich dar, und ſuchte ſo viel Leute zu ſeinem Vorhaben zu bereden, als er konnte. Wer ſich

die Feigen (ignauos), und die ſich zur Unzucht mißbrauchen ließen (Corpore infames). Jemand überſetzte das erſtere durch Müßiggänger; allein, auf ſolche Art hätte die ganze Nation erſäuft werden müſſen, indem ihr Tacitus nicht nur einmahl den Müßiggang vorwirft. Ich verſtehe alſo diejenigen dadurch, die aus Feigheit davon liefen, und ihre Cameraden im Felde im Stich ließen; kurz, das, was in den folgenden Zeiten Heriſliz (die Heeresverlaſſung) bey den Franken genannt, und ebenfalls mit dem Tode beſtraft wurde. Leute, die zum Kriege zu feig waren, waren nach Deutſcher Denkungsart des Lebens unwerth. Durch corpore infames verſtehe jemand ſolche, die auf der Flucht im Rücken waren verwundet worden, welches für unehrlich wäre gehalten worden; allein, das Fliehen mit dem Vorſatz wieder zurück zu kehren, war bey den Deutſchen nicht ſchimpflich, und in ſolchem Fall konnte einer eben ſo gut verwundet werden, als wenn er ſich gänzlich auf die Flucht begeben hätte. Auch dieſe Strafen müſſen ſehr ſelten geweſen ſeyn, weil man unter den Franken noch zu Karls des Großen Zeiten zweifelte, ob die Todesſtrafen erlaubt wären. Man brauchte auch die Vorſorge, daß die Prieſter ſie vollſtrecken mußten, damit es das Anſehen hatte, die Götter ſelbſt hätten ſie verhängt. TACITVS de M. G. c. 7.

sich einmahl dazu anheischig gemacht hatte, mußte auch Wort halten l).

Die Waffen der meisten Deutschen Nationen waren große Spieße m). Sie glaubten gleichsam sich ihres Vortheils der Stärke, an der sie vorzüglich den Römern überlegen waren, zu begeben, wenn sie nicht solche Waffen führten, die mit derselben im Verhältnisse stünden. Sie hatten aber auch kleinere, welche sie Pfriemen (frameas) nannten n), und in der Nähe so wohl, als in der Ferne konnten gebraucht werden. Sie hatten zwar Schilde, aber Anfangs zu große, und zum Theil nur aus Weiden geflochtene. Die wenigsten hatten Sturmhauben, oder Harnische. Uiberhaupt aber waren ihnen die Römer an der ganzen Rüstung so sehr überlegen, daß man von ihnen sagen kann, was Herodot von den Persern und Griechen gesagt, daß Unbewaffnete mit Bewaffneten gestritten haben. Am meisten schadete ihnen, daß sie fast ganz nackend am Leibe, und gegen die scharfen Römischen Dolche in der Nähe, gegen die Pfeile aber in der Ferne zu wenig bedeckt waren. Ihre Pfriemen gebrauchten sie zwar auch als Wurfspieße, von Pfeilen aber finden wir gar nichts, als in spätern Zeiten. Die Deutschen liebten das Handgemenge, weil es bequemer war die persönliche Tapferkeit zu zeigen. Hingegen ist es eine charakteristische Eigenschaft der Völker, die von dem Orient

l) CAESAR *de B. G L.* VI. *c.* 23.

m) TACIT. *Annal.* L. I.
Germanicus ermahnet die Römer zur Herzhaftigkeit durch die Vorstellung der großen ungeschickten Spieße der Deutschen, und ihrer nur aus Weiden geflochtenen Schilde.

n) TACITVS *de Mor. Germ. c.* 6.

gekommen ſind, als der Hunnen, Ungarn, Tartarn und anderer, daß ſie gute Pfeilſchützen waren.

Während des Treffens hatten die Deutſchen ein eigenes Kriegsgeſchrey, welches ſie Barritus nannten: und beſonders anſtimmten, wenn ſich der Sieg auf ihre Seite lenkte. Dieſes fing mit einem ganz leiſen Geſäuſel an, wuchs nach und nach; und ſtieg gleich dem Geräuſch, welches entſtehet, wenn die Waſſerwogen an Felſen prallen. o).

Daß die Deutſchen tapfer geweſen, lehrt uns das Geſtändniß ihrer Freunde und Feinde. Ihre Nachbarn, die Gallier, getrauten ſich ſelbſt nicht, ſich mit ihnen an Tapferkeit zu vergleichen. Einige Nationen von ihnen hielten es ſo gar für die größte Ehre, ihren Urſprung von den Deutſchen abzuleiten. Auch die Römer waren bey all ihrer Selbſtliebe billig genug, den Deutſchen unter allen andern Nationen nach ſich den erſten Platz, was die Tapferkeit angehet, einzuräumen. Kein Titel war den Kaiſern angenehmer, als Germanicus. Es ward zur Mode denſelben zu führen; ſie mochten ihn verdient haben, oder nicht. Eben ſo mußten Triumphe zu Rom über die Deutſchen gehalten werden; und Deutſchland blieb immer ſein eigener Herr. Eben die Münzen, worauf Deutſchland als überwunden vorgeſtellt wurde, mußte man den nähmlichen Deutſchen auszahlen, um ſie nur in der Ruhe zu erhalten.

Es

o) Cornuti enim & braccati excipiunt eos (Allemannos) iam geſturientes barritum ciere vel maximum: qui clamor ipſo feruore certaminum a tenui fuſurro exoriens paulatimque adoleſcens ritu extollitur fluctuum cautibus illiſorum. AMMIAN. MARCELLIN. *Hiſtor. Lib.* 16. c. 12.

Es ahndete gleichsam den Römern von den ältesten Zeiten an, daß sie von Seite der Deutschen das meiste würden zu besorgen haben. Julius Cäsar wollte sie daher durchaus nicht zu Nachbarn der Römer haben. Als er die Helvetier geschlagen, ließ er sie wieder nach Hause, damit nur nicht die Deutschen die von denselben verlassene Gegenden besetzen möchten. Aus eben dieser Ursache drang er so stark auf den Abmarsch des Ariovist aus Gallien, damit sich nicht in der Folge zu viel Deutsche dahin ziehen möchten. Nur der Rhein und die Donau schienen ihnen hinlängliche Bruswehren gegen dieselben zu seyn. Aber auch damit waren sie nicht zufrieden, sondern legten noch ihre so genannten Valla, oder Limites an, bauten an den Ufern des Rheins und der Donau eine große Menge Städte und Festungen, und unterhielten eben daselbst allezeit ihre stärksten und tapfersten Kriegsheere. Und dennoch, wenn der Rhein oder die Donau gefror, zitterte man in allen angränzenden Römischen Provinzen, und nie bekamen die Götter so viele Opfer.

Die Römer selbst suchten nicht nur allein eine Menge Deutsche in ihren Diensten zu haben, sondern sie vertrauten ihnen zuletzt das Commando ihrer eigenen Heere an. Wir wollen nur noch den Seneca hören, was dieser zu seiner Zeit, da die Römische Macht am höchsten stand, von den Deutschen hielt: " Was „ ist herzhafter als die Deutschen, was im Angriffe „ heftiger, was begieriger nach den Waffen, in de„ nen sie geboren und erzogen werden, auf die sie ihre „ einzige Sorge verwenden, da sie alles übrige ver„ nachlässigen. Man gebe diesen Körpern, diesen „ Gemüthern, die nichts von der Uippigkeit, dem „ Wohlleben und von Reichthümern wissen, Uiberlo-

gung

„ gung und Kriegsübung; und wir werden bald ge„ nöthiget ſeyn die alt Römiſchen Sitten wieder an„ zunehmen“ p). Es war aber auch ein mittlerer Zuſtand möglich, der ſich ordentlicher Weiſe nach der Erfahrung aller Zeiten ergeben mußte; nähmlich daß die Deutſchen durch die vielen Kriege die Kriegskunſt endlich beſſer lernten, die Römiſche Kriegszucht aber ſelbſt durch die Länge der Zeit geſchwächt wurde.

Mitten in dieſen dunkeln Zeiten finden wir ſchon die Spuren des Lehns-Syſtems, welches in den folgenden Zeiten ſo viel Einfluß auf den Deutſchen Nationalcharakter, auf das Wohl und Unglück der Nation gehabt hat.

Auch ſo gar der Geiſt davon, und ſeine Mängel zeigen ſich ſchon in der Ferne. Den erſten Grund dazu hat die Ehrſucht gelegt. Da es kein anders Mittel gab ſich hervor zu thun, als der Krieg; derjenige aber, der mehrere tapfere Leute um ſich hat, unſtreitig mehr ausrichten kann, als ein anderer, welcher für ſich allein in den Streit geht: ſo beſtand die größte Ehre, wornach der Adel, die Fürſten und Vornehmſten der Nation trachteten, darin, allezeit ein zahlreiches Gefolge von Leuten um ſich zu haben, die bereit wären, an ihrer Seite zu fechten, und Ehre ſo wohl als Gefahr mit ihnen zu theilen.

Wenn ihre eigene Nation nicht in einen Krieg verwickelt war; ſo zogen ſie auf Abentheuer aus. Je gröſ-

p) Agedum illis corporibus, illis animis, delicias, luxum, opes ignorantibus, da rationem, da diſciplinam, vt nihil amplius dicam, *neceſſe erit nobis certe mores Romanos reuocare.* SENECA *de Ira.* L. I. c. 11. T. I. p. 20.

größern Ruf der Tapferkeit einer bereits erlanget hatte, deſto leichter war es ihm ein ſolches Gefolge zu haben. Auch Adelige begaben ſich in das Gefolge eines tapfern Mannes, der von Geburt geringer war, als ſie, und dienten unter ihm, um das Kriegshandwerk zu lernen. Nichts gehet über die Anhänglichkeit, womit die, welche einmahl im Gefolge ſtanden, ihrem Anführer ergeben waren. Denſelben überleben, wenn er im Gefechte geblieben, war die größte Schande. „ Die Fürſten ſtritten um den Sieg, das Gefolge für „ den Fürſten, ſagt Tacitus " q). Hier ſehen wir ſchon, daß die Fürſten der nächſte und letzte Gegenſtand waren, dem ſie Muth, Treue und Blut widmeten, wobey der Staat und das Vaterland allemahl Gefahr liefen, aus der Acht gelaſſen zu werden; welches eben der Hauptfehler des Lehns-Syſtems war, indem die angebornen Verbindungen den willkührlichen nachgeſetzt, und der Fürſt vom Staate getrennt wurde.

Die Ehre war zwar das Hauptband zwiſchen dem Gefolge und dem Fürſten; es war aber auch erlaubt, Geſchenke als z. B. ein kriegeriſches Pferd, durch die Erlegung eines Helden berühmt gewordene Waffen und dergleichen, zu begehren. Der Fürſt mußte auch für den Unterhalt des Gefolges ſorgen. Wenn damahls liegende Güter von einigem Werthe geweſen wären, ſo würden wir das ganze Lehns-Syſtem vor uns haben.

Die Nation beſtand theils aus edlen, theils aus freyen Männern. Mitten unter Leuten, die gleichſam noch in ihrer natürlichen Freyheit leben, die, meiſtens in Thierhäute gekleidet, mit ihrem Vieh unter

q) *De Mor. Germ. c. 14.*

ter einem Dach wohnen, und von Habermus und geronnener Milch leben, treffen wir einen Adel an, den wir in dem weichlichen Orient, wo der Despotismus in voller Macht herrſchet, nicht finden. Die Sache iſt ausgemacht, nicht allein aus mehrern Zeugniſſen des Tacitus, ſondern auch nach den Geſetzen der verſchiedenen Deutſchen Nationen ſelbſt, der Adel mag nun bey ihnen ſeinen Urſprung haben, woher er will r).

Sie

r) Man hat verſchiedene Hypotheſen an den Tag gebracht. Einige behaupten, der Adel habe bey den Deutſchen ſeinen Urſprung von Verdienſten und Tapferkeit; andere glauben, daß die reichſten Landeigenthümer, welche am meiſten zur National-Vertheidigung beytragen konnten, und auch mußten, weil ihnen mehr als andern an der Aufrechthaltung der National-Freyheit gelegen war, den Adel ausgemacht haben. Mir kommt am wahrſcheinlichſten vor, daß der Adel aus den Nachkömmlingen derjenigen Familien beſtanden, die jeder Völkerſchaft ihre erſte Einrichtung gegeben, das obrigkeitliche Amt zuerſt bey ihr verwaltet, und, ſo zu ſagen, ihre Stifter und erſten Geſetzgeber geweſen. Deßwegen blieb man auch bey dieſen Familien ſtehen, wenn Könige oder Fürſten zu wählen waren; da man hingegen die Herzoge und Anführer im Felde bloß nach der Tapferkeit wählte. Bey dem *Procop. de bello Gothico.* L. 2. c. 15. kommt ein Beyſpiel vor, daß die Herulер, nachdem ſie ihre Fürſten verloren hatten, ſo gar nach Schweden ſchickten, um dorther einen zu holen, weil ſie gehört hatten, daß dort noch einige Nachkömmlinge und Verwandte ihrer erſten Beherrſcher übrig wären. Auf ſolche Art laſſen ſich die verſchiedenen Meinungen mit einander vereinbaren. Dieſe erſten Obrigkeiten wurden wegen ihrer Tapferkeit und Klugheit gewählet, und ihre Nachkömmlinge waren gewiß die reichſten und anſehnlichſten Leute bey der Nation. Daß ſie ſich aber ſehr vervielfältiget, daß ſie einen eignen Stand ausmachen konnten, iſt in einem Staate, wo Freyheit und wenige Bedürfniſſe das allgemeine Loos ſind, gar kein Wunder. Von dem Urſprunge des heutigen Adels werden wir in der Folge hören.

Sie hatten auch Knechte, oder Leibeigene, wie man ſie nennen will; und, welches ihnen Ehre macht, ſie gingen menſchlich mit ihnen um. Zwiſchen Herren und Knechten war in der Lebensart wenig Unterſchied. Der Knecht hatte ſeine eigene Wohnung und Haushaltung, wie der Herr; nur daß er ein gewiſſes an Getreide, Vieh und Kleidungsſtücken liefern mußte. Selbſt die Kriegsgefangenen hatten insgemein kein härteres Schickſal bey ihnen zu gewarten, obſchon die unmenſchliche Art, mit der die Römer den Deutſchen in ähnlichen Umſtänden nicht ſelten begegneten, ſie zu gleicher Härte hätte reitzen können. Rom machte Fechter (gladiatores) aus ihnen, die ſich unter einander ermorden mußten, um die ſtille Wuth eines müßigen Volkes durch Verſpritzung ihres Bluts zu befriedigen; oder man zwang ſie aus der nähmlichen Urſache mit wilden Thieren zu kämpfen; oder man warf ſie dieſen gar ohne Waffen vor, wie Conſtantin mit einigen Deutſchen Fürſten gethan hat, gerade, als wenn es erlaubt wäre, die Rechte der Menſchheit zu verletzen, weil ein Deutſcher nicht zu einem nach den Grundſätzen des Apicius abgerichteten Koch, oder zu einem nach des Ovids Regeln zugeſchnittenen Buhlbriefträger, oder, weiß nicht, zu was andern Dienſten, welche die Römer von ihren Sclaven foderten, zu gebrauchen war. Das erträglichſte für ſie war noch, wenn man ſie unter die Römiſchen Legionen ſteckte; oder ihnen Felder anwies, und die verödeten Römiſchen Provinzen durch ſie bevölkerte.

Viertes Kapitel.

Religion der Deutſchen.

Die Deutſchen zeigten zwar einen natürlich geſunden Verſtand in ihrer politiſchen Verfaſſung; ſo bald man aber ihre Religion und Begriffe über Dinge, die über die Empfindungen und Gefühle erhaben ſind, betrachtet, kommen ſie einem vor, wie der Löwe, dem die Augen verbunden, oder gar ausgeſtochen ſind. Daß die Deutſchen zum Aberglauben geneigt geweſen, darf man ſich um ſo weniger wundern, da die Weiber bey ihnen einen groſſen Antheil an Religionsſachen hatten. Die Cimbrer führten dergleichen mit ſich im Felde, die ihnen wahrſagen und die Opfer verrichten mußten. Der Suevifche König Arioviſt verſäumte die beſte Gelegenheit, mit den Römern zu ſchlagen; weil die Weiber, die er als Prophetinnen bey ſich hatte, ihm verbothen, ſich vor dem Neumond in ein Gefecht einzulaſſen. Einige von dieſen Weibern brachten es ſo weit, daß man etwas göttliches in ihnen wahrzunehmen glaubte. Unter andern war Velleda, eine Brukteriſche Jungfrau, berühmt, der die Niederrheiniſchen Völker in den wichtigſten Angelegenheiten zur nähmlichen Zeit gehorchten, als ſie die blutigſten Kriege führten, um von den Römern keine Befehle annehmen zu dürfen. Ganna und Aurinia waren gleichfalls ſo berühmt, daß ihrer auch die auswärtigen Schriftſteller s) Meldung thun, und Römiſche Kaiſer ſelbſt ſich von ihnen wahrſagen ließen.

Ihre

s) TACITVS. de M. G. c. 8.

Ihre ganze Götterlehre und Religion aus einander ſetzen zu wollen, iſt theils eine unnöthige, theils unmögliche Arbeit. Solche Begriffe, welche zu ſo verſchiedenen Zeiten bloß von der Einbildungskraft verſchiedener Menſchen erzeuget worden ſind, können unmöglich etwas zuſammen hängendes haben. Wenn die Griechiſche und Römiſche Götterlehre ſo vielen Schwierigkeiten unterworfen iſt; wie viel mehrere muß die Deutſche haben, da wir ſo wenig Denkmahle von ihr übrig haben. Cäſar ſagt, die Deutſchen bethen die Sonne, den Mond, den Vulkan oder das Feuer an; und Tacitus, der des Cäſars Nachrichten vermuthlich vor Augen gehabt hat, ſetzt die Hertham (die Erde) dazu. Dieſe Art der Abgötterey ſcheint auch die früheſte bey allen Nationen und die verzeihlichſte zu ſeyn. Die Menſchen empfinden den wohlthätigen Einfluß der Elemente; und beſonders den Deutſchen konnte in ihren froſtigen und waldichten Gegenden nichts angenehmers ſeyn, als wenn ſich die Sonne nach langen Winternächten wieder näherte. Auch wegen ihres Viehes mußten ſie ſich freuen, deſſen Wohlſeyn ſie für das ihrige hielten, weil ſie Nahrung und Kleidung von ihm hatten. Die Schönheit und der majeſtätiſche Glanz dieſes Geſtirnes, welches, da es den Augen den Zutritt verwehrt, der Einbildungskraft um ſo herrlicher ſcheint, mußten ohnehin den Begriff davon erhöhen.

Der Mond that ihnen nicht nur allein bey dem langen Winter große Dienſte, ſondern auch bey ihrer Jagd, der die Nacht ohnehin günſtiger iſt, als der Tag, und bey ihren Reiſen durch die großen Waldungen und Gehölze. Das Feuer ſchützte ſie gegen die Kälte, und war daher ihre angenehmſte Geſellſchaft. Die Erde nährete ſie und das Vieh. Es iſt daher

kein

kein Wunder, daß das Gefühl der Dankbarkeit bey ihnen rege ward; und daß ſie ſich auch für das Künftige ihrer Wohlthaten zu verſichern ſuchten.

Die Nation mußte erſt Helden hervor bringen, bis man aus ihnen Götter machen konnte; und wenn ſie auch da geweſen, mußten ſie erſt eine Zeit lang den Augen des Pöbels entzogen ſeyn, bis ihre Thaten durch die mündliche Fortpflanzung ſo ſehr vergrößert wurden, daß ſie Menſchenkräfte zu überſteigen ſchienen. Und zuletzt waren dieſe Gottheiten immer nur nach dem Geſchmacke jener brauſenden Geiſter, die den Helden im Kopfe hatten. Der friedfertige Landmann opferte auch in dem Bezirk von Rom ſeinem Pan, und den übrigen Feldgöttern, da indeſſen der Krieger den Jupiter, Mars und Herkules um Siege anflehete.

Als die Römer mit den Deutſchen bekannter wurden, glaubten ſie die Römiſchen Gottheiten bey ihnen zu finden. Sie reden von einem Merkur, Mars, Herkules und dergleichen, welche von den Deutſchen ſollen verehret worden ſeyn; vielleicht aber mit eben ſo viel Grund, als lange hernach Cluver die heil. Dreyfaltigkeit bey den nähmlichen Deutſchen, und unſere Miſſionarien in Indien gefunden haben. Die Götter der Heiden waren zwar größten Theils Geſchöpfe der Einbildungskraft; doch ſchritt auch dieſe bey ihren Erdichtungen nach gewiſſen Regeln fort. Die roheſten und noch ſo verſchiedenen Begriffe von einem höchſten Weſen mußten wenigſtens in einigen allgemeinen Eigenſchaften überein ſtimmen, und alle Erzählungen von ihren Thaten mußten auf dieſe Eigenſchaften paſſen. Dadurch entſtand allemahl eine Aehnlichkeit zwiſchen den Gottheiten verſchiedener Nationen, welche auch ſonſt nichts unter ſich gemein hatten.

Die

Die heidnischen Gottheiten mußten sich auch deßwegen unter einander gleichen, weil sie durchgehends von den Völkern in dem Stande der Barbarey, wo das Maß der Erkenntniß bey ihnen fast das nähmliche ist, sind gemacht worden. Und obschon sich alles verändert hat, getrauten sie sich doch nicht, Hand an die Religion zu legen. Mit dem Alter, welches andere Dinge abwürdiget, wuchs die Ehrfurcht gegen sie. Aus jenem unförmlichen Klotz oder rohen Stein, der zuerst einen Jupiter oder Apoll vorstellen sollte, ist durch die Meisterhand eines Phidias oder Praxiteles eine Bildsäule geworden, die die Verwunderung der Welt erregte: dieß war die ganze Veränderung. Das übrige blieb, wie es war, und aufgeklärte Nationen konnten jenes in den Sitten ihrer Götter ohne Anstoß ertragen, was sie in den ihrigen nicht dulden mochten.

Gewisse Erscheinungen in der Natur konnten auch leicht ähnliche Begriffe bey verschiedenen Nationen veranlassen. Unter andern scheint der Donner gemacht zu seyn, die Seele und Einbildungskraft von Grund aus zu erschüttern. Man findet daher fast bey allen Völkern einen Gott des Donners. Die Deutschen nannten den ihrigen Thorus, und von ihm hat der Donnerstag noch wirklich den Nahmen. Der mächtige Trieb zur Fortpflanzung ihrer Art, den die Natur in Menschen und Thiere gelegt, hatte ebenfalls bey den Deutschen seine Vorsteherinn unter dem Nahmen Freya, von welcher der Freytag den Nahmen führt, so wie bey den Römern und Griechen unter dem Nahmen der Venus.

Ein kriegerisches Volk, wie die Deutschen, mußte auch seine Kriegsgötter haben, die seine Unterneh-

mungen begünſtigten, und gegen ſeine Feinde ihm beyſtanden. Dergleichen waren die, welchen die Römer die Nahmen eines Herkules, Mars und Merkurius beylegen. Nach den eigenen Nachrichten der Deutſchen aber war keiner berühmter, als der Othin, beſonders in dem nordlichen Theil von Deutſchland. Die Sachſen mußten dieſem Othin, oder Wodan, wie ihn andere nennen, ausdrücklich abſchwören, ehe ſie zur heiligen Taufe unter Karln dem Großen gelaſſen wurden. Sein Dienſt muß ſich alſo ſehr lang in Deutſchland erhalten haben. Alles von dieſem Othin war dunkel, ehe die ſo genannten Isländiſchen Sagen bekannt wurden. Nach dieſen aber wollte man alles wiſſen, die Zeit, in der er gelebt, den Ort ſeines erſten Aufenthalts, die Reiſe nach Norden, und die Urſachen derſelben, endlich auch die von ihm daſelbſt geſtiftete große Revolution. So lange aber die Glaubwürdigkeit dieſer Sagen nicht ausgemacht iſt, läßt ſich nichts mit Zuverläſſigkeit von ihm beſtimmen.

Die Deutſchen hatten gar keine, oder doch wenige Tempel, weil ſie es als unanſtändig für die Majeſtät ihrer Götter anſahen, ſie in Mauern einſchließen zu wollen. Anſtatt der Tempel dienten ihnen die geheiligten Haine, oder Wälder, in welchen ihre Heiligthümer und Kriegszeichen aufbehalten, und die Opfer verrichtet wurden. Dieſe Haine wurden in größter Ehre gehalten. Niemand durfte ſich unterſtehen einen Baum davon zu fällen, indem ſie glaubten, die Götter würden auf der Stelle dieſe Miſſethat ſtrafen. Die Chriſten verwandelten hernach dieſe Haine in Gott geheiligte Oerter, und bauten Kirchen und Klöſter dahin. Der Zulauf des Volks blieb, wie zuvor, nur daß der Gegenſtand der Verehrung geändert war. Sonſt hatten ſie auch beſondere Bäume,

denen

denen ſie göttliche Ehre erwieſen. Aus den Capitularien Karls des Großen ſiehet man, daß kein Aberglaube bey ihnen tiefer eingewurzelt, und härter auszurotten war, als die Verehrung der Bäume.

Sie glaubten ein zukünftiges Leben; und daher kam zum Theil ihre große Verachtung des Todes. Man kann ſich aber leicht vorſtellen, daß ſie wenig Begriffe von einem geiſtigen Leben ſo wohl, als dergleichen Vergnügungen gehabt haben. Die ganze Einrichtung davon war nach ihrem Charakter und Geſchmacke abgemeſſen. Sie beluſtigten ſich unter einander mit Gefechten, und tranken köſtliches Bier aus großen Hörnern und den Hirnſchalen ihrer erſchlagenen Feinde, welches ſie auch oft noch im Leben thaten.

Dieſer Glaube an ein anderes Leben hatte bey den Deutſchen den nähmlichen Einfluß auf ihre Begräbniß-Cäremonien, als er faſt bey allen Nationen von dem äußerſten Norden Aſiens bis nach Peru gehabt. Dem Todten wurden ſeine Waffen mitgegeben. Man verbrannte ſein Pferd und ſeine Hunde, auch manchmahl Knechte mit ihm, um ſich deren noch in der andern Welt zu bedienen. Die großen Gebeine, die man in den Grabhügeln findet, ſind nichts anders, als dergleichen Pferdgebeine, die man aus Unwiſſenheit oft für Rieſengebeine gehalten hat. Die Nordländer vergruben mit ihren berühmten Seefahrern Stücke von den Schiffen, die ſie zu ihren Unternehmungen gebraucht hatten.

Man gab den Todten auch manchmahl Geld mit, damit ſie auf der Reiſe und ſonſt keinen Mangel leiden möchten. Weil dieſes Geld in den folgenden Zeiten bey den Kohlen des Leichenbrandes mehrmahlen

gefunden worden, hat sich der Wahn verbreitet, daß, wo Kohlen in der Erde anzutreffen wären, auch Schätze vorhanden seyn müßten. Endlich ging der Aberglaube des Pöbels so weit, daß die Kohlen selbst für Gold und Silber gehalten würden, die durch die Bezauberung in einen solchen Zustand gesetzt wären. In dem zu Tournay entdeckten Grabe des Fränkischen Königs Childerich fand man nebst den Waffen die wunderlichsten Dinge beysammen, die den Gelehrten zu manchen wenig bedeutenden Untersuchungen Anlaß gegeben.

Sie suchten auch sonst das Andenken der Grabstätten großer Männer zu erhalten. Zuerst begruben sie sie zu diesem Ende unter großen Bäumen; und dieses mag in der Folge zu der unter den Deutschen so tief eingewurzelten Verehrung der Bäume vieles beygetragen haben. Sie warfen auch Hügel auf, und setzten die Aschentöpfe oder Gebeine darunter. Manchmahl bezeichneten sie diese Grabstätten mit ungeheuren Steinen, von denen man kaum errathen kann, wie sie bey so weniger Kenntniß der Mechanik so große Lasten bewegen konnten. Diese Steine dienten auch zur Sicherheit der Todten, damit sie nicht beunruhigt, und das ihnen Mitgegebene geraubt würde. Aus den Fränkischen und Alemannischen Gesetzen siehet man, daß sie auch in den folgenden Zeiten ungemein auf die Sicherheit der Todten bedacht gewesen.

Fünf-

Fünftes Kapitel.

Erste Bekanntschaft und Kriege der Deutschen mit den Römern. Die Cimbrer. Ariovist.

Was in dem Innern von Deutschland von seiner ersten Bewohnung an sich zugetragen hat, ist für uns verloren. Wir haben aber eben so wenig Ursache es zu bedauern, als die Huronen und Iroquoisen haben werden, über den Verlust ihrer vaterländischen Geschichte sich zu betrüben, wenn sie dereinst sollten gesittet werden. Die Denkungsart der Völker in diesem Zustande, und ihre Art zu handeln hat etwas zu gräßliches an sich, als daß sie der Mensch, dessen Gefühle verfeinert sind, lange mit Vergnügen anschayen könnte. Was der Wilde Tapferkeit nennt, ist oft unbändige Wuth: und wenn er die Menschheit mit Füßen tritt, glaubt er gerecht zu seyn. Griechenland hat die Helden, die es in dem Stande seiner rohen Kindheit hervor gebracht hat, erst mit übermenschlichen Thaten, und, was noch mehr ist, mit Großmuth und Verdiensten für das Menschengeschlecht ausgeschmückt, ehe es dieselben zur Schau aufgestellt hat.

Die Deutsche Geschichte hat darin auf der andern Seite etwas vorzügliches, daß sie mit der Geschichte jenes Volkes durchflochten ist, dessen Begebenheiten noch immer die erste Stelle unter den uns bekannten einnehmen. Beyde treffen zusammen, eben da die letztere am interessantesten wird. Rom war bey seiner Entstehung zu klein, um die ganze wißbegierige Seele zu füllen; sein mittleres Alter ist zu einförmig,

um nicht durch ſeine ewigen Kriege Eckel zu erwecken; das hohe Alter aber, wo ſich der Coloß zum Fall neigt, und endlich geſtürzt wird, wechſelt mit Größe und Schwäche dergeſtalt ab, daß es dem Verſtande ein eben ſo weites und lehrreiches Feld zum Nachdenken öffnet, als es das Gemüth zu verſchiedenen Empfindungen hinreißt.

Rom war faſt auf dem Gipfel ſeiner Hoheit; Karthago, ſeine Nebenbuhlerinn, lag in der Aſche; Aſien hatte bereits ſeine Reichthümer ihm zugeſandt, und dadurch mehr geſchadet, als durch ſeine Waffen; Griechenland, und ſelbſt das ſtolze Macedonien, war unter das Joch gebracht, als Rom und mit dieſem ganz Europa von einem Orte her, wo man es am wenigſten vermuthete, mit dem gänzlichen Untergange bedrohet wurde. Einige Deutſche Völker unter dem Nahmen der Cimbrer und Teutonen t) geriethen, man weiß nicht, aus was für Urſachen, auf die Gedanken, ſich mit den Waffen in der Hand andere Wohnungen zu ſuchen. Sie ergoßen ſich gleich Anfangs, wie ein reiſſender Strom. Je weiter ſie ſich von ihrer Heimath entfernten; deſto mehr wuchſen ſie an. Im Winter lagen ſie ſtille, und im Frühjahr rückten ſie allemahl weiter. Auf ſolche Art zogen ſie lange in Europa herum, bis ſie ſich endlich auch dem Römiſchen Gebiethe näherten. Die Römer, durch die große Gefahr erſchreckt, ſtellten ihnen nach und nach drey Kriegs-

t) Die Cimbrer hatten ihren Sitz auf der großen Halbinſel, die ſich von der Mündung der Elbe in die Nordſee erſtrecket, und nach ihnen Cherſoneſus Cimbrica genannt wird. Die Teutonen bewohnten die benachbarten Küſten und Inſeln an der Oſtſee. Ob, und in was für einer Verbindung ſie mit den Cimmeriern an der Mäotiſchen See geſtanden, läßt ſich nicht mit Zuverläſſigkeit beſtimmen.

Kriegsheere unter dem Silanus, Manlius und Cäpio entgegen; und alle drey wurden auf das Haupt geſchlagen. Damahls wäre es um Rom gethan geweſen, ſagt ſelbſt der Römiſche Geſchichtſchreiber Florus u), wenn es nicht den durch ſeine Kriegserfahrenheit, ſein unruhiges Gemüth, ſein Glück und Unglück in der Römiſchen Geſchichte ſo berühmten Marius gehabt hätte. Marius traf ſie in der Gegend um die Rhone an, da ſie eben im Begriffe waren in Italien einzubrechen. Er getraute ſich Anfangs nicht, ein Treffen mit ihnen zu wagen; ſondern ſuchte vielmehr ſeine Soldaten abzuhärten, die alte Römiſche Kriegsdiſciplin unter ihnen herzuſtellen, und ſie zuvörderſt mit den ſchrecklichen Geſichtern der Deutſchen, ihrem fürchterlichen Aufzuge, ihren großen Körpern und Waffen bekannt zu machen, indeſſen aber ſich wohl verſchanzt zu halten. Alles dieſes gelang ihm nach Wunſch. Hingegen ward den Deutſchen bey ſeiner Verzögerung die Zeit ſo lange, daß die Cimbrer aus Gallien zurück gingen, um durch Deutſchland über die Tridentiniſchen Alpen in Italien einzudringen, die Teutonen aber des Marius verſchanzte Armee zur Seite ließen, und, nachdem ſie einen Vorſprung gewonnen, geraden Wegs auf Italien zu marſchirten. Ihre Zuverſicht, bald in Rom zu ſeyn, war ſo groß, daß ſie die Römer fragten, ob ſie nichts an ihre Weiber zu befehlen hätten. Marius, um nicht von ſeinem Vaterlande abgeſchnitten zu werden, brach eilends auf, erreichte ſie bey Aix (Aquae Sextiae,) und lieferte ihnen eines der blutigſten Treffen, worin die Teutonen ſich zwar tapfer wehrten; als ſie aber Claudius Marcellus in der größten Hitze des Gefechtes, da ſie bereits ermüdet waren, in dem Rücken angriff, geriethen ſie in Unord-

u) De geſtis Rom. L. 3. c. 3. pag. 94.

nung, und wurden gänzlich geschlagen. Ihr König Teutoboch, der sonst vier bis sieben Pferde zu überspringen gewohnt war, konnte kaum eines haben, um sich durch die Flucht zu retten. Gleich nach dem Treffen bekamen ihn die Römer in dem nächsten Walde gefangen, und er mußte zu Rom des Marius Triumph zieren, wo er wegen seiner außerordentlichen Größe, indem er über die Siegeszeichen (tropaea) hervor ragte, allgemeine Verwunderung erweckte.

Die Römer waren zwar über diesen Sieg ungemein erfreuet, die Freude aber war noch mit vielem Schrecken vermischt. Denn die Cimbrer erstiegen, zu ihrem größten Erstaunen, mitten im Winter die Alpen, jagten den Consul Catulus über die Etsche, und wenn sie alsbald auf Rom losgegangen wären, so würde es mißlich mit dieser Stadt ausgesehen haben. Allein, sie ließen sich in Venetien das Italienische Brod, das gekochte Fleisch und besonders den Wein so gut schmecken, daß Marius zu rechter Zeit dem Catulus zu Hilfe kommen konnte. Sie hatten doch noch so viel Herz, daß sie den Marius heraus foderten, und verlangten, er sollte Zeit und Platz zum Kampf bestimmen. Marius nahm die Ausfoderung an; sorgte aber dafür, daß sie Sonne, Staub und Wind im Gesichte hatten. Dieses, und die ihnen ungewohnte außerordentliche Hitze, indem es eben im höchsten
A.V.C. 632. Sommer war, half dem Marius den vollkommensten Sieg davon tragen. Plutarch erwähnt eines Umstandes, der in seiner Art der einzige ist. Die vordersten Glieder, sagt er, hätten sich mit großen eisernen Ketten an einander geschlossen, damit sie nicht konnten getrennt werden. Auch rühmen die Geschichtschreiber

ber die Tapferkeit ihrer Weiber, die nebſt den Hunden die Wagenburg noch nach dem Treffen beſchützten; und, da ſie keinen Widerſtand mehr thun, noch von den Römern erhalten konnten, unter die Veſtaliſchen Jungfrauen aufgenommen zu werden, ſich meiſtens ſelbſt ermordeten. Eine inſonderheit fand man, an einem Wagen, und an jedem ihrer Füße eines ihrer Kinder hangen.

Auf dieſe Art ſind endlich dieſe fürchterlichen Feinde Roms vernichtet worden. Man kann ſich keinen beſſern Begriff von ihnen machen, als wenn man ſich jene ungeheure Menge von Heuſchrecken vorſtellt, die ſich manchmahl in Europa haben ſehen laſſen, ohne daß man gewußt, woher ſie, oder wo ſie zuletzt hingekommen; nur daß ſie alles bis auf den Grund verheeret, und die größte Furcht und Schrecken aller Orten, wo ſie nur hinkamen, verbreitet haben. Das Andenken dieſer Gäſte erhielt ſich lange bey den Römern, beſonders in dreyen Stücken. Wenn ſie nähmlich einen ſehr großen Schrecken ausdrücken wollten, ſagten ſie ein Cimbriſcher Schrecken (cimbricus terror); eine außerordentliche Beute hießen ſie eine Cimbriſche Beute (cimbrica praeda), und ein überaus großes Geſchrey ein Cimbriſches Geheul (vlulatus cimbricus). Überhaupt hatte dieſer Krieg die Folge, daß der Deutſche Nahme nun bekannter wurde, und Deutſchland, als die Mutter ſo ſtreitbarer Leute, anfing in den Augen der Römer wichtiger zu werden.

Das zweytemahl bekamen die Deutſchen mit einem Helden zu thun, der den Marius an Tapferkeit und Glück noch weit übertraf. Julius Cäſar war es, der eben im Begriffe ſtand, Gallien unter

die Römiſche Bothmäßigkeit zu bringen, als die Deutſchen mit den nähmlichen Abſichten nach Gallien gingen. Von langen Zeiten her hatten die Aeduer und Sequaner, zwey Galliſche Völker, um die Oberherrſchaft von Gallien unter ſich geſtritten. Endlich unterlagen die Sequaner. Um aber ihr voriges Anſehen wieder zu erlangen, riefen ſie den Suediſchen König Arioviſt (Ehrenveſt) zu Hilfe. Arioviſt kam, und überwand die Aeduer; blieb aber in Gallien, und eignete ſich für ſeine Mühe den beſten Theil des Landes der Aeduer und Sequaner zu; und damit er ſich um ſo feſter ſetzte, ließ er täglich mehr Deutſche nach Gallien kommen, welchen er nach Belieben Wohnungen und Felder anwies. Die Uiberwinder und die Uiberwundenen ſahen zuletzt ihren großen Fehler ein, der ganz Gallien der Gefahr ausſetzte, von den Deutſchen verſchlungen zu werden. Da ſie aber für ſich zu ſchwach waren, etwas gegen dieſe zu unternehmen: ſo wandten ſie ſich an den Cäſar, der eben mit einer Römiſchen Armee an den Gränzen ſtand, und nur erſt einen vollkommenen Sieg über die Helvetier davon getragen hatte, ob er gleich ein ſo gefährlicher Bundsgenoß für ſie war, als die Deutſchen, von dem indeſſen mehr Menſchlichkeit zu hoffen war. Dem Cäſar war dieſes eine erwünſchte Gelegenheit, ſich mit Anſtand in die Galliſchen Angelegenheiten miſchen zu können, und mit einem Feinde anzubinden, deſſen Uiberwindung ihm Ehre machen, und die Oberherrſchaft von Gallien nach ſich ziehen mußte.

Nichts konnte ihm zugleich dienlicher ſeyn, unter dem Deckmantel der Ehre des Römiſchen Volkes den Grund zu jenem Gebäude zu legen, welches er ſchon damahls bey ſich entworfen hatte. Seine

Sol-

Soldaten aber waren um ſo furchtſamer. Die Größe, Stärke, und wilde Herzhaftigkeit der Deutſchen wurde ihnen von den zaghaften Galliern ſo erſchrecklich vorgemahlt, daß ſie mehr an den Tod, als an den Sieg dachten. Im Lager hörte man nichts als Teſtamente machen, oder Murren gegen den Feldherrn, der ſich, ihrer Meinung nach, ohne Noth in einen ſo gefährlichen Krieg einließe, und ſeinem eigenen Ehrgeiz die Wohlfahrt des Römiſchen Volkes aufopferte. Die Vornehmſten, auch diejenigen nicht ausgenommen, die um den Cäſar waren, ſuchten alle nur mögliche Vorwände hervor, um ſich von dem Lager entfernen zu können, und die, welche ſich ſchämten ſolches zu thun, konnten doch ihre Furcht ſo wenig verbergen, daß ihnen oft die Thränen über das Angeſicht herab rollten. Wenn ein Deutſcher dieſes erzählte, ſollte es uns faſt verdächtig vorkommen. Allein, Cäſar, der Held, und die Zierde ſeines Volks, hat es ſelbſt der Nachwelt ſchriftlich hinterlaſſen.

Cäſar ließ ſich durch alles dieſes nicht irre machen. Er rief vielmehr die Officiere zuſammen; führte ihnen ihre alte Tapferkeit zu Gemüthe; ſtellte ihnen die Siege des Marius über die nähmlichen Feinde vor, welche bey allem dem nichts als undiſciplinirte, und ungeübte Barbaren wären; erinnerte ſie an die Ehre des Römiſchen Volks, an die trotzige Art, mit der Arioviſt ihm und den übrigen Römern begegnet wäre, und ſchloß endlich, wenn ſie ihn doch verlaſſen wollten, ſo ſey er feſten Sinnes, mit der zehnten Legion allein gegen den Feind zu rücken. Dieſe Rede hatte den beſten Erfolg. Die Officiere der zehnten Legion dankten ihm wegen des Zutrauens, das er auf ſie ſetzte, und erbothen ſich zu allem, was er ihnen befehlen würde;

die

die übrigen folgten ihrem Beyspiel, und versprachen das nähmliche.

Nun rückte Cäsar dem Arioviſt entgegen, um ihn zu einem Treffen zu bringen. Arioviſt vermied ſolches, und machte eine Wendung, wodurch er dem Cäsar die Zufuhr abſchneiden konnte. Cäsar änderte gleichfalls ſeine Stellung; und als er erfuhr, daß Arioviſt deßwegen nicht ſchlagen wollte, weil ſeine Wahrſagerinnen verbothen hatten, ſich vor dem Neumond in ein Treffen einzulaſſen: ſo drang er eben um ſo mehr darauf, und kam dem Arioviſt endlich ſo nahe, daß er das Treffen nicht mehr vermeiden konnte. Die Deutſchen brachten zwar den rechten Römiſchen Flügel in Unordnung; der ihrige aber hatte das nähmliche Schickſal, nur daß die Römer die Kunſt verſtanden, ſich wieder in Ordnung zu ſtellen, die Deutſchen aber nicht mehr wußten ihrer Unordnung abzuhelfen. Der Sieg blieb demnach auf Seiten der Römer. Kaum hatte Arioviſt Zeit, mit einigen von A.V.C. 696. ſeinem Gefolge über den Rhein zu kommen.

Cäsar, der ſich einmahl in den Kopf geſetzt hatte, alles zu verſuchen, um ſolche Dinge nach Rom ſchreiben zu können, die vor ihm noch kein Römer gethan hatte, ging noch weiter. Als er nach einigen Jahren die in Gallien eingefallenen Uſipier, ein Deutſches Volk, das in der heutigen Wetterau gewohnet, zurück gejagt hatte: nahm er ſich vor, den Rhein zu paſſiren, und den Deutſchen in ihren eigenen Wohnungen den ſtarken Arm des Römiſchen Volkes fühlen zu laſſen. Die am Niederrhein wohnenden Ubier, die mit ihren Nachbarn, den Sueven, nicht wohl zufrieden waren, bothen ihm ihre Schiffe dazu an. Allein, er hielt es weder für ſicher, noch

seinem Ruhme gemäß, auf Deutschen Schiffen über den Fluß zu gehen, sondern er baute bey dieser Gelegenheit jene berühmte Brücke, die er selbst so ausführlich beschrieben hat x), daß man zur Genüge merkt, wie sehr er sich dabey gefallen. Die Deutschen zogen sich bey seiner Annäherung in ihre Waldungen zurück, und Cäsar, dem noch immer die unruhigen Gallier zu schaffen machten, hatte keine Lust ihnen zu folgen. Er ging demnach wieder über den Fluß, mit dem zufrieden, daß er wenigstens glaubte, den Deutschen Furcht eingejagt zu haben, und der erste unter den Römern gewesen zu seyn, A.V.C. der den Deutschen Boden mit einer Armee betreten. 699.

Nach einiger Zeit passirte er den Fluß noch A.V.C. einmahl, weil die Deutschen den Trierern Hilfsvölker zugeschickt hatten. Bey dieser Gelegenheit 701. gibt er uns eine ziemlich ausführliche Nachricht von Deutschland, um seinen Landesleuten zu zeigen, daß er Deutschland nicht nur von weiten gesehen. Weil aber die Deutschen sich wieder in ihre Waldungen geflüchtet, und Cäsar besorgete, er dürfte Mangel an Proviant leiden; so zog er sich ebenfalls wieder zurück. Wenn nach der gänzlichen Beruhigung von Gallien die bürgerlichen Kriege nicht dazwischen gekommen wären: so würde er vielleicht in seinen Unternehmungen weiter gegangen seyn. Wenigstens mag er starke Versuchung dazu gehabt haben. Bey seinem Abzuge nach Italien nahm er das Corps Deutscher Truppen, so er selbst gebildet hatte, mit sich. Und dieses war es eigentlich, das ihm die Schlacht auf den Pharsalischen Feldern gewann, und das Schicksal der Römer entschied. Als Pompejus seine

x) De bello Gall. L. 6. c. 4.

ſeine zahlreiche Reiterey dem Cäſar in den Rücken hatte gehen laſſen, griffen die Deutſchen Cohorten, die Cäſar dazu aufbehalten hatte, die Pompejaniſchen Reiter ſo herzhaft an, daß es ſchien, die Pompejaner wären zu Fuß, die Deutſchen hingegen zu Pferde gekommen. Nachdem die Reiter in die Flucht gejagt waren, zerſtreuten ſie des Pompejus leichtes Fußvolk, und fielen endlich den Legionen des Pompejus in den Rücken, worauf deſſen ganze Niederlage erfolgte y).

Sechſtes Kapitel.

Die Deutſchen werden in ihrem eigenen Vaterlande von den Römern angegriffen. Feldzüge des Druſus. Sieg der Deutſchen über die Römer unter Anführung des Arminius. Folgen davon. Feldzüge des Germanicus.

Durch die Eroberung des Cäſars wurden die Deutſchen Nachbarn der Römer, und der Rhein die Gränzlinie zwiſchen ihnen und einem Volke, gegen das die Meere keine Schutzwehr abgeben konnten

y) Nam quum diu aequo marte contenderent, luſſuque Pompeii fuſus a cornu erupiſſet equitatus: repente hinc ſigno dato Germanorum cohortes tantum in effuſos equites fecere impetum, ut illi eſſe pedites, hi venire in equis viderentur. Hanc ſtragem fugientis equitatus, leuis armaturae ruina comitata eſt. Tunc terrore latius dato, turbantibus inuicem copiis reliqua ſtrages quaſi vna manu facta eſt. FLORVS *de geſtis Rom.* L. 4. c. 2. pag. 136.

konnten, wie nur erſt Cäſar den Britanniern gezeigt hatte. Alles mußte jetzt eine andere Geſtalt gewinnen. Zuvor hatten die Deutſchen den muthigen Entſchluß gefaßt, ſelbſt in Rom ſiegreich einzuziehen; Marius hat dieſes Vorhaben vereitelt. Unter dem Cäſar ſuchten ſie ſich Meiſter von Gallien zu machen, und waren es auch ſchon größten Theils; Cäſar hat ihnen dieſe fette Beute wieder entriſſen. Auch zu Anfange der Regierung des Auguſtus kamen noch einige Deutſche Völker über den Rhein; ſie wurden aber zurück gewieſen. Die Ubier, welche ſich der Sueven nicht mehr erwehren konnten, wurden mit ihrem guten Willen auf die Galliſche Seite des Rheins verpflanzt, wo ſie den Römern nach ihrer gewohnten Politik, die immer dahin ging, Uneinigkeiten unter den feindlichen Nationen zu unterhalten, und ſie durch einander ſelbſt aufzureiben, zur Vormauer gegen die andern Deutſchen dienen mußten. Weil ſich noch andere Deutſche Nationen an dem nähmlichen Ufer des Rheins mit der Römer Vorwiſſen angebaut hatten: ſo nannte Auguſtus, als er eine Eintheilung von Gallien machte, die Gegenden an dem Rhein Germanien, welches nach dem Laufe des Fluſſes in das Obere (Germania prima) und das Untere (Germania ſecunda) abgetheilt wurde; ein ewiges Denkmahl des Römiſchen Stolzes! Weil ſie Germanien ſelbſt nicht bezwingen konnten, verlegten ſie den Nahmen davon, um Beherrſcher von Germanien zu heiſſen.

Die Sicambrer, und ihre Nachbarn, die Uſipeter und Tencterer, waren die unruhigſten unter den Niederrheiniſchen Deutſchen Völkern. Bey einem Einfalle in die Römiſchen Provinzen hatten ſie das Glück ſich des Adlers der fünften Legion zu bemächtigen

tigen; eine Sache, welche die Römer ſich allezeit zum groſſen Schimpf anrechneten, und mehr ſcheuten, als einen merklichen Verluſt an Leuten. Sie zerſtreuten nebſt dieſem die Römiſche Reiterey, die ihnen entgegen geſchickt wurde, und ſchlugen ſo gar den Römi-
A.V.C. ſchen General M. Lollius aus ſeinem verſchanzten
703. Lager heraus. Als aber Auguſt ſelbſt nach Gallien kam, bothen ſie um Frieden, und erhielten ihn gegen Auslieferung einer gewiſſen Anzahl Geiſel. Kaum hatte ſich Auguſt entfernt, als ſie die alten Feindſeligkeiten wieder anfingen, ihre Geiſel im Stich ließen, und nach ihrer Gewohnheit über den Rhein gingen zu plündern. Allein, des Auguſt zurück gelaſſener Stiefſohn, Druſus, trieb ſie zurück; und damit nicht zufrieden, faßte der tapfere Jüngling den Entſchluß, Germanien ſelbſt zu einer Römiſchen Provinz, und dadurch allen Streifereyen auf ewig ein Ende zu machen.

Nun ändert ſich die Scene. Die Deutſchen, anſtatt den Römern auswärts zu ſchaffen zu geben, müſſen die ganze Laſt der Römiſchen Waffen in ihren Heimathen ertragen. Druſus war eben fünf und zwanzig Jahr alt, voll Begierde, ſeinen Nahmen zu verewigen, und mit gleichem Heldenmuth ausgerüſtet. Sein Vater begünſtigte ſein Unternehmen um ſo mehr, da es gleichſam nur eine Fortſetzung deſſenigen war, was Julius Cäſar, der Stolz und das Muſter ſeiner Familie, angefangen hatte. Zugleich diente es, die Aufmerkſamkeit des Römiſchen Volkes von den innern Angelegenheiten abzuziehen, und anderwärts zu beſchäftigen, ſeinen Söhnen aber und ſich Ehre, nebſt dem Zutrauen der Römiſchen Heere zu erwerben.

Druſus

Druſus ging in ſeinem erſten Feldzuge ober- A.V.C. halb der Inſel der Bataver über den Rhein, in das 742. Land der Uſipeter, und von dort aus in jenes der Si- P. Ch. cambrer. Ob er damahls ſchon die Markmänner 8. 10. angegriffen, und mit der von ihnen erhaltenen Beute ſinen erhabenen Ort zum Andenken ſeines Sieges gezieret, läßt ſich nicht mit völliger Gewißheit ſagen z).

Druſus begnügte ſich noch nicht mit ſeinem erſten Glücke. Er wollte vielmehr den Deutſchen noch empfindlichere Streiche verſetzen. Einigen Deutſchen Provinzen war hart beyzukommen, überhaupt aber ſchwer, tief in Deutſchland einzudringen; weil das Land ſchlecht angebaut, wenige oder gar keine gebahnte Straßen hatte, und die Wege durch die Waldungen wegen der darin verſteckten Feinde allezeit gefährlich waren. Druſus baute daher eine Flotte auf dem Rhein, vereinigte durch einen Canal den Rhein mit der Yſſel, und ſegelte in das Deutſche

z) AEGIDIVS BVCHERIVS in ſeinem *Belgio Romano* pag. 88. §. 8. hält dafür, dieſer Hügel ſey derjenige, wo jetzt das Schloß von Wetzburg ſteht. Allein, Druſus hätte erſt den Main paſſiren müſſen, welches die Römiſchen Scribenten nicht würden unterlaſſen haben anzumerken, indem ſie ſelbſt wohl wußten, daß die Flüſſe faſt der einzige Leitfaden in einem von Städten entblößten Lande waren, wodurch ſie ihren Leſern die Lage der Sache vorſtellen konnten. Damahls war es auch nicht ſo leicht, Flüſſe zu paſſiren; und ſollte wohl Druſus dieſe Mühe angewandt haben, um nichts anders zu thun, als auf einem Hügel Siegeszeichen zu errichten? Dergleichen Hügel fand er gewiß diesſeits des Fluſſes.

ſche Meer, wo noch kein Römer hingekommen, bemächtigte ſich der dortigen Inſeln, lenkte in die Ems ein, und kam den Bructerern, die an der Ems, Lippe und Roer wohnten, auf den Hals, da ſie nicht die geringſte Vermuthung davon hatten. Einmahl war er aber auch mit ſeiner Flotte der größten Gefahr ausgeſetzt; indem ihn die Ebbe dergeſtalt übereilte, daß die Schiffe faſt ganz im Trocknen ſaßen. Zum Glücke aber hatte er eine Menge Frieſen bey ſich, die des Landes kundig, und damahls ſchon gute Seeleute waren, durch deren Bemühung er gerettet wurde. So mußten immer die Deutſchen ſelbſt die Werkzeuge ſeyn, die Abſichten ihrer Feinde zu befördern.

Der heran nahende Winter nöthigte den Druſus zum Rückzuge. Zuvor legte er erſt an der Mündung der Ems ein Caſtell an, um den dortigen Nationen Schrecken einzujagen, und den Römiſchen Flotten ein ſicheres Einlaufen in die Ems zu verſchaffen. Dieſes Caſtell kündigte den Deutſchen klar genug an, was die Römer mit ihnen vorhatten. Eine ihrer Hauptmaximen war, in Ländern, die keine Städte und Feſtungen hatten, ſo gleich Caſtelle anzulegen. Sie dienten ihnen zur Sicherheit gegen die Anfälle ihrer Feinde; hingegen überfielen ſie von denſelben aus nach Belieben die Landeseinwohner, verheerten ihnen die Früchte, und plagten ſie ſo viel und ſo lange, bis ſie ſich gutwillig unterwarfen. Endlich gewöhnten ſich die Nachbarn von ſelbſt durch den Umgang mit den Soldaten an die Römiſchen Sitten, Gebräuche, Sprache, Geſetze und Herrſchaft. Wenn ſie an einem Orte ſicher waren, rückten ſie weiter mit ihren Caſtellen, bauten dieſe tiefer in des Feindes Land, und zuletzt ward es damit angefüllt, und

befand

befand ſich in dieſer mächtigen Räuber Händen, ohne zu wiſſen, wie ihm geſchehen iſt a).

Druſus fing den Krieg mit dem nächſten Frühjahr wieder an. Dießmahl aber richtete er ſeinen Marſch gerade zu gegen die Weſer, und drang auch glücklich durch bis an dieſen Fluß, den er gern vollends paſſirt hätte, wenn ihn nicht der Abgang an Lebensmitteln, der heran nahende Winter, und ein ſich von ungefähr in dem Lager niederlaſſender Bienenſchwarm, der für eine üble Vorbedeutung gehalten wurde, zum Rückweg genöthiget hätten. So viel vermag der Aberglaube, daß das Volk, ſo alle ſeine Nachbarn zittern machte, ſich vor einem Haufen Inſecten fürchtete! Faſt wäre auch die vermeinte Vorbedeutung erfüllt worden. Die Deutſchen hatten indeſſen alle Poſten beſetzt, welche die Römer auf dem Rückzuge paſſiren mußten. Wo dieſe nur immer hinkamen, wurden ſie entweder öffentlich, oder durch Hinterhalte angegriffen. Einmahl waren ſie dergeſtalt eingeſchloſſen, daß alles verloren ſchien. Nur allein die unbeſonnene Verwegenheit ihrer Gegner konnte ſie retten. Dieſe glaubten, den Sieg ſo gewiß in Händen zu haben, daß ſie ſchon die Beute theilten. Die Cherusker wollten die Pferde haben, die Sueven das Gold und Silber, die Sicambrer die Gefangenen. Ihre Verachtung gegen die Feinde ging ſo weit, daß ein jeder ohne Ordnung, und wie es ihm in den Sinn kam, dieſelben anfiel. Die Römer aber hatten den Muth noch nicht ganz ſinken laſſen. Sie trieben vielmehr die auf ſie zu verwegen losſtürmenden Deutſchen mit ſolcher Herzhaftigkeit zurück, daß ſie ſich nicht mehr getrauten, ſich in der

a) Sieh unter andern des Tacitus Agricola.

Nähe zu zeigen, sondern nur von ferne folgten. Als Drusus in offene Gegenden gekommen, verachtete er auch von seiner Seite die Feinde, und ehe er noch den Deutschen Boden verließ, baute er, seiner Gewohnheit nach, zwey Castelle, eines an dem Zusammenflusse der Lippe und Lise (bey Lisborn), das andere in Hessen auf dem Gebirge Taunus, auf der so genannten Höhe bey Idstein.

Wie dieser Feldzug, eben so sahen auch die meisten folgenden aus. Man darf sich nicht irre machen lassen, wenn die Römer vieles von ihrem Eindringen, und ihren Eroberungen in Deutschland vorbringen. Die Deutschen zogen sich mit Fleiß zurück, und gaben alles Preis, weil sie wenig zu verlieren hatten. So bald sie aber glaubten, daß sich der Feind aufgezehret, oder so bald er den Rückmarsch antrat: fielen sie aus ihren Waldungen und Gebirgen um so heftiger heraus. Uiberhaupt aber war es ein mißliches Kriegführen in Deutschland. Spanien, welches weder Städte noch Festungen hatte, kostete den Römern zwanzig Jahre, bis es gänzlich überwunden worden; da sie hingegen mit dem mit Städten angefüllten Gallien in einigen Jahren fertig geworden. Eben diesem Umstande hat es auch Deutschland großen Theils zu danken, daß es nie ganz ist überwunden worden.

Drusus ließ sich durch die bisherigen Schwierigkeiten nicht von seinem Vorsatze abschrecken. Er machte vielmehr neue Versuche, um denselben auszuführen. Sein letzter Feldzug aber ist der merkwürdigste; indem er durch Hessen längs des Buchwaldes bis an die Weser, und endlich gar bis an die Elbe vordrang. Nachdem er aber einige Siegeszeichen an

der-

derſelben errichtet, ging er wieder zurück; und dießmahl mußte ein Wunder ſeinen Rückzug beſchönigen. Ein Weib, größer als ein Menſch, ſoll ihm entgegen gekommen ſeyn, und ihn mit den Worten angeredet haben: „ Wohin willſt du endlich, Druſus, mit „ deiner unerſättlichen Begierde? Dein Schickſal er„ laubt dir nicht, dergleichen Dinge zu ſehen. Das En„ de deiner Thaten und deines Lebens iſt wirklich vor„ handen “ b). Es kann ſeyn, daß ein Deutſches Weib, welches ſich ohnehin mit Wahrſagen abgab, von ihren Landesleuten dazu unterrichtet worden, welches ein Meiſterſtreich wäre, wenn die Deutſche Einfalt den Römiſchen Verſtand und Hochmuth auf ſolche Art beſiegt hätte; oder daß Druſus nur dieſen Vorwand gebraucht, um mit Ehren ſeinen Rückzug nehmen zu können; wenigſtens berichtet uns Strabo, daß Auguſt ſelbſt befohlen, nicht über die Elbe zu gehen, um die dortigen Völker, die ſich bisher ruhig gehalten, nicht gegen die Römer aufzubringen; oder es iſt das ganze eine erſt nach der Hand gemachte Erdichtung; denn es war nun einmahl zu Rom Mode, daß nichts wichtiges ohne vorher gehende Zeichen und Ahndungen geſchehen durfte. Ihre größten Geſchichtſchreiber wimmeln davon, und aus ihrem Vortrage merkt man genug, daß dergleichen Dinge von ihnen ſind geglaubt worden. So viel iſt gewiß, daß Druſus auf dem Rückmarſch mit dem Pferde ſtürzte, und dreyßig Tage hernach den Geiſt, zum größten Leidweſen des Römiſchen Heeres, aufgab.

b) Quo tandem, inquit, contendis, Druſe inſatiabilis? Non tibi ſatis conceſsum, haec omnia videre; quin tu abi; iam enim et operum tuorum, et vitae inſtat tibi terminus. Dion. 770 - 71.

Deutſchland konnte um ſo vergnügter ſeyn, indem es durch dieſen Tod von ſeinem gefährlichſten Feinde, den es jemahls gehabt, iſt befreyt worden. Der durch ſeinen Vater unterſtützte feurige Jüngling würde vermuthlich nicht eher ſein Vorhaben aufgegeben haben, als bis er das zwiſchen dem Rhein und der Elbe gelegene Deutſchland den Römern würde unterwürfig gemacht haben. Es war allemahl viel, was Druſus gethan. Mit einem Heere von dem Rhein bis an die Elbe, durch ein Land, wie Deutſchland damahls war, marſchiren, erfoderte Muth, Vorſicht und Standhaftigkeit. Mit allem dem aber war wenig ausgerichtet. Länder ohne Städte und Feſtungen, die noch dazu voll Waldungen und Sümpfe ſind, werden bald erobert, und eben ſo bald wieder verloren. Druſus machte ſeine Plane zu groß. Wenn er von einer Nation nicht eher zur andern gerückt wäre, als bis er ſich feſt geſetzt, und gleichwohl ſeine Caſtelle angebracht hätte: ſo würde er mehr Vortheil davon gehabt haben. Allein es klang doch wenigſtens ſchön, einige hundert Meilen tief in des Feindes Land gedrungen zu ſeyn. Der unerfahrne Römer erſtaunte hierüber, und der Deutſche erſchrack Anfangs, und erholte ſich wieder.

Sonſt hat Deutſchland von keinem Römer ſolche Denkmahle aufzuweiſen, als von dem Druſus. Florus berichtet von ihm, daß er bis funfzig Caſtelle hin und wieder angelegt, woraus meiſtens Städte, oder nahmhafte Orte geworden ſind c). Von denen am Rhein iſt das alte Moguntiacum (Mainz) beſonders merkwürdig. Er legte auch Brücken an, eine zu Bonn, die andre zu Mainz. Der Mainz gegen

c) L. 4. c. vltimo. pag. 184.

gegen über gelegene Ort Caſſel war ein zur Bedeckung der Brücke angelegtes Caſtell. Von dieſer Zeit an hatten auch die Römer ihre Flotten auf den nahmhaften Flüſſen, beſonders dem Rhein, und die Schiffe, die in ihren Geſchichten und Geſetzen Luſoriae genannt werden, welche zum Kreuzen auf den Flüſſen gebraucht wurden, theils, alles zu beobachten, was an dem feindlichen Ufer geſchah, theils den Uibergang der Feinde zu verhindern, und allezeit Meiſter von dem Fluſſe zu bleiben. Nichts aber iſt größer, als die ſo genannte Foſſa Druſiana, wodurch er die Yſſel mit dem Rhein vereinigt. Hingegen hat ihm auch ſein Stiefvater ein prächtiges Monument zu Mainz errichten laſſen, deſſen Uiberbleibſel noch vorhanden ſind.

Nach dem Tode des Druſus übernahm deſſen Bruder Tiberius das Commando. Gleichwie er aber von Jugend auf die Kunſt ſich zu verſtellen, Leute zu gewinnen und zu hintergehen beſſer gelernt hatte, als Krieg zu führen: ſo brachte er es durch ſeine Unterhandlungen dahin, daß ſich die meiſten Deutſchen Völker zwiſchen dem Rhein und der Elbe, und unter andern auch die Sicambrer an die Römer ergaben, und ihnen faſt wie eine Römiſche Provinz gehorchten. Den Sicambrern half ihre Ergebung wenig. Denn Tiber verſetzte bis vierzig tauſend derſelben nach Gallien, um den bisherigen Unruhen vorzubeugen; worüber ihre Häupter ſo entrüſtet wurden, daß ſie ſich eher das Leben nahmen, als auf eine ſo ſchimpfliche Art ihr Vaterland verließen. Das Völkerverpflanzen, ſo hart es auch iſt, ward jetzt Mode bey den Römern, da ihre Macht am höchſten ſtand; A.V.C. 746.

ein sicheres Anzeigen, daß sich das Reich wegen seiner Größe selbst zur Last ward, und nicht Kräfte genug in sich fühlte, alle Untergebene im Zaum zu halten. Aelius Catus versetzte um diese Zeit funfzig tausend Geten, die über der Donau gewohnt hatten, nach Thracien d); Terentius Varro verkaufte alle junge Leute der Salasser, eines Volkes, so in den Alpen wohnte, nur damit sie aus dem Lande kämen e). Der nähmliche Tiberius, der den Sicambrern so hart begegnet war, führte den größten Theil der Rhätier weg, aus der einzigen Ursache, weil die Nation volkreich und kriegerisch war f).

Das Schicksal der Sicambrer zog noch andere wichtige Folgen nach sich. Die Markmänner, eines der mächtigsten Deutschen Völker entschloßen sich, auf Anrathen ihres Königs Marbod, dasjenige freywillig zu thun, was die Sicambrer gezwungener Weise gethan, um sich der gefährlichen Römischen Nachbarschaft zu entziehen. Dieser Marbod (Marobodaus) hatte seine Jugend zu Rom zugebracht, und daselbst die Römer so wohl, als ihre Kriegskunst kennen gelernt. Nach seiner Rückkunft suchte er sein Volk auf einen andern Fuß zu setzen. Vor allem aber beredete er es, mehrerer Sicherheit wegen, sich in das Innere von Deutschland zu begeben. Er eroberte allda Böhmen, und unterwarf sich entweder durch Krieg, oder freywillige Bedingungen die benachbarten Völker, wodurch er endlich in den Stand gesetzt wurde, ein beständiges Heer von siebenzig bis achtzig tausend Mann auf den Beinen zu halten. Die Römer

d) STRABO L. 7. pag. 465.
e) DIO L. 58. p. 719 - 20.
f) STRABO L. 4 p. 315.

Römer griff er zwar nicht öffentlich an; doch ließ er zur Genüge merken, daß es ihm weder an Muth noch an Kräften fehle, wenn ſie etwas feindliches gegen ihn unternehmen ſollten. Tiber ſelbſt ſagte öffentlich vor dem Rathe zu Rom, daß weder Philippus den Athenienſern, noch Pyrrhus und Antiochus dem Römiſchen Volke ſo furchtbar geweſen g).

Nach dieſen großen Veränderungen war übrigens alles ruhig in Deutſchland. Einige nicht ſonderlich wichtige Empörungen wurden von dem Tiber bald geſtillt. Die Römer nahmen ſo gar ihre Quartiere an dem Orte, wo die Lippe entſpringt; ein ſtarker Schritt, ihr Vorhaben zu Ende zu bringen. Aus ihren Lagern wurden bald Feſtungen und wohnbare Oerter, und aus dieſen Hauptſtädte der eroberten Provinzen. Nur war der einzige Marbod ihnen noch ein Dorn in den Augen, deſſen ſie ſich auf alle Weiſe zu entledigen ſuchten. Dem Tiber wurde der Auftrag dazu gemacht, und ihm zu dieſem Ende zwölf Legionen beygegeben. Wir finden in der ganzen Römiſchen Geſchichte kein Beyſpiel von einem ſolchen Heere. Sentius Saturninus ſollte einen Theil über den Harzwald gegen den Marbod führen, mit dem andern ſollte Tiber ſelbſt von Pannonien aus auf denſelben losgehen. Alle Nationen, groß und klein, was dieſſeits der Alpen lag, wurden durch die großen Zurüſtungen aufmerkſam gemacht, und berechneten in der Stille, was ſie Gutes oder Böſes von dem glücklichen und unglücklichen Erfolge zu gewarten hatten. Die Pannonier und Dalmatier beſonders glaubten, die Römer würden ſo viel zu thun finden, daß ſie lange Zeit mehr keine Römiſchen Adler würden zu ſehen bekommen, und daß nun der rechte Zeitpunct vor-

g) TACITVS. Annal. L. 2. c. 63. p. 158.

vorhanden ſey, ſich in Freyheit zu ſetzen. Sie ſchlugen aber zu bald los, ehe noch die Feindſeligkeiten angefangen hatten. Tiber, ſo bald er Nachricht davon erhalten, ſetzte ſich ſo gut mit dem Marbod, als er konnte, ging zurück, und dämpfte die Empörung, ehe ſie noch weiter um ſich greiffen konnte. Zum Glück war alles wieder beruhigt, als die Zeitung von der erſchrecklichen Niederlage des Quinctilius Varus vom Niederrhein her einlief.

A. Ch. 9. Dieſer Quinctilius Varus aus einer nicht ſo wohl edlen, als angeſehenen Römiſchen Familie entſproſſen, ein Mann von einer gelaſſenen und ruhigen Gemüthsart, ohne Feuer, und mehr zum Frieden als Krieg geboren, führte in Abweſenheit des Tiberius das Commando über die Niederrheiniſche Armee. Die Römiſchen Geſchichtſchreiber werfen ihm theils den Geiz, theils die Grauſamkeit und Unzucht vor h). Allein, Varus war unglücklich, und dieſes muß uns ſchon mißtrauiſch auf ihre Erzählungen machen.

Als Varus in Deutſchland ankam, traf er alles in ſolcher Ruhe an, daß er ſich beygehen ließ, es ſey jetzt Zeit, die Römiſche Gerichtsordnung und Geſetze einzuführen; dieſe würden das beſte Mittel ſeyn die Deutſchen im Zaum zu erhalten, und zugleich ihren wilden und kriegeriſchen Charakter ſanfter zu machen; das übrige würde ſich von ſelbſt geben. Er machte auch den Anfang dazu, ſaß ſelbſt zu Gericht, verhörte Partheyen, ſprach Urtheile, und hoffte dasjenige in kurzer Zeit zu Stande zu bringen, wozu nach ihm kaum ſechzehn Jahrhunderte erklecklich waren.

Die

h) VELLEIVS PATERCVLVS L. 2. c. 117. p. 137. FLORVS L. 4. c. 12. p. 184.

Die Deutſchen, denen alles dieſes das unbekannteſte Ding von der Welt war, ließen ſich dem Anſcheine nach ſein Betragen ungemein gefallen, dankten ihm für ſeine Sorgfalt, rühmten ſeine Gerechtigkeitsliebe, und kamen häufig vor Gericht, ihre Klagen anzubringen, ſo daß Varus ſich endlich nicht anders verhielt, als wenn er mitten in Rom als Prätor, nicht in einem feindlichen, noch nicht ganz bezwungenen Lande, die Juſtiz verwaltete.

So ruhig aber alles von auſſen ſchien, ſo ſchwierig waren die Gemüther von innen. Nichts konnten ſie weniger verdauen, als die Römiſchen Ruthen und Beile, ſie, die die körperlichen Strafen als das Zeichen der äußerſten Knechtſchaft anſahen, und nur ihren Göttern das Recht einräumten, dergleichen zu verhängen. In kurzem ward die Gährung allgemein. Zum Ausbruch derſelben fehlte nur ein entſchloſſener Anführer. Aber auch dieſer ſtellte ſich bald dar. Arminius, des Cheruskiſchen Fürſten Sigimer Sohn, der lange Zeit in Römiſchen Dienſten geſtanden, und durch ſein Wohlverhalten das Römiſche Bürgerrecht und die Ritterwürde erhalten hatte, faßte den Entſchluß, ſein Volk zu rächen, wozu ihm die Sorgloſigkeit des Varus eine bequeme Gelegenheit darboth.

Zuerſt vertraute er ſich einigen wenigen, hernach mehrern an. Alle hießen ſein Unternehmen gut, und beſchloßen einmüthig den Varus zu überfallen, und, wo möglich, mit ſeinem ganzen Heere zu vertilgen; nur mußte er erſt geſchwächt, und ſeine Kräfte zertheilt werden. Ein jeder von den Vornehmſten bath ſich daher unter allerley Vorwand Römiſche Bedeckungen aus, welche Varus um ſo williger gab, weil er dadurch der Fürſten ſelbſt geſichert zu ſeyn

glaubte

glaubte. Auch war ihnen der Posten, wo sich Varus aufhielt, für einen Uiberfall nicht schicklich genug. Einige mußten daher in der Ferne Feindseligkeiten anfangen, um den Varus dahin zu locken; die andern gaben ihm Nachricht davon, und riethen dahin zu ziehen, um die Empörung in der Geburt zu ersticken; sie wollten ihm mit allen den Ihrigen folgen. Varus ließ sich den Rath gefallen, und machte Anstalten zum Aufbruch. Des Arminius eigener Schwiegervater Segest, welchem die Tochter wider seinen Willen von dem tapfern Jünglinge war entführet worden, entdeckte zwar dem Varus das Geheimniß; allein, dieser konnte sich nicht überzeugen, daß die Deutschen etwas dergleichen im Sinne hätten, oder fähig wären, die Verstellung so weit zu treiben. Segest bath ihn noch einmahl bey dem letzten Gastmahl, zu welchem Varus die Vornehmsten geladen hatte, ihn so wohl, als den Arminius mit den übrigen Verschwornen fest zu halten; der Pöbel würde nichts ohne die Fürsten unternehmen. Varus glaubte noch nichts, und brach mit seinem Heere auf. Die Fürsten beurlaubten sich bey ihm, mit Versprechen bald zu folgen. Sie hielten es auch; aber in andern Absichten. So bald sie zu Hause angelangt, ward die Maske abgelegt, und der Anfang zu den Feindseligkeiten mit der Ermordung der Römischen Bedeckungen, die sie zuvor von dem Varus erhalten, gemacht. Dann eilten sie dem Varus nach, und holten ihn im Teutoburgerwald (im Paderbornischen) ein, da er eben in den mißlichsten Umständen sich befand. Auf allen Seiten waren Berge mit engen Thälern, ungeheure und dicht auf einander stehende Bäume, nirgends ein gebahnter Weg. Varus mußte erst die Bäume umhauen lassen, Brücken schlagen, Moräste und Gräben ausfüllen, wodurch die Solda-

ten

ten außerordentlich ermüdet wurden. Wägen, Laſtthiere und Soldaten marſchirten unter einander, weil man ſich mitten im Frieden zu ſeyn glaubte. Aus der nähmlichen Urſache war der Troß ungewöhnlich groß. Das ſchlimmſte war ein ſtarker Regen mit Wind, der den Boden ſchlüpfrig, und alle Tritte unſicher machte. Alles ſchien ſich zu dem Untergange der Römer vereinigt zu haben. Und in dieſen Umſtänden erſchienen noch die Deutſchen, von denen ſie Hilfe erwarteten, zum größten Schrecken und zur Verwunderung der Römer als ihre ärgſten Feinde. Weil ſelbige die Gegend, und Wege durch die Waldungen wohl kannten, ſo waren die Römer bald auf allen Seiten von ihnen umringet. Der erſte Angriff geſchah nur von ferne, um die Kräfte, und den Muth der Feinde zu verſuchen. Da ſie wenig Widerſtand fanden, näherten ſie ſich, und verdoppelten den Angriff. Der zerſtreute und abgemattete Römiſche Soldat konnte ſich in keine Ordnung ſtellen, in der er zu fechten gewohnt war. Er wehrte ſich jedoch, ſo gut er konnte, nicht um zu ſiegen, ſondern nur auf offene Wege zu kommen. Der Marſch ward, ungeachtet der beſtändigen Anfälle, fortgeſetzt; und endlich traf die Armee einen Platz an, wo ein Lager geſchlagen werden konnte.

So ermüdet alles war, both doch jeder ſeine Kräfte auf, um die gewohnten Verſchanzungen herzuſtellen, damit nur eine Nacht, vielleicht die letzte, ruhig könnte zugebracht werden. Des andern Tages ging der Marſch weiter. Alles, was nicht von dem Gepäcke höchſt nöthig war, ward verbrennet, oder im Stich gelaſſen. Die Deutſchen fanden ſich wieder ein, und fielen von allen Seiten an. Doch jetzt konnten ſich die Römer, nachdem ſie ihr Gepäck von ſich geſchafft, ordentlicher halten. Nach überſtandenen un-

säglichen Beschwernissen kamen sie gar aufs freye Feld. Allein, hier war noch kein Bleiben für sie. Entweder mußten sie sich dem Rhein nähern, oder doch solchen Provinzen, wo sie noch auf einige Freundschaft zählen konnten. Sie waren also gezwungen den Marsch fortzusetzen; und nun kamen sie wieder in einen Wald. Die Deutschen erschienen, wie gewöhnlich. Durch den bisherigen glücklichen Erfolg angefrischt, griffen sie heftiger an, als jemahls. Die Römer suchten sich zwar auch zur Wehre zu stellen; allein, wegen der Enge des Platzes und der vielen Bäume, hinderte nur einer den andern. Am folgenden Tage ward noch dazu der Regen und Wind so heftig, daß sie weder fest stehen, noch fortschreiten konnten, und nicht einmahl das Vergnügen hatten, als tapfere Männer mit den Waffen in der Hand zu sterben, indem ihnen die Nässe ihre Pfeile und Bogen, Wurfspieße und Schilde unbrauchbar machten.

In solchen Umständen erschien die Nacht, und sie suchten sich noch einmahl zu verschanzen. Allein, sie konnten, wegen der heftigen Anfälle der Deutschen, die Verschanzungen nicht ganz zu Stande bringen. Da Himmel und Erde ihnen entgegen, und nirgends nur von weiten einiger Beystand zu hoffen war; ließ auch der Tapferste den Muth sinken. Varus selbst, nachdem er einige Wunden empfangen, fiel in sein Schwert, um nicht lebendig in die Hände seiner Feinde zu gerathen. Einige folgten seinem Beyspiele; andere warfen die Waffen von sich, und ließen sich wie das Vieh niedersäbeln; andere bathen um Gnade, und wenige erhielten sie. Andere, da der begierige Deutsche anfing zu plündern, ersahen die Gelegenheit, und ergriffen die Flucht. Und auf solche Art ward das schönste und tapferste unter allen Römi-

schen

ſchen Heeren zu Grunde gerichtet. Einige von den vornehmſten Gefangenen wurden den Göttern geſchlachtet, des Varus Haupt aber ward dem König Marbod zum Geſchenke überſchickt. Marbod überſendete es dem Auguſt, und Auguſt ſtellte es des Varus Verwandten zu. Viele der Gefangenen wurden mit der Zeit von ihren Verwandten losgekauft; andere aber mußten es ſich gefallen laſſen, und unter dieſen mancher edle Römer, der weiß nicht wie viel Triumphe und Conſulate ſeiner Voráltern im Kopf hatte, den Deutſchen ihre Schweine und Ochſen zu hüten. Niemand aber war ſchlimmer daran, als die Advokaten, die bey des Varus Richterſtuhl ſich hatten gebrauchen laſſen. Dem einen wurden die Augen ausgeriſſen, dem andern die Hände abgehauen, noch einem andern die Zunge aus dem Halſe geſchnitten, mit dem Zurufen: Höre nun auf zu ziſchen, Natter!

Dieſem Siege hat Deutſchland, nach dem eigenen Geſtändniſſe der Römer, ſeine Freyheit zu danken; wir aber in den ſpäteſten Zeiten, daß wir noch Deutſche ſind, und vielleicht, daß noch Deutſch auf der Welt geredet wird. Die Römer wußten es allemahl in den eroberten Provinzen, deren Sprache ſie nicht ſelbſt lernen mochten, dahin zu bringen, daß die Inwohner nach und nach die Römiſche Sprache lernten, und die ihrige außer Gang kommen ließen. Auf ſolche Art ſind von der alten Puniſchen, Spaniſchen, Galliſchen, Britanniſchen kaum noch geringe Spüren übrig. Ohne Zweifel würde es mit Deutſchland eben ſo gegangen ſeyn; und dieſe Folgen ſind indeſſen wichtig genug für uns. Eine Nation kann immer gleichgiltig ſeyn in Anſehung der Siege ihrer erſten Helden, wenn ſie keinen Einfluß mehr auf ſie haben, nicht aber ihm Gegentheil.

Sonſt

Sonst hätten die Deutschen noch ungleich größern Vortheil aus ihrem Siege ziehen können, wenn sie die erste Bestürzung der Römer sich zu Nutz zu machen gewußt hätten. Rom zitterte, und glaubte den Feind schon vor seinen Thoren zu sehen. August war untröstlich, und that die nähmlichen Gelübde, die man zu Zeiten des Cimbrischen und Marsischen Kriegs dem Jupiter gethan hatte. Einige Monathe lang ließ er Bart und Haare wachsen, und rief öfters mit größtem Unmuth: *Quinctili Vare, legiones redde*, Varus gib mir meine Legionen wieder! Man schaffte alle Deutsche aus der Stadt; so gar die Deutsche Leibwache ward übers Meer auf die Inseln gebracht, damit sie keinen Aufstand erregen könnte. Alles, was unter fünf und dreyßig Jahren war, sollte die Waffen tragen, und nach Deutschland gehen. Allein, hier sah man das erstemahl, wie sehr die Römer ausgeartet waren. Sie hatten so fürchterliche Begriffe von den Deutschen, und so wenig Lust zum Fechten, daß August endlich, um sie zu zwingen, den zehnten, auf den das Loos fiel, seiner Güter beraubte, und ihn als ehrlos erklärte. Als aber auch dieses nichts half, ließ er so gar einige hinrichten. Mit denen, welche man mit harter Mühe zusammen brachte, mußte Tiber eilends nach Deutschland aufbrechen.

Als Tiber an den Rhein kam, traf er alles in Ruhe an, indem die Deutschen nicht gesonnen waren Eroberungen zu machen, sondern sich damit begnügten, daß sie sich in Freyheit gesetzt. Er machte zwar Mine sie anzugreiffen; doch ging er nicht tief ins Land, sondern, nachdem er einige Gegenden verwüstet, wieder zurück. Er behielt noch einige Zeit das Commando, aber ohne etwas wichtiges zu unternehmen;

ent

entweder daß er ſeine Ehre nicht wagen wollte, oder daß er glaubte, mit den Deutſchen wäre beſſer auszukommen durch Unterhandlungen, als durch die Waffen, wie er ſich öfters hierüber erklärte. Hingegen dachte ſein Nachfolger Germanicus, des Druſus Sohn, ganz anders. Dieſer nahm das ganze Syſtem ſeines Vaters an; und es fehlte wenig, daß er es nicht ausgeführt hätte. Eben ſo tapfer als er, und eben ſo beliebt bey den Kriegsheeren, glaubte er ſich und der Ehre ſeines Vaters kein herrlichers Denkmahl ſtiften zu können, als wenn er Deutſchland zur Römiſchen Provinz machte.

Nach dem Tode des Auguſt brach eine gefährliche Gährung unter den Römiſchen Legionen am Nieder- und Oberrhein aus. Germanicus ſtillte ſie mit eben ſo vieler Klugheit, als Gegenwart des Geiſtes, und nahm daher noch mehr Anlaß, die Deutſchen mit Krieg zu überziehen, theils die unruhigen Gemüther durch eine ernſthafte Beſchäftigung zu zerſtreuen, theils denjenigen, welche er wegen ihres Verbrechens hatte ſtrafen müſſen, Gelegenheit zu geben, ihre Ehre durch tapferes Verhalten gegen die Feinde wieder zu erhalten.

In ſeinen Feldzügen hatte Germanicus faſt das Glück und das Unglück ſeines Vaters. Gleich in dem erſten drang er tief in Deutſchland ein, überfiel die Marſen, die eben ein großes Feſt hatten, und verheerte alles rings umher bis auf funfzig Römiſche Meilen. Die Deutſchen folgten ihrem alten Gebrauche und ſuchten erſt bey dem Rückzuge den Feinden Abbruch zu thun. Doch Germanicus marſchirte mit ſo vieler Vorſicht und Behutſamkeit, daß er glücklich über A. C. 15
den Rhein zurück kam. Im andern ging er auf die

die Chatten (Heſſen) los. Cäcinna mußte zur nähmlichen Zeit die Völker am Niederrhein angreiffen, damit ſie den Chatten nicht zu Hilfe kommen könnten. Was ſich von den Chatten nicht mit der Flucht rettete, wurde, nach dem Berichte der Römer, entweder getödtet, oder gefangen, und ihre Hauptſtadt Mattium nebſt den umliegenden Gegenden verheeret; hingegen das von ſeinem Vater auf dem Gebirge Taunus angelegte Caſtell wieder hergeſtellt. Germanicus war eben auf dem Rückmarſch begriffen, als eine Geſandtſchaft von dem Cheruſker Fürſten Segeſt, der gegen den Arminius und die übrigen Deutſchen Fürſten Hilfe ſuchte, bey ihm ankam. Er glaubte, es ſey unanſtändig für die Römiſche Größe, den Segeſt hilflos zu laſſen, der unter andern Gründen den Römiſchen Beyſtand als einen Lohn ſeiner Verrätherey, und des dem Varus entdeckten Vorhabens der Deutſchen verlangte. Germanicus eilte dahin, trieb die Fürſten, die den Segeſt belagerten, aus einander, befreyte ihn und bekam unter den Gefangenen auch des Arminius ſchwangere Gemahlinn, die mit ihren Blicken genug verrieth, daß ſie eher die patriotiſchen Geſinnungen ihres Gemahls, als ihres Vaters hegte. Sie wurde nach Italien gebracht, und mußte den über die Deutſchen zu Rom gehaltenen Triumph des Germanicus zieren. Tacitus verſpricht uns auch noch etwas von den Schickſalen ihres in der Gefangenſchaft gebornen Sohnes zu erzählen; allein, ſeine Bücher, worin es geſchehen, ſind verloren gegangen. Nichts aber freute die Römer mehr, als einige Stücke von der Varianiſchen Beute, die dem Segeſt zu Theil geworden, und nun von demſelben den Römern wieder ausgeliefert wurden.

Armi-

Arminius ließ ſich durch den Verluſt ſeiner Gemahlinn von der Vertheidigung ſeines Vaterlandes nicht abhalten. Er rückte es vielmehr den Römern als eine Niederträchtigkeit vor, daß ſie ſich an Weibern rächen wollten; und ermunterte ſeine Landsleute, gegen ſolche Helden um ſo tapferer zu fechten, die mit der Gefangennehmung eines Weibes ſo groß thäten. Germanicus ſparte auch von ſeiner Seite nichts, um die Deutſchen mit Nachdruck anzugreiffen. Damit er aber die Unbequemlichkeiten des Marſches vermiede, und den Deutſchen unverſehens auf den Nacken käme, führte er nach dem Beyſpiel ſeines Vaters einen Theil ſeiner Truppen zur See in die Ems, den andern ließ er zu Lande dahin marſchiren, und drang vor bis an die Lippe, und die Gegenden, wo Varus geſchlagen worden. Das ganze Römiſche Heer ward von den traurigen Uiberbleibſeln dieſer großen Niederlage äußerſt gerührt. Jeder ſuchte ſich mit Hilfe der noch vorhandenen Erzählungen, und der Einbildungskraft einen ſo lebhaften Begriff davon zu machen, als möglich. Einer wollte dieſes, der andere jenes gefunden haben, wo die Armee das letzte Nachtlager gehalten, wo ſie ſich ergeben, den Ort ſo gar, wo ſich Varus umgebracht, und dergleichen. Beſonders aber ſahen die Römer die noch in den Hainen ſtehenden Altäre mit Schauer an, wo ihre Tribunen und Centurionen den Geiſt hatten aufgeben müſſen.

Germanicus ließ die hin und wieder zerſtreuten Gebeine ſammeln, und that ihnen nach Römiſchem Gebrauche die letzte Ehre an. Nachdem ſeine Soldaten ihren traurigen Vorwitz geſättiget, und aufs neue zur Rachbegierde ſich entflammt hatten: ſuchte er den Arminius auf, und lieferte ihm ein Treffen, welches aber dergeſtalt ausfiel, daß jeder Theil ſich

den Sieg zuschrieb i). So viel ist gewiß, daß Germanicus bald darauf den Rückzug nach der See nahm, und sich mit seinen Legionen einschiffte. Zwey Legionen ließ er am Gestade marschiren; sie wurden aber einmahl vom Wasser so umringt, daß sie bald bis an die Brust, bald bis an den Mund darin fortwaten mußten. Eine Menge Pferde und Menschen ging zu Grunde, bis sie endlich die Höhe gewannen, und von dem Germanicus in die Schiffe genommen werden konnten. Dem Cäcinna, der zu Lande mit dem übrigen Heere den Rückweg nahm, ging es noch schlimmer. Fast hätte er das Schicksal des Varus gehabt, so sehr kam er aller Orten ins Gedränge. Einmahl mußte er bey einem enstandenen falschen Lärmen sich, lang hingestreckt, unter das Thor des Lagers legen, damit seine Soldaten nicht davon liefen.

Durch diese, obwohl kühnen Feldzüge des Germanicus war noch immer nichts in der Hauptsache ausgerichtet. Der größte Sieg der Römer bestand allemahl darin, daß sie nur noch mit der Haut vom Deutschen Boden zurück kamen. Doch brachten sie dem Germanicus großen Ruhm von Seiten des Volkes, und eben so großen Neid von Seiten des Tiberius, der nun auf nichts dachte, als den jungen Helden in seiner Laufbahn zu hemmen, und ihn in Gegenden zu versetzen, die unfruchtbar an Lorbeeren, hingegen um so bequemer wären, den tapfern Jüngling seiner Eifersucht aufzuopfern. Germanicus merkte die Ränke seines Oheims; anstatt aber, daß er dadurch von fernern Unternehmungen wäre abgeschreckt worden, wollte er noch den letzten Versuch mit verdop-

i) Manibus aequis abscessum, sagt Tacitus selbst L. 1. Annal. C. 63. pag. 72.

doppelten Kräften wagen, um, wo es immer möglich ſeyn würde, ſein Vorhaben, noch ehe er Deutſchland verließe, durchzuſetzen. Er ließ daher bis tauſend Schiffe bauen, um das ganze Heer mit mehrerer Geſchwindigkeit an Ort und Stelle zu bringen. Dieſes geſchah, da er ſchon den Befehl in der Taſche hatte, nach Rom zu kommen. Der darauf erfolgte Feldzug war der blutigſte zwiſchen den Römern und Deutſchen. Die von dem Arminius commandirten Deutſchen mußten in zweyen Treffen das Feld räumen. Sie und ihre Feldherren thaten zwar alles, was man von tapfern Leuten fodern konnte; allein, die Ungleichheit der Waffen, die beſſere Kriegszucht entſchieden endlich zum Vortheil der Römer. Deſſen ungeachtet aber konnten dieſe noch immer keinen feſten Fuß in Deutſchland ſetzen. Sie getrauten ſich nicht einmahl den Rückzug zu Lande zu nehmen. Germanicus ſchiffte die ganze Armee ein; und hier that der Himmel, was die Deutſchen nicht ausrichten konnten. Die Flotte war auf dem Punct, durch einen heftigen Sturm mit der ganzen Armee zernichtet zu werden. Die Schiffe waren aus einander geſchlagen; die des Deutſchen Meeres unkundigen Schiffleute konnten nichts anders, als ſich den Winden und Wellen überlaſſen; niemand wußte mehr von dem andern, als endlich die Stürme ſich legten, und die Schiffe, die nicht von dem Meere verſchlungen waren, nach und nach in ſehr elendem Zuſtande das Geſtade erreichten. Germanicus wollte ſich aus Verzweiflung das Leben nehmen, ſo ſehr ſchmerzte ihn der Verluſt ſo vieler tapferen Männer. Und nun war er doppelt ſchuldig vor den Augen des Tiber, welcher ihm mit Recht beykommen konnte, wenn er wollte. Allein, der ſchlaue Kaiſer, dem das Unglück des Germanicus beſſer gefiel, als deſſen Glück, ſah ſich durch alles gerächet, was

den Germanicus in den Augen des Volkes verkleinern konnte, und war einer der ersten, der ihn tröstete; er solle nur seine Rückreise beschleunigen, schrieb er ihm, die Ehre der Römer sey hergestellt, und das beste sey, daß man die Deutschen ihren innern Uneinigkeiten überlasse, wodurch sie sich unter einander endlich selbst aufreiben würden.

Dieses System des Tiber ward auch in folgenden Zeiten meistens beybehalten. Für einen Feind ist es freylich ein angenehmes Spectakel, wenn er nur einen Zuschauer abgeben darf, da sich seine Gegner die Hälse brechen. Allein, die innerlichen Kriege erhalten auch Muth und Tapferkeit unter einem Volke, und über kurz oder lang ist doch zu besorgen, daß sich die verschiedenen Partheyen gegen einen dritten vereinigen, und sich für den Schaden bezahlt machen, den sie sich unter einander zugefügt. Der Kaiser Claudius that noch mehr. Die Römer hatten noch immer diesseits des Rheins ihre durch Wälle, Gräben, Pallisaden, Castelle und andere Verschanzungen befestigte Gränzen, auf die Art, wie man in unsern Zeiten die Linien angelegt hat. Diese Gränzen befahl er zu verlassen, und zog alle Besatzungen hinter den Rhein zurück, der nun als die Schutzwehre gegen die Deutschen dienen sollte. So unerfahren die Deutschen in Staatssachen waren, mußten sie doch bald daraus abnehmen, daß man von Römischer Seite die Gedanken habe fahren lassen, Deutschland zu überwältigen; ein gefährliches Geständniß bey einem solchen Nachbar, der fest entschlossen ist, die Waffen nie aus den Händen zu legen; woraus nothwendig folget, entweder selbigen zu überwinden, oder von ihm überwunden zu werden. Da die Römer selbst auf das erste Verzicht thaten; so entschloßen sie sich schon

still-

ſtillſchweigend zu dem zweyten. Der dem Kaiſer Claudius an Tapferkeit und Einſicht weit überlegene Trajan ſuchte deßwegen die Gränzen, wenigſtens am Oberrhein, in Deutſchland ſelbſt hinein zu rücken.

Was unſern Arminius betrifft, ſo ſuchte er, nachdem von den Römern nichts mehr zu befürchten war, ſein Vaterland auch von den innerlichen Tyrannen zu befreyen. Der berühmte Marbod, gleichwie er ſein Volk an die Römiſchen Kriegsübungen gewöhnte, ſo ließ er ſich auch zuletzt beyfallen, eben ſo unumſchränkt, als ein Römiſcher Kaiſer, daſſelbe beherrſchen zu wollen, wodurch er ſich bey den Seinigen ſo wohl, als den übrigen Deutſchen Nationen gehäſſig machte. Arminius, an der Spitze derſelben, griff ihn an, und nöthigte ihn ſein Land zu verlaſſen; worauf er ſeine Zuflucht zu den Römern, denen er ſo lang ein Schrecken geweſen, nehmen mußte. Arminius aber ſelbſt gerieth endlich in Verdacht der Tyranney, und wurde in einem Aufſtande der Seinigen durch Liſt ſeiner eigenen Verwandten aus dem Wege geräumt; Er, der unſtreitig der Wiederherſteller der Deutſchen Freyheit geweſen. Mit ihm fiel auch der Ruf ſeiner Landsleute, der Cherusker, welche von den Chatten, ihren Nachbarn, ſo gedemüthiget wurden, daß man ſie zu des Tacitus Zeiten für feig und albern, ihre Sieger hingegen für weiſe und tapfer hielt.

Siebentes Kapitel.

Veränderung in Deutschland. Der Batavische und Markmännische Krieg mit ihren Folgen.

Die Römer hatten auf ihrer Seite die Eroberungsgedanken abgelegt, und die Deutschen nahmen sie an. Durch den großen Sieg über den Varus, und durch den tapfern Widerstand, den sie dem Germanicus geleistet, war indessen der Ruhm ihrer Tapferkeit ungemein gestiegen, der Römische aber in eben dem Maße gesunken. Die Nation, von der man, da sie noch im Wachsen war, eben so viele Eroberungen, als Kriege sah, konnte, da sie ihre größte Stärke erreicht hatte, nicht einmahl die unter sich selbst uneinige Nation der Deutschen bezwingen. Das muthige Betragen der letztern flößte Herz und Freyheitsgedanken auch so gar denen ein, die bereits an die Römische Herrschaft gewöhnt waren.

Unter andern hatten sich die Bataver, die einen Theil des heutigen Holland bewohnten, schon lange Zeit an die Römer gehalten, und denselben mit Mannschaft auch gegen ihre eigenen Landsleute, die Deutschen, Beystand geleistet, wofür sie von den Römern, die von jeher im Brauche gehabt mit Worten, oder nichts bedeutenden Kleinigkeiten, denen sie einen großen Werth beylegten, zu bezahlen, den Ehrennahmen der Verbundenen (sociorum) und Brüder erhalten. Für diese Ehre genoßen sie des Rechtes, ihr Blut zum Besten der Römer, so viel und so oft

sie

ſie wollten, zu verſpritzen; und wenn ſie es allenfalls nicht gern thaten, wurden ſie dazu gezwungen.

Die Römer gingen noch weiter. Sie hoben ſelbſt für ihre Cohorten und Legionen die beſte Mannſchaft zu Recruten aus; denn damahls ſchon beſtanden ſelbige nicht mehr aus den alten Marſen, Apuliern, oder andern Italieniſchen Völkern, die ſo viele Proben der Tapferkeit abgelegt hatten. Je mehr ſich der Krieg von Italien entfernte, deſto weniger mochten die Italiener vom Kriege hören. Das ſchlimmſte, was ihnen begegnen konnte, war, daß ſie ihre angenehmen Gegenden mit entfernten Ländern, und beſonders dem ſo ſehr verrufenen Deutſchland vertauſchen ſollten. Wir haben erſt gehört, was Auguſt für Mühe gehabt, nur einige Mannſchaft in Italien aufzubringen. Es wurde alſo bey den Römern zur Regel, ihre Heere aus den Provinzen ſelbſt, wo ſie ſtanden, zu recrutiren. Auch Feinde ſo gar, beſonders Deutſche, wenn ſie ihnen im Kriege in die Hände fielen, ſteckten ſie unter, oder bedungen ſich bey Friedensſchlüſſen eine gewiſſe Anzahl junger Mannſchaft aus.

Dieſe Einrichtung konnte nicht die beſten Folgen haben. Es war nicht wohl möglich, Leute von ſo verſchiedenen Nationen, und zum Theil ſo rohen und unbändigen Sitten, in dem Zwange zu erhalten, den die Römiſche Kriegsdiſciplin erfoderte; und hierin liegt eine der Haupturſachen ihres allmähligen Verfalles. Dieſe Leute hatten nicht die geringſte Vaterlandsliebe. Die wenigſten hatten Italien, und noch wenigere Rom geſehen, deſſen Wohl oder Wehe ihre letzte Sorge war. Das einzige, was in ihnen Muth und Tapferkeit unterhalten konnte, war der

den Römischen Legionen eigene Stolz und Geist (Esprit de Corps), welchen nach und nach auch diejenigen einsogen, die so wohl wider Willen, als freywillig ihnen einverleibt wurden. Das letzte, was noch einen Einfluß auf sie hatte, war das Vertrauen und die Liebe zu ihren Feldherren; diese waren aber nicht lauter Patrioten, lauter tapfere, des Kriegswesens verständige, oder strenge Zucht liebende Männer. Der Hof suchte oft mit Fleiß solche heraus, deren Talente ihm keinen Verdacht machen konnten. Daher geschah es meistens, daß, was einer aufgerichtet, der andere wieder zusammen fallen ließ; und endlich war vollends alles verdorben, da die Heere nach dem Abgang der Familie der Cäsarn das große Geheimniß des Römischen Reichs gefunden, daß sie Kaiser machen und absetzen konnten; eine Sache, welche sie ihren Feldherren so wohl, als Monarchen furchtbar machte, insonderheit aber den ersten Anlaß gab, durch die niederträchtigsten Mittel sich die Gunst der Soldaten zu erwerben.

Bey den Provinzen erweckten diese Anstalten theils Verachtung, theils Haß gegen die Römer. Man verachtete, oder konnte doch nicht besonders ehren, die man so ausgeartet sah; und haßte sie, weil sie ihre Eroberungen auf Unkosten der Provinzen machten, den Nutzen aber und Ehre für sich behielten. Sie sollten nur betrachten, sagte Julius Sacrovir den Galliern, "wie arm Italien, wie „ muthlos das Volk zu Rom sey; in den Römischen „ Kriegsheeren, was nur immer Achtung verdiene, „ seyen Ausländer " 1). Claudius Civilis ermun-

terte

1) Quam inops Italia; quam imbellis vrbana plebs, nihil validum in exercitibus, nisi quod externum cogitarent. TACITVS *Annal.* L. 3. cap. 40. pag. 221.

terte auf die nähmliche Art die Bataver gegen die Römer: " Die Provinzen, ſagt er, würden durch „ das Blut der Provinzen, nicht durch Römiſches „ erobert " m). Der edle Britte, Galgacus, redete auf eben die Art mit ſeinen Landesleuten: " Die „ Römer, ſagte er, befeſtigten ihre Herrſchaft durch „ das Blut der Gallier, Deutſchen, und Britten, „ nicht durch ihres; ſolche Kriegsheere aber, die „ aus ſo verſchiedenen Nationen beſtünden, könnten „ unmöglich von einer Dauer ſeyn " n). Selbſt die Italieniſchen Völker hatten ſich ſchon lange vorher gegen die Römer empört, und den ſo genannten Krieg der Bundesgenoſſen (bellum ſociale) erregt; entweder ſollten die Römer, ſagten ſie, ihnen gleiche Rechte zugeſtehen, oder ihre Eroberungen auf eigene Koſten machen.

Das ſchlimmſte war noch, daß die an ſich ſchon beſchwerliche Recruten-Aushebung meiſtens mit andern Ausſchweifungen verknüpft war. Tacitus ſelbſt gibt uns Nachricht, wie diejenigen, welche dieſes Geſchäft beſorgten, bey dieſen Umſtänden mit den Batavern umgegangen. Sie wählten mit Fleiß alte und ſchwächliche Leute, damit ſie nur durch die Loskaufung derſelben Geld erpreſſeten; mit jungen trieben

m) Prouinciarum ſanguine prouincias vinci. TACITVS *in Veſpaſ.* Lib. IV. Hiſtor. Cap. 17. pag. 296.

n) Noſtris illi diſſenſionibus ac diſcordiis clari vitia hoſtium in gloriam exercitus ſui vertunt: quem contractum ex diverſiſſimis gentibus, vt fecundæ res tenent, ita aduerſa diſſoluent, niſi ſi Gallos & Germanos. & pudet dictu Britannorumque plerosque *dominationi alienae ſanguinem commodantes*, diutius tamen hoſtes, quam ſeruos, fide & affectu teneri putatis. TACITVS *in Agricola.* cap. 32

ben sie den schändlichsten Muthwillen. Dieses gab endlich zu einem blutigen Kriege Anlaß. Claudius Civilis, ein edler Bataver, stellte sich an die Spitze seines Volkes, um es wegen der bisherigen Unterdrückungen zu rächen. Er hielt demselben die Römischen Bedrückungen, die es ohnehin schon genug fühlte, vor Augen; beredete es, das Römische Joch abzuschütteln, und vereinigte sogleich das Werk mit den Entschließungen. In kurzer Zeit waren die Römer aus der ganzen Insel verjagt. Aber Civilis, nicht zufrieden mit der Freyheit seines Vaterlandes, wollte auch den ganzen Rheinstrom, und Gallien selbst, wenn es mitwirkte, seiner Fessel entledigen. Zu diesem Ende verließ er die Insel, und machte Mine den Rhein herauf zu gehen. Der Römische Feldherr Hordeonius Flaccus, der an dem Oberrhein commandirte, schickte ihm zwar einige Truppen entgegen; allein, Civilis rückte ihnen unerschrocken unter das Gesicht, und stellte sich in Schlachtordnung. Neben sich ließ er die bereits erbeuteten Römischen Feldzeichen halten, den Römern zum Schrecken, und den Seinigen zur Erinnerung an ihr bisherige Tapferkeit, hinter sich aber seine Mutter, Schwestern, nebst den Weibern und Kindern der Streitenden, als die kräftigsten Antriebe zum Sieg, und den Uiberwundenen zur Schande; und in dieser Stellung trug er einen vollkommenen Sieg davon. Kaum hatte ein Theil des Römischen Heeres Zeit genug, in das bey Xanten verschanzte Lager, Castra vetera genannt, zu entfliehen.

Einige Batavische in Römischen Diensten stehende Cohorten waren eben auf dem Wege nach Italien begriffen, wohin sie Vitellius beordret hatte. Civilis meldete ihnen seinen Sieg, und ermahnte sie zu ihm

zu

zu ſtoßen. Dieſe ließen ſich ſeinen Vorſchlag gefallen. Damit ſie aber einige Urſache hätten, die Römiſchen Dienſte zu verlaſſen, machten ſie ſo übertriebene Foderungen an den Hordeonius, daß ſie zuvor ſchon wußten, er wolle und könne ſie nicht erfüllen. Bald darauf, da ſie keine entſcheidende Antwort erhielten, gingen ſie zurück, ſchlugen ſich zu Bonn, wo ſie Herennius Gallus mit einigen Römiſchen Truppen aufhalten wollte, mit großem Verluſt der Römer durch, und kamen glücklich zum Civilis.

Da indeſſen auch eine Menge Deutſcher Völker bey dem Civilis angelanget war, ſah er ſich nun mit einem Heer umgeben, das jedem Feinde, und vielmehr den Römern in ihren mißlichen Umſtänden, da die beſten Truppen entfernt, und Italien durch den bürgerlichen Krieg in volle Flammen geſetzt war, Furcht einjagen konnte. Civilis hatte eben den Zeitpunct gewählt, da ſich Otho, Vitellius, und Veſpaſian um das Kaiſerthum ſchlugen. Um ſich aber auf alle Fälle einen Hinterhalt zu verſchaffen, ließ er ſeine Leute dem Veſpaſian ſchwören, damit es das Anſehen hätte, er thäte alles auf Befehl deſſelben. An die nach Xanten entwichenen Römer machte er die nähmliche Foderung. Dieſe antworteten, ſie brauchten nicht erſt von einem Verräther ihre Schuldigkeit zu lernen, der, anſtatt den Römern Geſetze vorſchreiben zu wollen, ſich auf die ihm gebührende Strafe gefaßt machen ſolle. Civilis, über dieſe trotzige Antwort erzürnt, ging mit ſeinen Batavern und Deutſchen Hilfstruppen auf Xanten los. Jede Nation hatte ihre eigenen Feldzeichen; die Bataver Römiſche, die Deutſchen ihre gewöhnlichen Bildniſſe der wilden Thiere, um den Römern zu zeigen, daß ſie ſo wohl auf Römiſche, als auf Deutſche

Art

Art zu fechten gelernt. Zur nähmlichen Zeit ließ Civilis seine Flotte den Rhein herauf gegen Xanten segeln, um den Römern desto mehr Schrecken einzujagen. Letztere hatten sich so gut verschanzt, als sie konnten. Nur war das Lager, welches für zwey Legionen bey seiner ersten Anlage bestimmt war, für fünf tausend Mann, denn höher beliefen sie sich nicht, zu weitläufig; auch hatte man mit dem Proviant nicht ordentlich und sparsam hausgehalten, so daß der Platz leicht durch Hunger hätte können bezwungen werden. Eine gewaltsame Eroberung aber war mehr nach dem Geschmacke der Deutschen, und Civilis mußte auch wider Willen den Deutschen Hilfsvölkern hierin nachgeben. Jede Nation stellte sich besonders, damit ihre Heldenthaten um so besser könnten unterschieden werden. Der erste Angriff geschah von weiten; als aber ihre Wurfspieße an den Thürmen und Wällen wenig ausrichteten, setzten einige die Leitern an, andere suchten sonst auf den Wall zu kommen, wurden aber von den Römern abgetrieben. Sie brachten so gar Maschinen herbey, die sie von den Gefangenen verfertigen gelernt; aber auch diese wurden von den Römern durch Steine und Feuer zernichtet. Endlich mußten sie sich das gefallen lassen, wozu Civilis gleich Anfangs gerathen, nähmlich anstatt der Gewalt die Zeit abzuwarten.

Niemand war bey diesen Umständen in größerer Verlegenheit, als Hordeonius, ein von Natur unschlüssiger Mann, der durch das Alter noch zaghafter geworden. Er selbst mit den vornehmsten Officieren war dem Vespasian geneigt; hingegen die gemeinen Soldaten dem Vitellius. Die Gesinnungen des Hordeonius konnten diesen nicht lange verborgen bleiben. Durch sein Zaudern lud er gar den Verdacht

dacht auf sich, als wenn er es heimlich mit dem Civilis hielte, als der sich auch für den Vespasian erklärt hatte. Da er sich bald darauf gegen den Civilis in den Marsch setzte, fand er an seinen Soldaten ärgere Feinde, als an dem Civilis. Diese empörten sich öffentlich, nahmen ihm das Commando, gaben es eigenmächtig dem Dillius Vocula, und brachten ihn endlich gar ums Leben; bald darauf mußte auch ihr neu erwählter Feldherr Vocula sein Leben mit der Flucht retten. In dieser Verwirrung war es dem Civilis leicht seine Absichten auszuführen.

In Italien hatte zwar die Parthey des Ve- A.C.69
spasian durch den Sieg bey Cremona bereits das Uibergewicht, und alles verkündigte ein baldiges Ende des bürgerlichen Krieges; am Rhein aber wurden die Sachen immer schlimmer. Die Gallier dachten nunmehr ernstlich an ihre alte Freyheit; und sie hätten selbe auch erhalten können, wenn ihre Gemüther nicht durch die lange Dienstbarkeit zu sehr niedergeschlagen, oder durch Uneinigkeiten getrennt gewesen wären. Allein, anstatt sich in die gehörige Verfassung zu setzen, stritten sie unter einander, welches Volk bey der neuen Einrichtung am meisten zu sagen haben, und welche Stadt die Hauptstadt des neuen Reiches werden sollte.

Civilis hingegen setzte sein angefangenes Werk mit desto größerem Nachdrucke fort. Nichts machte ihm mehr Ehre, als die Ergebung der in dem Lager bey Xanten eingeschlossenen Römer. Civilis gefiel sich so sehr nach dieser That, daß er nun glaubte, seines zu Anfange des Kriegs gethanen Gelübdes,

Haar

Haar und Bart nicht eher abzuschneiden, als bis er etwas großes würde verrichtet haben, entlediget zu seyn. Von den übrigen Besatzungen am Rhein war nichts mehr übrig, indem die meisten Soldaten freywillig zu den Galliern übertreten waren. Die Deutschen beschäftigten sich daher aus allen Kräften, alle am Rhein angelegte Castelle und Festungen, woran die Römer so lange Zeit gearbeitet hatten, niederzureissen. Mainz und Vindonissa allein ließen sie stehen; vielleicht, weil die Mauern und Festungswerke des erstern zu stark waren, als daß sie leicht hätten können abgebrochen werden.

Der Rheinstrom war nun so frey als zuvor, da noch kein Römer in diese Gegenden gekommen war. Die Sache bekam aber bald eine andere Wendung. Kaum war die Ruhe in Italien gänzlich hergestellt, als die Römer ihre erste Sorge seyn ließen, sich wieder in ihr voriges Ansehen am Rheinstrom zu setzen. Petilius Cerealis mußte alsbald den Marsch mit frischen Truppen dahin antreten. Aus Britannien so gar und Spanien wurde ihm, was man immer an Soldaten entbehren konnte, zur Verstärkung beygegeben. Cerealis beschleunigte seinen Marsch, so viel er konnte. Unter den Galliern setzten sich ihm die einzigen Trevirer (Trierer) auf dem Wege entgegen, wurden aber zweymahl geschlagen; worauf sich Gallien theils wieder den Römern unterwarf, theils zu dem Civilis stieß. Diejenigen Gallier, die das letztere erwählt hatten, drangen nun aus allen Kräften in ihn, einen Angriff gegen die Römer zu wagen. So sehr dieses dem Civilis mißfiel, so mußte er doch, um seine Bundsgenossen bey gutem Willen zu erhalten, nachgeben. Alles was er dabey thun konnte, bestand darin, die Römer so unversehens

ens zu überfallen, daß Cerealis durch den nähmlichen Bothen die Nachricht von dem Gefechte, und der Flucht der Seinigen erhielt. Er faßte ſich aber dennoch, eilte herbey, und brachte ſie wieder in Ordnung; und nachdem die Deutſchen ſich zu bald auf das Plündern begeben hatten, nöthigte er den Civilis gar zum Weichen. Einige Vortheile, die bald hierauf Civilis gegen ſeine Feinde erhielt, machten, daß er dieſen Verluſt wieder vergaß. Ein Theil ſeiner Leute ſchlug die Römiſche Flotte auf dem Rhein, ein anderer die Nervier, die den Römern zu Hilfe eilten. Claſſicus aber einer der vornehmſten Trierer, der ſich mit dem Civilis vereinigt hatte, jagte bey Neuß einen Theil der Römiſchen Reiterey in die Flucht.

Civilis ſelbſt bekam indeſſen friſche Hilfsvölker aus Deutſchland, und ſetzte ſich bey Xanten. Um mehr gegen den Feind gedeckt zu ſeyn, ließ er einen Damm in den Rhein ſchlagen, damit ein Theil des Fluſſes die vor ſeinem Lager liegenden Felder überſchwemmete. Der Muth der Soldaten von beyden Seiten war ſo groß, daß ſie auch mitten im Waſſer oft an einander geriethen, wobey die Deutſchen wegen ihrer leichten Kleidung, und Fertigkeit im Schwimmen den Römern meiſtens überlegen waren. Dieſe kleinen Gefechte machten die Gemüther vielmehr begierig, ihre Kräfte in einem Haupttreffen gegen einander zu verſuchen, als daß etwas entſcheidendes dadurch ausgemacht wurde. Ihr Verlangen ward bald erfüllt, von beyden Theilen aber ſo geſtritten, daß der Sieg zweifelhaft blieb, bis ein Bataviſcher Uiberläufer den Römern einen Ort zeigte, wo ſie den Deutſchen in den Rücken kommen konnten

ten. Da Cerealis ungesäumt Gebrauch davon machte, kamen die Deutschen in Verwirrung, und mußten den Römern das Feld überlassen. Civilis zog sich hierauf über den Rhein in die Batavische Insel zurück, überfiel aber von dort aus die Römer einigemahl; und fast hätte er den Cerealis selbst in die Hände bekommen, wenn solcher nicht die Nacht außer dem Lager bey einer Buhlschaft zugebracht hätte. Cerealis folgte endlich mit seinen Römern dem Civilis, und setzte gleichfalls in die Batavische Insel über. Da aber diese durch viele Regen fast ganz mit Wasser bedeckt war, die Römer weder Flotte noch Zufuhr hatten, und ihr Lager selbst bedroht wurde von dem Rhein überschwemmt zu werden, so waren fast alle Früchte der bisherigen Siege verschwunden. Einige hielten den Cerealis schon für verloren, und die Deutschen Hilfstruppen brannten vor Begierde ihn in dieser schlimmen Lage anzugreifen; Civilis wollte aber sein und seiner Landsleute, der Bataver, Glück nicht auf die Spitze setzen, da der Feind einmahl so nahe war. Vielmehr bediente er sich der Zeitumstände, um mit Ehren aus dem ganzen Handel zu kommen. Die Römer waren gleichfalls des Krieges so müde, daß sie gern die Hände zum Frieden bothen, welcher, man weiß nicht auf was für Bedingungen, erfolgte; indem des Tacitus Schriften, worin das Ende des Kriegs beschrieben, verloren gegangen sind. Die Bataver erneuerten ihre Bündnisse mit den Römern; diese aber hatten nun gelernt ihnen mit mehr Achtung zu begegnen, da sie gesehen, wie viel auch eine einzige, nicht sonderlich zahlreiche Deutsche Nation vermochte.

Dieser

Dieſer Krieg gehört zwar nicht eigentlich zu den Deutſchen, weil nur eine kleine Deutſche Nation die Hauptperſon dabey vorſtellte, und die übrigen Nationen dieſſeits des Rheins nur als Hilfsvölker dabey erſchienen; er hatte aber doch einen ſehr großen Einfluß auf das Deutſche Syſtem, und ihre ganze Denkungsart. Der Gedanke wurzelte immer tiefer bey ihnen ein, daß die Römer könnten überwunden werden, wenn man nur wollte; und daß diejenigen Nationen, die unter ihrer Dienſtbarkeit lebten, aus eigener Schuld in dieſem Stande ſeyen. Die Furcht, die Germanicus nach der Varianiſchen Niederlage ihnen eingejagt hatte, verſchwand vollends, und Freyheit war jetzt um ſo mehr die Lieblings-Idee der Nation, weil man ſich ſtärker als jemahls derſelben geſichert zu ſeyn glaubte. Man findet wenig Spuren mehr, daß auch diejenigen Nationen dieſſeits des Rheins, die ſonſt gern Bündniſſe mit den Römern unterhalten haben, dieſelben fortgeſetzt. Vielmehr ward die Freundſchaft mit ihnen als ein Verbrechen angerechnet. Chariomer, der König der Cherusker, wurde bloß aus dieſer Urſache von den Chatten verjagt, weil er ein Freund der Römer war, ohne daß ihm dieſe helfen konnten.

Die Römer wagten auch nichts gegen die dieſſeitigen Deutſchen Völker, die mit in den Bataviſchen Krieg verwickelt geweſen, ſondern hielten feſt über ihr einmahl angenommenes Vertheidigungsſyſtem. Die Deutſchen ſetzten ihre Streifereyen über den Rhein mit mehrerer Heftigkeit fort, als zuvor, wovon die Gallier meiſtens die Reiſekoſten zahlen mußten, die Römer ſich den Sieg zueigneten, weil doch ihre Feinde zuletzt den Rückzug nahmen; die Deutſchen hingegen mit Beute, oft mit blutigen Köp-

ſen nach Hauſe kamen. Ammian Marcellin vergleicht ſie daher mit den wilden Thieren in einem Walde, welche, aller Sorgfalt ungeachtet, Mittel und Wege finden heraus zu brechen.

Das einzige Mittel, auf eine Zeit lang Ruhe zu erhalten, war, dasjenige freywillig geben, was ſie mit Gewalt ſuchten. So ſchimpflich es für die Römer war, den Frieden mit Geld zu erkaufen: ſo mußten ſie ſich dieſes dennoch gefallen laſſen. Wie weit es bereits zu des Kaiſers Trajanus Zeiten damit gekommen, lehrt uns eine Stelle aus der berühmten Lobrede des jüngern Plinius o) an dieſen Kaiſer, die ich hierher ſetzen will. " Nun ſagt er, „ hat ſich Furcht, Schrecken und Biegſamkeit unter „ Römiſche Befehle wieder bey dieſen Völkern eingefun-

o) PANEGYR c. 12. pag. 301. At nunc redit omnibus terror, et metus, et votum imperata faciendi. Vident enim Romanum Ducem vnum ex illis veteribus, et priſcis, quibus imperatorium nomen addebant contecti caedibus campi, et infecta victoriis maria. Accipimus obſides ergo, non emimus; nec ingentibus damnis immenſisque muneribus paciſcimur, vt vicerimus: rogant, ſupplicant: largimur, negamus, vtrumque ex imperii maieſtate. Agunt gratias, qui impetrauerunt: non audent queri, quibus negatum eſt. An audeant, qui ſciant, te adſediſſe ferociſſimis populis eo ipſo tempore, quod amiciſſimum illis, difficillimum nobis, quum Danubius ripas gelu iungit, duratusque glacie ingentia tergo bella transportat: quum ferae gentes non telis magis, quum ſuo coelo, ſuo ſidere armantur. Sed vbi in proximo tu, non ſecus, ac ſi mutatae temporum vices eſſent, illi quidem latibulis ſuis clauſi tenebantur, noſtra agmina percurſare ripas, et aliena occaſione, ſi permitteres, vti, vltroque hiemem ſuam barbaris inferre gaudebant.

„ gefunden. Denn sie sehen an der Spitze des „ Römischen Reichs einen aus jenen Alten, dem die „ mit Leichen besäeten Felder, und mit Blut ge„ färbten Meere den Nahmen eines Feldherrn zu„ wege gebracht haben. Jetzt kaufen wir die Gei„ sel nicht, sondern wir bekommen sie; auch erhan„ deln wir das Blendwerk eines Sieges nicht durch „ großen Schaden, und unermeßliche Verehrungen. „ Sie suchen, Sie bitten; Wir geben, oder versagen, „ nachdem es die Würde des Reichs fodert. Die„ jenigen, die erhalten haben, was sie begehret, „ danken, die nicht, getrauen sich nicht zu murren. „ Und wie sollen sie es sich getrauen, sie, die da „ wissen, daß du deinen Posten nicht verlassen hast „ auch zu der Zeit, welche für sie die angemessen„ ste, für uns die beschwerlichste ist, da die Kälte „ durch das Eis die Ufer der Donau an einander „ kettet, und die Donau auf ihrem gefrornen Rücken „ große Kriegsheere in unsre Provinzen übersetzt; „ da die wilden Völker mehr durch ihren Himmel „ und Witterung bewaffnet sind, als durch Spieße. „ So lange aber du in der Nähe wareſt, hielten „ sie sich in ihren Schlupfwinkeln eingeschlossen, als „ wenn sich die Zeiten geändert hätten; hingegen „ streiften unsre Truppen an den Ufern herum, und „ hätten sich nach Art der Barbaren der Donau „ bedient, in ihre Länder einzufallen, wenn du es „ für rathsam befunden hätteſt. “ Hieraus sehen wir zugleich, daß es an der Donau eben die Beschaffenheit hatte, wie an dem Rhein, und daß der Winter, da diese Flüsse zufroren, die Zeit war, welche sich die Deutschen zu ihrem Vorhaben hauptsächlich aussahen.

Man gibt auch nicht ohne Grund diese Zeit nach dem Batavischen Kriege als die Epoche an, wo in Deutschland jene große Völkervereinigungen, die den endlichen Umsturz des Römischen Reichs verursachet haben, entstanden sind. Die Deutschen begriffen zuletzt, daß sie mehr gegen die Römer zu unternehmen im Stande seyn würden, als bloße Streifereyen, wenn sie nur ihre Kräfte zusammen setzten, und solche gegen den gemeinschaftlichen Feind gebrauchten, an statt sich unter einander selber aufzureiben. Und von dieser Zeit an werden wir nicht mehr einzelne, sondern mehrere unter einem allgemeinen Nahmen verbundene Völker auftreten sehen, die das Römische Reich nicht nur an den Gränzen beschädigen, sondern auch in seinen innern Theilen erschüttern. Das erste Beyspiel davon gibt uns der
A. Ch. 166. berühmte Markmännische Krieg, in welchem alle Völker, die von Pannonien an längs der Donau bis an den Norgdau wohnten, die Markmänner, Quaden, Hermundurer, nebst andern hinter diesen versteckten, uns zum Theil unbekannten, eingeflochten gewesen. Ein Römischer Geschichtschreiber sagt, daß man sich desgleichen bey keinem Menschenalter erinnern könne p). Es kann auch seyn, daß mehrere dieser Nationen wider ihren Willen in diesen Krieg verwickelt worden sind; weil sie nähmlich, von andern verdränget, keinen Ausweg vor sich hatten, als die Römischen Provinzen. Da sie nun in diese nicht aufgenommen wurden, mußten sie Feinde der Römer werden.

Eine

p) IVLIVS CAPIT. *in Marco.* pag. 145.

Eine Probe der Römischen Furcht hat uns der berühmte Philosoph und Spötter Lucian hinterlassen. q). In Asien hatte sich ein Betrüger, Alexander mit Nahmen, hervor gethan, der durch seine Ränke, und eine zahm gemachte Schlange, die er bey sich führte, ganz klein Asien so sehr betäubte, daß er durchgehends für einen Propheten und Wundermann, von einigen aber für den Aesculap gehalten wurde. Er brachte es endlich so weit, daß er sich nicht allein einen vertrauten Umgang mit dem Rutilian, einem der angesehensten Römer, sondern auch den Zutritt in den kaiserlichen Pallast verschaffte. Als er unter andern über den Markmännischen Krieg befragt wurde: befahl er, man sollte zwey Löwen, mit Spezereyen und riechenden Kräutern beladen, über die Donau in des Feindes Land schwimmen lassen; dann würde Sieg und Friede erfolgen. Die Deutschen, die diese Löwen für Hunde, oder fremde Wölfe hielten, schlugen sie todt, und kurz darauf zwanzig tausend Römer noch dazu. Der Betrüger gebrauchte die kahle Entschuldigung, daß zwar das Orakel den Sieg versprochen, ohne jedoch zu erklären, ob ihn die Römer oder Deutschen davon tragen würden.

Zur Zeit dieses Kriegs hatten die Römer noch das Unglück, daß eine grausame Pest viele Menschen wegraffte. Der Kaiser ward daher gezwungen, Knechte, Fechter, und was man immer von Leuten auftreiben konnte, bey der Armee unterzustecken. So gar eine Bande Straßenräuber aus Dardanien ward in Dienste genommen. Da der Krieg auch vielen Aufwand erfoderte, M. Aurelius aber sein Volk nicht mit neuen Auflagen beschweren

q) LVCIANVS in Pseudomante. pag. 746.

wollte: ließ er durch eine öffentliche Verſteigerung alle Koſtbarkeiten des kaiſerlichen Schatzes an Juwelen, Gemählden von großen Meiſtern, Gold- und Silbergeſchirr verkaufen.

Von den beſondern Umſtänden des Krieges wiſſen wir wenig; indem M. Aurelius, der die Römer in Perſon commandirte, mehr darauf bedacht geweſen, uns die Geſchichte ſeines Herzens, als ſeiner Kriege zu hinterlaſſen r). Nach den Münzen und andern Denkmählern zu urtheilen, hat Marcus mehrere Siege davon getragen, zuletzt auch eher Bedingungen vorgeſchrieben, als angenommen. Doch haben die Römer dabey empfindliche Stöße bekommen. Der Präfectus Prätorio, Furius Victorinus, und mit ihm ein Theil des Krigsheers ging verloren; auch wurde der Römiſche General, M. Vinder, überwunden, und gar umgebracht. Viele edle Römer nebſt einer Menge von andern Nationen fanden ihren Untergang dabey. Dem Marcus ſelbſt riethen ſeine Freunde, ſeiner Sicherheit wegen zu Rom zu bleiben; allein, er war unbeweglich.

Nichts von dem ganzen Kriege iſt merkwürdiger, als das, was ſich mit den Quaden zugetragen hat. Sie hatten den Kaiſer in eine dürre unfruchtbare Gegend gelockt, wo ſie ihn umringeten, und durch Hunger und Durſt aufzureiben ſuchten. Die Noth war bereits bey den Römern ſo hoch geſtiegen, daß ſie weder Kräfte genug zum Fechten, noch zum Marſchiren hatten. Auf einmahl kam ein Regen mit Donner

r) Aus der Stelle ſeiner Bücher de ſe ipſo: *Hæc apud Quados ad Granuam*, läßt ſich allerdings ſchließen, daß er während dieſes Kriegs daran gearbeitet habe.

ner vermiſcht, der ſie erquickte und aufs neue belebte. Sie griffen zu den Waffen, fingen mit den Schilden und Helmen das Waſſer auf, und ſtritten zugleich gegen den Feind, jagten ihn in die Flucht, und riefen den Marcus Aurelius wegen dieſes Siegs zum ſiebentenmahl als Imperator aus. Die Heiden ſelbſt fanden ein Wunder in dieſer Begebenheit. Dio Caſſius ſagt, daß ein Aegyptiſcher Zauberer von dem Mercurius dieſes Donnerwetter und Regen erhalten s); die chriſtlichen Scribenten hingegen verſichern, daß die bey der Armee befindlichen chriſtlichen Soldaten durch ihr Gebeth denſelben erlangt, und daher die zwölfte Legion, die meiſtens aus Chriſten beſtanden, den Nahmen Legio fulminatrix (die donnernde) bekommen habe. Um aber ſicher beſtimmen zu können, ob die Sache nicht natürlich zugegangen, müßten die Umſtände genauer von den gleichzeitigen Geſchichtſchreibern aufgezeichnet worden ſeyn. So viel iſt auch richtig, daß die erwähnte Legion ſchon lange zuvor dieſen Nahmen geführt hat.

Weil verſchiedene Völker an dem Kriege Theil gehabt, fiel auch der Friede verſchiedentlich aus, je nachdem eines mehr oder weniger durch den Krieg geſchwächt war. Die Markmänner ergaben ſich, und viele wurden nach Italien verſetzt. Ob es mit oder gegen ihren Willen geſchehen, melden die Geſchichtſchreiber nicht. Der Kaiſer hatte zwey Abſichten dabey, die Nation zu ſchwächen, und Italien zu bevölkern. Armſelige Länder, die, um nicht wüſt und öde zu liegen, ſelbſt ihrer Feinde zum Anbauen bedurften! Tiber hat das Völkerverpflanzen angefangen; er ſetzte ſie aber nur hin und wieder an die

s) *Excerpta Xiphilini e Dione* pag. 274.

Gränze des Reichs; jetzt aber brauchte das Innerste desselben Zufluß von Fremden. Alle in dem Krieg mitbegriffene Nationen konnte Marcus nicht zur Ruhe bringen; er starb vielmehr darüber weg. Wenn er nur noch ein Jahr gelebt hätte, sagt ein Römischer Geschichtschreiber, würde er aus den Markmännern, Hermundurern, Sarmatern und andern Nationen eine Römische Provinz gemacht haben; ein Compliment, das man gleichwohl in Ansehung der übrigen Regenten-Tugenden des Marcus Aurelius einiger Maßen seinem Biographen vergeben kann. Seinem Sohne Commodus befahl er vor seinem Tode, er solle das noch übrige vom Kriege nicht vernachlässigen. Commodus stellte sich auch, als wenn er sich dieses überaus angelegen seyn ließe. In einer Rede an die Soldaten sprach er gar von dem Ocean, der die Gränze seiner Eroberungen werden sollte; er konnte aber seine Sehnsucht nach den Annehmlichkeiten Italiens nicht lange verbergen. Die übrigen verzärtelten Römer, die bey Lebzeiten des tugendhaften und strengen Marcus Aurelius sich nicht getraut hatten etwas merken zu lassen, gaben sich nun auch bloß, nachdem sie nur die mindesten Spuren von der Denkungsart des Prinzen vor sich hatten. Wie lange er noch Rom gegen die unfreundlichen Ufer der Donau hingeben möge, sagten sie ihm, wo nichts als Kälte, Regen und ewiger Winter, kein fruchttragender Baum, nichts, was das Leben angenehm machen könne, anzutreffen sey? Ob er nie aufhören werde, das gefrorne Donauwasser zu trinken, während dessen andere sich in den warmen Bädern Italiens belustigten? Nur noch einige Freunde seines Vaters riethen ihm, eine Zeit lang auszuhalten, bis er mit Lorbeern gekrönt zurück kehren, und eine Menge barbarischer Fürsten im Triumphe aufführen

ren könnte. Commodus aber war taub; und unter dem Vorwand, daß sich nicht etwa zu Rom jemand des kaiserlichen Pallastes, und der höchsten Gewalt bemächtigen möge, ward die Rückreise nach Rom zum großen Vergnügen des Heers, das eben so dachte, wie sein Oberhaupt, festgesetzt t). Man suchte in der Eil einige der Feinde durch Schrecken, andere durch das schon gewohnte Mittel, nähmlich durch das Geld, zum Frieden zu bewegen, und ging, für das Künftige unbesorgt, über die Alpen zurück.

Einige der nachfolgenden Kaiser, als Alexander Severus, und Maximin, gingen zwar den Deutschen wegen ihrer unaufhörlichen Einfälle in die Römischen Provinzen scharf zu Leibe; die Römer befreyeten aber jedesmahls selbst die Deutschen von der ihnen drohenden Gefahr. Die Soldaten, die bey jeder neuen Regierung neue Geschenke zu gewarten hatten, konnten zuletzt keinen Kaiser mehr vertragen, dessen Regierung etwas lange dauerte. So bald sich ein Käufer darstellte, erregten sie einen Aufruhr, ermordeten ihren Herrn, und erwählten denjenigen, der das meiste Geld gab, oder sich sonst bey ihnen beliebt gemacht hatte; wodurch oft die wichtigsten Unternehmungen vereitelt wurden. Gleichwie den Römern die innern Uneinigkeiten der Deutschen trefflich wohl zu Staten kamen: so mußten auch den Deutschen die Schwachheiten der Römer, und ihre so oft veränderten Regenten.

Die Weitschweifigkeit des Reichs hinderte auch die Kaiser, etwas mit Nachdruck zu unternehmen.

Wann

t) Nullo non redire Romam cupiente, relictoque hostili solo vrbanas affectante delicias. HERODIAN *in Commodo* pag. 9.

Wenn ſie im Occident zu thun hatten, regte ſich der Orient; und wenn ſie nach dem Orient eilten, ging der Lärmen wieder im Occident an. Wenn ſie einem ein Heer anvertrauten, mußten ſie ſich allezeit gefaßt machen, einen gefährlichern Feind an ihm zu bekommen, als an Barbaren. Alles, was auch die beſten unter den nachfolgenden Kaiſern thun konnten, beſtand darin, die Barbaren, welche immer übermüthiger wurden, und in das Innerſte der Römiſchen Provinzen drangen, zurück zu jagen, und die Provinzen ſelbſt im Gehorſam gegen das Römiſche Reich zu erhalten.

Achtes Kapitel.

Neue Völker. Franken, Alemannier, Gothen. Ihre Verrichtungen.

Nach dem Markmänniſchen Kriege zeigt ſich Deutſchland aus einem ganz andern Geſichtspunct, als jener war, da es die Römer zuerſt kennen gelernt. Der Nahme der Sueven iſt nicht mehr jener ſo ſehr gefürchtete Ehrennahme; die meiſten kleinen Nationen, die Tacitus anführt, verſchwinden gar; hingegen kommen andere zum Vorſchein, von denen man zuvor nichts gehöret. Die berühmteſten davon ſind die Franken. Schon unter Gordian, (237-244) da ſie zum erſtenmahl vorkommen, ſtreiften ſie in ganz Gallien herum; wurden aber bey Mainz von den Römern mit einigem Verluſt zurück getrieben. Ihr Ruhm verdunkelte in der Folge den Ruhm aller übrigen Deutſchen Völker.

Nach

Nach den Nachrichten, die von ihnen vorhanden ſind, läßt ſich zwar nicht mit Zuverläſſigkeit beſtimmen, ob ſie urſprünglich eine einzige Nation geweſen, welche andere überwältigt, und ſich einverleibet, oder ob mehrere Völker zur Behauptung ihrer Freyheit ſich unter dieſem allgemeinen Nahmen vereinigt haben. Nach der Erfahrung anderer Zeiten aber ſollte man faſt das erſtere für wahrſcheinlicher halten. Leibniz und Eccard haben es auch aus hiſtoriſchen Gründen zu erweiſen geſucht, daß ſie anfänglich als eine eigene Nation über der Elbe zwiſchen der Eyder und Warne in dem Lande, das man in den mittlern Zeiten Nord-Albingia nannte, und das heut zu Tage Holſtein, Lauenburg und einen Theil von Mecklenburg in ſich faßt, gewohnt, von hier aus, nach dem Markmänniſchen Kriege, ſich in die Gegenden von Thüringen, und dem Saal-Gau in dem heutigen Franken, von da aber endlich an den Rhein gezogen haben, wo ſich die Chatten (Heſſen), Amſivarier (Anwohner der Ems), Chamaver (die ſich in der Gegend von Ham aufhielten), Bructerer, Attuarier und andere Völker mehr mit ihnen vereiniget. Sonſt iſt Sprache, Geſichtsbildung, Charakter und alles übrige deutſch an ihnen. Aus ihren angegebenen erſten Wohnungen iſt es auch nicht unwahrſcheinlich, daß dasjenige Volk, ſo zuerſt den Fränkiſchen Völkerbund veranlaßt, mit unter den alten Cauzen begriffen geweſen. In ihren Waffen hatten ſie etwas beſonders. Sie führten eine Art von Axt oder Beil, das Wiederhaken hatte. Mit demſelben kamen ſie dem Feind mit der größten Geſchwindigkeit auf den Hals; durchbohrten deſſen Schild, und zogen ihn mit einer Hand an ſich, mit der andern aber ſuchten ſie den vom Schild, entblößten Körper zu verwunden. Dieſer Umſtand wegen der beſondern Waffen ſollte uns faſt wieder

auf

auf die Muthmaßung führen, daß ſie urſprünglich nur eine einzige Nation geweſen, und zwar eine ſolche, die mit den Scandinaviſchen (Swediſchen, Däniſchen und Norwegiſchen) Nationen in einiger Verbindung geſtanden. Dieſe Völker haben von jeher Beile als unterſcheidende Waffen geführt. Die in den mittlern Zeiten ſo fürchterlich gewordenen Normänner, und die ſo häufig nach Conſtantinopel gegangenen Waräger, welche ebenfalls Normänner und Schweden waren, führten gleichfalls Aexte als Waffen; und die in dem dreyßigjährigen Kriege bekannt gewordenen Schwediſchen Beile waren noch lange bey unſern Vätern in ſchreckbarem Andenken.

Mit den Franken kommen die Alemannier faſt in eine Claſſe zu ſtehen. Ihr Urſprung iſt eben ſo ungewiß als der Franken ihrer. Da ſie zuerſt in den Gegenden um den Main vorkommen, und zwar als ſehr gute Reiter: Tacitus aber dieſes als eine charakteriſtiſche Eigenſchaft der eben daſelbſt wohnenden Tencterer angibt, die ſich um dieſe Zeit ganz verlieren: ſo muthmaßet Gatterer u), daß dieſe Nation den Hauptſtoff der Alemannier möge ausgemacht haben, zu welchen auch vermuthlich jene Gallier gekommen ſind, die nach der Auswanderung ſo vieler Deutſchen ſich dieſſeits des Rheins angebaut, und den Römern etwas gewiſſes von ihren Feldern, die man deßwegen Decumates nannte, gegeben haben. Mehrere zurück gebliebene Sueven und Markmänner können eben ſo wohl ſich zu ihnen geſellt haben. Ob ſie ihren Nahmen von der Altmühl, die von den Geſchichtſchreibern des mittlern Zeitaltens Alemon genannt wird, oder daher erhalten, weil ſie aus allerley Völkern

beſtan-

u) Einleitung in die ſynchroniſtiſche Univerſal-Hiſtorie. pag. 665.

beſtanden, wie es der Griech Agathias vorgibt, der es von dem Aſinius Quadratus, der vermuthlich bey ihrem damahligen Einbruch in Italien mit ihnen bekannt geworden, gehöret, läßt man dahin geſtellt ſeyn.

Eine andere Erſcheinung ſind die Gothen, ein zwar ganz gewiß urſprüngliches Deutſches Volk, deſſen erſte Sitze aber eben ſo ungewiß ſind, als der meiſten andern. Einige halten dafür, daß ſie zuerſt und noch um des Tacitus Zeiten, in Polen und Polniſch-Preuſſen um die Niederweichſel herum gewohnt, ſich von da oſtwärts gezogen, und bereits unter dem Kaiſer Caracalla ſich in einem Theile von Dacien feſtgeſetzt, und zuletzt bis an den Pontus Euxinus ausgebreitet haben. Andere glauben, ſie hätten Anfangs ſchon um den Pontus Euxinus herum gewohnt, und wären ein Volk mit jenem, welches die Römer Geten genannt. So viel iſt gewiß, daß ſie von der Zeit an, da ſie einen Theil von Dacien erobert, den Römern immer fürchterlicher geworden, und, um Friede zu halten, eine jährliche Summe Geldes empfingen. i. J. Ch. 213.

Ihr Ruhm ſtieg ganz beſonders unter dem Kaiſer Decius. Sie gingen damahls über die Donau, und verheerten Thracien. Decius ſetzte ſich entgegen, griff ſie verſchiedene Mahle an, nahm ihnen die bereits gemachte Beute ab. Und damit keiner wieder den Weg nach Haus fände, und in künftigen Zeiten den Römern beſchwerlich fiele, ſuchte er ihnen zugleich den Rückzug abzuſchneiden. Der Römiſche General Gallus ward zu dieſem Ende beordret, die Donau beſetzt zu halten. Er ſelbſt ließ ſie nicht aus den Augen, und folgte ihnen bis an einen Sumpf, wo ſie ſich in Schlachordnung ſtellten. Decius, ganz erfreut, daß er ſie endlich zum ſtehen gebracht, ſetzte

in

in sie, gerieth aber durch seine Hitze so wohl, als durch falsche Kundschafter des damahls schon untreuen Gallus verführt, in den Sumpf, und ward darin mit allen, die ihm gefolgt waren, von den Gothen getödtet. Gallus, der sich so gleich zum Kaiser ausrufen ließ, dachte nichts weniger, als den Schimpf der Römer zu rächen; sondern machte in Eil mit dem Gothen Friede, und ließ sie ungehindert die Donau passiren, mit dem Versprechen, ihnen die gewöhnliche Geldsumme, wie zuvor, auszuzahlen.

Dergleichen unruhige und leichtsinnige Gemüther konnten aber unmöglich lang stille sitzen. Die aller Orten sich mehr und mehr äußernde Schwäche des Römischen Reichs, die verwahrlosten und ohne Bedeckung gelassenen Gränzen waren zu starke Versuchungen, als daß sie ihren gleichsam natürlichen Trieb zum Rauben hätten einhalten können. Nicht allein in das Innerste von Thracien und Illyrien setzten sie ihre Streifereyen fort, sondern sie wurden auch lüstern nach den Asiatischen Reichthümern, von denen sie nun, da sie in der Nähe waren, mehreres mochten gehört haben. Ein Theil davon wagte es, und ließ sich von den am Bosphorus wohnenden Thraciern in Schiffen übersetzen, die ihre Gäste um so lieber andern zuführten, damit sie nur je eher je lieber davon befreyt würden. Außer einigen Verwüstungen aber konnten sie dießmahl wenig ausrichten; nur daß sie Asien näher kennen gelernt, und um so begieriger nach seinen Schätzen wurden. Sie kehrten zurück, um mit größerer Macht wieder zu kommen, welches eben geschah, da sich die Asiater auf einen neuen Besuch gar nicht vorsahen. Jetzt begnügten sie sich nicht mit der Verheerung des platten Landes, sondern versuchten ihr Glück auch an Städten, und eroberten so gar die feste Stadt Trape-

zunt

zunt, wo ſie unſägliche Beute machten, mit der ſie vergnügt nach Hauſe kehrten. Die zu Hauſe gebliebenen, als ſie die großen Reichthümer ſahen, wollten ihr Glük ebenfalls in Aſien verſuchen, ſetzten zwiſchen Byzanz und Chalcedon über, eroberten Chalcedon, Nicomedien und andere Städte, plünderten und raubten ohne Widerſtand, und kamen eben ſo glücklich wieder nach Hauſe.

Aus dieſen Begebenheiten kann man ſich leicht die Vorſtellung von der damahligen Beſchaffenheit des Römiſchen Reichs, von dem nach und nach entſtehenden Elende und der Entvölkerung der Provinzen machen. Die aller Orten im Reiche ausgebrochene Verwirrung, nachdem der Kaiſer Valerian von den Perſern gefangen worden, machte die Barbaren noch kecker ihre Einfälle fortzuſetzen, unter welchen ſich die Gothen beſonders hervor thaten. Die Art, zur See den Weg in die Römiſchen Provinzen zu nehmen, gefiel ihnen täglich beſſer. Sie merkten bald, daß ſie ohne Vergleich mehr Beute machen könnten, als durch Einfälle zu Land. Die Seeſtädte waren wegen der Handlung blühender und reicher, zugleich weniger kriegeriſch, als die Städte auf dem feſten Lande, und an den Gränzen. Zur See konnten ſie auch viel weiter reichen, als zu Land, wo ſie nichts vor ſich hatten, als das ohnehin ſchon von ihnen verheerte Thracien. Sie lernten daher von den Gefangenen Schiffe bauen, übten ſich im Seefahren, und dehnten die bisherigen Eroberungen und Einfälle in ihren Gedanken ſchon auf die entfernteſten Gegenden, und alle in den drey Welttheilen liegende Provinzen des Römiſchen Reichs aus. Die Römer wurden aber auch vorſichtiger, machten Vertheidigungsanſtalten zur See, befeſtigten die Seeſtädte, und bauten Flotten. Dem

tapfern Kaiſer Claudius gelang es endlich, ihnen ſolche Streiche zu verſetzen, daß ihnen die Luſt zum Seefahren auf lange Zeit verging. Hingegen mußte Aurelian das ſchöne von dem Kaiſer Trajan ehemahls eroberte Dacien ihnen Preis geben, welches die Gothen ſo gleich beſetzten, und von dort aus unter ihrem Könige Ermanrich ein Reich ſtifteten, das nebſt Dacien ganz Sarmatien umfaßte, und den Römern je länger je mehr gefährlich wurde.

Die Deutſchen Nationen waren wie ein reiſſender Strom, der an einem Orte heftiger ausbricht, wenn man ihn an einem andern aufhält. Ob ſie gleich nicht gemeinſchaftlich zu Werke gingen, hatten ſie doch alle eine gemeine Abſicht, die Herrſchaft der Römer zu zernichten; und eben dadurch erleichterte immer eine der andern ihre Unternehmungen. So wie ſich die Gothen meiſtens an das ihnen am nächſten gelegene Thracien hielten, ſo thaten die Franken ihre Einfälle in die nächſten Galliſchen Provinzen; die Alemannier hingegen hatten zwey Wege vor ſich, einen durch Rhätien unmittelbar nach Italien, den andern aber über den Rhein, und die dortigen Galliſchen Provinzen. Auf beyden treffen wir ſie oft an. Unter dem Kaiſer Gallienus fehlte es wenig, daß ſie ſich nicht zum Meiſter von ganz Italien gemacht hätten; welches deſto ſchlimmer für die Römer war, da nebſt andern Unglücksfällen, welche ſie zu gleicher Zeit drückten, die Franken nicht allein ganz Gallien ausgeplündert hatten, ſondern auch in Spanien eingedrungen, und nachdem ſie die Stadt Tarracona faſt zerſtöret, ein Theil davon auf ihren Schiffen bis nach Afrika geſegelt war. Nach dem Zeugniſſe des Oroſius hat das Plündern in Spanien bis zwölf Jahre gedauert.

Un-

Unter dem Kaiſer Aurelian kamen die nähmlichen Alemannier in Geſellſchaft der Markmänner wieder nach Italien x). Aurelian ſuchte ihnen zwar die Weege zu verlegen, ſie fanden aber doch Mittel durchzudringen; und als er ihnen auf dem Rücken folgte, wurde die ganze Gegend um Mayland verwüſtet. Rom gerieth hierüber in die gröſte Beſtürzung; jedermann fürchtete, es dürfte das Anſehen gewinnen, ſo es kurz vorher unter dem Gallienus gehabt. Man eröffnete die Bücher der Sibyllen, welches ſonſt nur in der gröſten Noth geſchah. Und nachdem man gefunden, daß die Barbaren nicht über die Orte hinaus kommen würden, wo man Opfer verrichtete, wurde dieſes mit allen möglichen Cäremonien ins Werk geſetzt. Vielleicht ſchlachtete man auch Menſchen; wenigſtens erbiethet ſich Aurelian in einem Schreiben an den Senat zu Rom, ſo viel Gefangene dazu herzugeben, als man verlangte. Eben die Schwäche, die den Aberglauben erzeugt, vermehrt ihn auch, wenn ſie zunimmt. Deſſen ungeachtet litten die Römer zu Piacenza eine ſolche Niederlage, daß das Römiſche Reich faſt darüber zu Trümmern gegangen wäre. Die Deutſchen, welche das freye Feld ſcheuten, zogen ſich in die Waldung zurück; fielen aber des Nachts mit ſolcher Gewalt heraus auf die Römer, daß ſelbſt ein Römiſcher Geſchichtſchreiber ſagt, es wäre um Rom gethan geweſen, wenn nicht nach der Eröffnung der Sibylliſchen Bücher, und den vielen Opfern die Götter die Barbaren durch falſche Geſichte und Bethörungen irre gemacht hätten y).

x) Vopiſcus nennt nur die Markmänner; hingegen Sextus Aurelius Victor die Alemannen; das wahrſcheinlichſte iſt, daß beyde Völker vereinigt waren.

y) VOPISCVS *in Aureliano*. p. 275.

Kaum war Aurelian todt, als die Franken und
A. Ch. Alemannier Gallien aufs neue überſchwemmten, bis
275. ſechzig Städte eroberten, und bereits das Land als ihr Eigenthum zu betrachten anfingen. Gleichwie ſie aber nichts mehr ſcheueten, als ſich in Städten einzuſchließen, und Belagerungen auszuhalten: ſo fiel es dem Kaiſer Probus nicht ſonderlich ſchwer, ſie aus ihren neuen Beſitzungen über den Rhein und den Necker ſo gar zurück zu treiben. Probus hatte im Sinne die ganze Nation wehrlos zu machen; man mußte ſie aber erſt in ſeiner Gewalt haben. Ihre Waffen waren ohnehin ſchlecht genug, und konnten bald wieder hergeſtellt werden. Von den Franken verſetzte er mehrere nach Thracien. Allein, Himmel und Erde, und vornehmlich die Arbeit, welche man von ihnen foderte, mochten ihnen zuwider ſeyn; genug, ſie ergriffen einen Vorſatz, der, durch Verzweiflung eingeflößt, durch Muth und Herzhaftigkeit ausgeführt, durch Glück unterſtützt, die Welt in Erſtaunung ſetzte. Sie brachten einige Fahrzeuge in ihre Gewalt, durchſchifften den Helleſpont, ſtiegen in Griechenland und Afrika verſchiedene Mahle an das Land, zu plündern, und ſich Lebensmittel zu verſchaffen, kamen nach Sicilien, eroberten die berühmte Stadt Sirakus, bey welcher einſt die ganze Macht der Athenienſer geſcheitert war, ſchifften endlich von dem Mittelländiſchen Meer in den Ocean, und kammen glücklich an den Deutſchen Küſten an. Vopiſcus ſagt zwar, es ſeyen ihrer wenig nach Hauſe gekommen; aber Zoſimus ſo wohl, als Eumenius melden, ſie hätten wenig Schaden gelitten. Der letzte macht ſo gar eine durch die Erfahrung aller Zeiten beſtätigte Anmerkung, daß nichts vor entſchloſſenen Seeräubern ſicher ſey, ſo weit immer Schiffe reichen können.

Der

Der Kaiser Diocletian sah endlich, daß dem Reich seine Größe zur Last fiel, und daß so sehr von einander entfernte, von so unruhigen Nachbarn umgebene Gränzen unmöglich von einem einzigen Regenten könnten geschützt werden. Er nahm sich daher den Maximianus Herculeus zum Gehülfen an, und bald darauf auch den Constantinus Chlorus und Maximinus Galerius unter dem Titel von Cäsarn. Jeder derselben bekam gewisse Länder zur Regierung und Vertheidigung. Diese Theilung hatte ihre schlimme Seite; jeder wollte so groß und so mächtig seyn, einen so ansehnlichen Hofstatt, eben so zahlreiche Kriegsheere haben, als der andere; wodurch die innere Bedrückung der Provinzen, die Proviant- und Recrutenlieferungen, nebst den Geldauflagen sehr vermehret wurden. Auf der andern Seite aber ist es auch gewiß, daß die Deutschen nie so sehr im Zaume gehalten, und die Gränzen so gut gedeckt gewesen, als zu den Zeiten des Maximinus, des Constantius und des Constantinus. Wir haben gehört, wie hart letzterer einigen Fränkischen Prinzen begegnet sey. Seine Lobredner sahen dieses als eine Wirkung an, die das Gefühl eigener Kräfte und der Römischen Uiberlegenheit bey ihm hervor gebracht hätte. Und dennoch ist dieser Constantin eben der Kaiser, dem der Kaiser Julian den Vorwurf macht, er habe zuerst die Barbaren erhöhet, das ist, zu den wichtigsten Kriegs- und Staatsämtern befördert. Er hatte immer eine Menge Alemannier und Franken um sich. Der Alemannische König Eurok war derjenige, der ihm am meisten Muth zu seinem Unternehmen gegen den Maxentius gemacht hat; und der Franke Bonitus einer seiner besten Generale, der ihm ungemeine Dienste in seinen bürgerlichen Kriegen geleistet. J. Ch. 286. 292.

Man bürdet dem Conſtantin noch einen Staatsfehler auf, der in der Folge ſehr viel zum Verfall des Römiſchen Reichs beygetragen haben ſoll, nähmlich die Verlegung der kaiſerlichen Reſidenz nach Conſtantinopel. Allein Conſtantin hatte ſchon damahls die Theilung des Reiches im Sinne, und Conſtantinopel ſollte nicht ſo wohl die Hauptſtadt des Reiches, als die Reſidenz desjenigen unter ſeinen Prinzen ſeyn, dem der Orient zu Theil würde; die Theilung aber an ſich war durch die Umſtände der Zeit einiger Maßen nothwendig geworden. Und wenn es doch zuträglich iſt, daß ein Regent ſich da aufhalte, wo die Stärke und der Mittelpunct der Kräfte ſeines Reiches iſt: ſo mußte gewiß die Reſidenz nicht zu Rom, oder in Italien aufgeſchlagen werden, welches viel zu ſchwach war, um ein Reich, wie das Römiſche, in der Ordnung zu halten, und ſchon lange nichts mehr zu deſſen Erhaltung, oder den Heeren, als den Nahmen hergab. Die ewigen Kriege hatten ohnehin von langer Zeit die Kaiſer gehindert, ſich in Italien aufzuhalten, und das hämiſche Weſen des Römiſchen Volks benahm ihnen vollends alle Luſt dazu.

Zoſimus macht ihm noch den Vorwurf, er habe die Gränzen von Beſatzungen entblößt, und hingegen die Städte mit Soldaten beſchweret. Die Erfahrung aber ſpricht für den Conſtantin. Genug, daß die Gränzprovinzen unter ihm einer ſonſt wenig bekannten Ruhe genoſſen. Vielleicht wollte er dadurch, daß er die Gränzſoldaten zum Theil in die Städte verlegt, dem Gewerbe der Städte etwas aufhelfen, indem er die Soldaten ihren Sold darin verzehren ließ; oder ſollte dieſes zu Wiederherſtellung der Kriegszucht dienen. Die Gränzſoldaten bauten ſich meiſtens an, hielten Vieh, trieben den Ackerbau, ja auch Handlung; und

nun

nun braucht es nicht einmahl zu fragen, ob ſie gute Soldaten geweſen, wenn ſie in den Städten beyſammen wohnten, konnten ſie gewiß eher überſehen, und in der Uibung erhalten werden.

Unter den Söhnen Conſtantins, ſo lange das Reich getheilt war, und jeder Prinz in den Gränzen des ſeinigen ſich aufhielt, war alles ziemlich ruhig; ſo bald aber Conſtantius allein Herr ward, fingen die alten Unruhen wieder an. Conſtantius, nachdem er ſeinen Gegner Magnentius überwunden hatte, zeigte ſich auch an dem Rhein, weil die Alemannier ihre alten Wege nach Gallien wieder gefunden. Sie bathen aber um Frieden, als er angelangt; und Conſtantius, der ohnehin kein Liebhaber vom Kriege war, willigte gern in ihre Bitte. Da er ſich zu bald entfernte, ging das Feuer erſt recht an. Die Deutſchen, die ſchon lange keinen Beherrſcher der ganzen Römiſchen Monarchie in der Nähe geſehen hatten, glaubten Wunder, was für große Dinge Conſtantius ausführen würde. Da er aber nicht allein nichts that, ſondern auch ſein Heimweh nach dem weichlichern Oriente nicht verbergen konnte, wurden ſie muthiger, als zuvor. Conſtantius war noch in Italien, als er einen Bothen über den andern erhielt, Gallien liege in Zügen, und werde von den Barbaren von Grund aus verheeret. So ungern er auch daran kam, mußte er ſich doch entſchließen, ſeinen Vetter, den in der Folge ſo berühmt gewordenen Kaiſer Julian, zum Cäſar zu erklären, und ihn nach Gallien zu Beſorgung der dortigen Angelegenheiten und zu Wiederherſtellung der Ruhe zu ſchicken.

Julian fand ein großes Feld vor ſich, ſeinen unerſchrockenen Muth und ſeine Einſichten in das Kriegsweſen zu zeigen. Er war noch nicht an dem Orte ſeiner Beſtimmung angelangt, als er die Nachricht erhielt

hielt, daß die Franken die Stadt Cöln, die einzige Vormauer des Römischen Reiches am Niederrhein, die seit ihrer Stiftung den Deutschen ein Dorn in den Augen gewesen, eingenommen und geplündert hätten. Auf der andern Seite aber streifte ein Heer Alemannier noch mitten in Gallien herum. Diese suchte er zuerst hinaus zu schaffen. So bald der Winter verflossen, ging er auf verschiedene Partheyen derselben los, zerstreute sie, und marschirte mitten unter Feinden und Gefahren an den Rhein, wo die Alemannier von Straßburg bis Mainz alle Städte in ihrer Gewalt hatten, und die Gegenden davon bewohnten; denn von den Städten selbst, die sie als Kerker ansahen, mochten sie nach Deutschem Brauch nichts hören. Die Stadt Brumst (Brocomagus) wurde von den Römern zuerst wieder besetzt, und zugleich ein Schwarm von Feinden, der sich entgegen stellte, zurück getrieben. Julian ging hierauf nach dem Niederrhein, und setzte so lang in die Franken, bis sie Cöln wieder abtraten. Dieses glücklichen Erfolgs ungeachtet, konnte er seine Soldaten nicht dahin bringen, die Winterquartiere in den Gegenden am Rhein zu nehmen. Er zog sich daher bis nach Sens zurück; allein auch hier statteten ihm die Deutschen mitten im Winter einen Besuch ab, belagerten ihn dreyßig Tage lang, und Julian mußte selbst bey Tag und bey Nacht auf den Wällen seyn, um nur den Seinigen Muth genug einzusprechen, daß sie ihn nicht mit der Stadt den Feinden übergeben möchten.

Uiberhaupt, anstatt daß der vorige Feldzug die Deutschen sollte schüchtern gemacht haben, brachen sie mit größerer Gewalt aller Orten los. Eine Parthey wagte sich mitten durch die Römischen Quartiere, kam bis nach Lion, verwüstete die ganze Gegend, die Stadt

allein

allein ausgenommen, welche nicht bezwungen werden konnte. Julian machte so gleich Anstalten ihr den Rückzug abzuschneiden; die Römischen General aber ließen selbst die meisten aus Eifersucht gegen den Julian entwischen. So bald es die Jahrszeit verstattete, ging Julian wieder an den Rhein, jagte alle Barbaren, die sich an dem Römischen Ufer ansässig gemacht, über den Fluß, und baute in der Nachbarschaft desselben die von ihnen zerstörte Festung Zabern (tres Tabernas) wieder auf, weil sie über die dortigen Gegenden meistens den Weg nach Gallien nahmen. Der Festungsbau war noch nicht zu Ende gebracht, als die Alemannier den Römischen General Barbatio überfielen, in die Flucht trieben, und bis Basel verfolgten; wobey sie den größten Theil der Römischen Bagage erbeuteten. Nun, dachten sie, würde bald auch Julian zum Weichen gebracht werden. Sieben Alemannische Könige setzten sich mit vereinigten Kräften zu Straßburg, schickten Gesandte an den Julian mit dem Bedeuten, ungesäumt diese Gegenden (das Elsaß) zu verlassen, die sie sich durch das Schwert und ihre Tapferkeit erworben hätten. Unter den Verbundenen stand der König Chnodomar in dem größten Ansehen, weil er den zum Cäsar ernannten Decentius in einem Treffen überwunden, viele Städte erobert und verwüstet, und lange Zeit ganz Gallien durchstreift hatte. Julian ließ sich aber nicht allein durch ihre Drohungen nicht irre machen, sondern ging ihnen, nach geendigtem Festungsbau, selbst entgegen. Sobald beyde Heere einander zu Gesichte bekommen, machten sie sich zu einem Treffen gefaßt. Die Alemannier stellten, nach dem schon von dem Tacitus bemerkten Brauche, zwischen ihre Reiter leichte Fußgänger, um den Römischen, bey welchen viele ganz geharnischte (Clibanarii) waren, um so besser gewach-

wachſen zu ſeyn. Dieſe Fußgänger mußten während der Zeit, da die Reuter mit einander fochten, unter das Pferd zu kommen, daſſelbe zu tödten, und den Reiter auf ſolche Art aus dem Sattel zu heben ſuchen. Das Alemanniſche Fußvolk aber rief vor dem Treffen den Königen zu, von den Pferden zu ſteigen, damit keiner entweichen, und die Seinigen verlaſſen könnte. Chnodomar that es ſo gleich, und die übrigen folgten ſeinem Beyſpiel. Das Treffen war hartnäckig und zweifelhaft. Die Römer ſiegten bald, bald mußten ſie weichen. Nachdem die Reiterey ihres rechten Flügels die Flucht ergriff, ſchien ſich der Sieg ganz auf die Seite der Alemannier zu neigen; das Römiſche Fußvolk behauptete aber ſeinen Stand mit deſto größerer Tapferkeit; und als endlich die in Römiſchen Dienſten ſtehenden Bataver herbey eilten, um ihren Landsleuten, die am meiſten im Gedränge waren, Luft zu machen, ſahen ſich die Alemannier ihrerſeits nach der Flucht um. Chnodomar ward auf derſelben mit ſeinem Gefolge gefangen, und nach Rom geſchickt. Nach dieſer Niederlage mußten die Alemannier ihre Gedanken, ſich in Elſaß und Gallien feſt zu ſetzen auf eine Zeit lang fahren laſſen. Als aber Julian in dem Orient gegen die Perſer geblieben, fielen ſie die Römiſchen Provinzen deſto heftiger an. Unter den Kaiſern Valentinian und Gratian machten ſie unter allen Deutſchen Völkern den Römern am meiſten zu ſchaffen, bis endlich durch die große Völkerwanderung dem bisherigen Syſtem ein Ende gemacht worden, und ganz Europa eine andre Geſtalt bekam.

Neuntes Kapitel.

Verfall des Römiſchen Reichs. Völkerwanderung. Ankunft der Hunnen in Europa. Folgen davon. Krieg der Gothen mit den Römern.

Durch die ſtarken Einfälle der Barbaren wurde das Römiſche Reich immer mehr entkräftet. Die Städte erwehrten ſich ihrer zwar noch ziemlich; das platte Land hingegen, von welchem die Städte den Nachwuchs an Bevölkerung, und ihren nöthigen Unterhalt ziehen, war ein ewiger Raub derſelben; und, was das ſchlimmſte war, derjenige, der es bauen ſollte, ward ſelbſt als eine Beute weggeführt. Wenn er ſich auch durch die Flucht rettete, konnte er die Früchte ſeiner Arbeit nicht einärnden, und hatte weder ſo viel, daß er leben, noch daß er ſeine Felder wieder beſtellen konnte. Dadurch geſchah es endlich, daß ungeheure Strecken der fruchtbarſten Länder, nach dem Ausdrucke des heiligen Hieronymus, den Wüſteneyen und Sandhügeln von Lybien glichen. Man ſuchte zwar den entvölkerten Provinzen dadurch zu helfen, daß man eine Menge Ausländer, und manchmahl ganze barbariſche Nationen in dieſelben verſetzte, welche aber theils ihren alten Hang zum Müßiggange beybehielten, theils ſchlechte Patrioten wurden. Die Römer ſcheinen nicht einmahl die Verſuche gemacht zu haben, ſolche aus ihnen zu bilden. In ihren Geſetzen wird immer ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen den alten Inwohnern, und neuen Coloniſten gemacht. Wir haben:

den ein Gesetz von den Kaisern Valentinian und Valens, in welchem die wechselweise Ehe zwischen einem Provinzialen, und Gentilen oder sogenannten Barbaren bey Lebensstrafe untersagt wird a). War es Nationalstolz, der ihnen diese Gesinnungen einflößte; so zeigte er sich gewiß am unrechten Orte. Da man bereits Consule von barbarischer Herkunft in ihren Jahrbüchern, und eben dergleichen Generals an der Spitze ihrer Heere erblickte: so war es lächerlich, einen so strengen Unterschied bey den Heurathen zu machen. Und wenn es Politik war, so scheint sie eben so übel angebracht zu seyn.

Ein anders Uibel, das die Städte sowohl als das Land plagte, waren die übermäßigen Anlagen. In dem nähmlichen Maße, als die innern Kräfte des Reichs abnahmen, stiegen diese. Die Gelder, welche man entweder jährlich, oder von Zeit zu Zeit den Barbaren geben mußte, beliefen sich auf erstaunliche Summen. " Von seinen unermeßlichen Reichthümern ist der Römische Staat in die äußerste Armuth durch diejenigen versetzt worden, von welchen die Fürsten gelehret worden, durch Geld Frieden von den Barbaren zu kaufen ", sagt Julian zu seinen Soldaten, als sie Geld verlangten b), Freund und Feinde wollten Geld haben; alle benachbarte Nationen bis auf die in ihren Wüsten herum irren-

den,

a) Nulli provincialium, cuiuscumque ordinis aut loci fuerit, cum barbara sit vxore coniugium: nec vili gentilium, provinciali femina copuletur. Quodsi quis inter provinciales atque gentiles affinitates ex huiusmodi nuptiis extiterint (quod in iis susceptum vel noxium detegetur) capitaliter expletur. COD. THEOD. L. 3. T. 14.

b) AMMIAN. MARCELLIN. L. 24. c. 3. pag. 305.

den, und der übrigen Welt kaum bekannten Sarazenen foderten Geld. Julian hatte endlich das Herz den letzten zu antworten, daß er Eisen und kein Gold habe. Nebst den Barbaren kosteten die eigenen Soldaten viel mehr als zuvor; weil man die Stärke der Heere nach der Menge schätzte, und die alte Kriegszucht zu Grunde gehen ließ. Nach dem Zeugnisse des Vegetius haben die alten Römer gegen die stärksten Feinde nicht mehr als zwey Legionen, und nebst diesen einige Hilfstruppen ihrer Bundsverwandten gebraucht c). Hingegen führten bereits Constantin und seine beyden Gegner Maxentius und Licinius ungeheure Kriegsheere ins Feld.

Was endlich die Barbaren und Soldaten übrig ließen, raubte der unersättliche Geiz der Höflinge. Ammian Marcellin beschuldigt den Kaiser Constantin, daß er zuerst den Höflingen und Vorstehern der Provinzen zu viel nachgesehen, und ihrem Geize keinen Einhalt gethan. Constantius mästete sich mit dem Mark der Provinzen, sagt der nähmliche Geschichtschreiber. Valentinian der ältere vergrößerte das Uibel, daß er den Generalen und vornehmsten Officieren der Armee die nähmlichen Wege öffnete, ob er gleich die Ausschweiffungen der gemeinen Soldaten mit einer unbiegsamen Härte bestrafte. Unter allen aber waren die Verschnittenen, die am Hofe das meiste zu sagen hatten, die schlimmsten; ihr Geldgeiz, sagt der nähmliche Geschichtschreiber, überstieg alles, was menschlich ist. Das unbegreiflichste war, wie er bey Leuten entstand, die für keine Nachkommen

c) Tanta in illis erat exercitatio, tanta fiducia, vt cuius bello duae legiones crederentur posse sufficere. VEGET. *de re milit.* L. 2. c. 4. pag. 32.

kommenſchaft zu ſorgen hatten. Zwey der vernünftigſten Männer der damahligen Zeiten ſuchen uns dieſe moraliſche Erſcheinung aufzuklären. Der Poet Claudian ſagt, daß ſie das Gold als eine Entſchädigung deſſen anſehen, was ihnen an andern Lüſten abgeht d). Ammian Marcellin, daß ſie aus Abgang der Kinder, und anderer Gegenſtände, woran ſich ihr Affect heften könnte, die Goldpfennige als ihre liebſten Töchter umfangen e). Beyde machen ihnen den Vorwurf der Härte und Gefühlloſigkeit in Anſehung anderer f), weil ſie nichts für ihre Kinder zu fürchten haben, oder vielmehr, weil ihre Herzen durch die ſanfteren, Gefühle, die durch Liebe und Freundſchaft erzeuget werden, nicht erweicht ſind.

Alles, bis auf die geringſten Curialen, einer Art von Rathsverwandten in den Municipal-Städten, welche die öffentlichen Gefälle einnahmen, folgte dem Beyſpiele des Hofes. „Wo ſind die Städte, oder „auch nur Flecken, wo nicht ſo viele Tyrannen, „als Curialen ſind? ſagt Salvian von Maſſilien g). „Wo iſt der Ort, an welchem nicht die Eingeweide der „Wittwen und Waiſen von den Vornehmſten der „Städte aufgefreſſen werden?“ Die Sache kam endlich

d) Reius in aurum
Aeſtuat, hoc vno fruitur ſucciſa libido.
CLAVDIAN. *in Eutropio.* carm. 18. ver. 190. pag. 266.

e) Auctore et incitatore coetu ſpadonum, qui feri et auidi ſemper, carentesque neceſſitudinibus caeteris, diuitias ſolas, vt filiolas iocundiſſimas amplectuntur. L. 18. c. 5. pag. 152.

f) Enuchus nulla pietate mouetur,
Nec generi natisne cauet. CLAVDIAN. *in Eutrop.* carm. 18. ver. 188. pag. 266.

g) L. 5. *de gubern. Dei.* c. 4. pag. 103.

endlich ſo weit, daß man ſchon zu des Kaiſers Julian Zeiten wünſchte die Barbaren zu Herren zu haben, und diejenigen für glücklich ſchätzte, die von ſelben in die Gefangenſchaft mitgenommen worden h). Die Bewohner der ſonſt berühmten Stadt Autun verließen ihre Stadt und Gebiet, und wollten ſich lieber in den Wäldern aufhalten, als daß ſie das Feld anbaueten, wovon die Früchte nicht hinreichten die öffentlichen Abgaben zu entrichten, viel weniger ſie zu nähren; andere entflohen ſelbſt zu den Barbaren, um unter deren Herrſchaft zu leben, ſo ſehr es auch die Römer verbothen i).

Wir haben gehört, daß die Kriegszucht immer mehr abnahm. Dieſes Uibel hatte verſchiedene Quellen. Bereits hatten die Aſiatiſchen Reichthümer die Römiſchen Sitten untergraben, und den Römern nach und nach eine Abneigung gegen das beſchwerliche Kriegshandwerk eingeflößt. Unter den Kaiſern, da das Verdienſt oft ſelbſt zum Verbrechen angerechnet wurde, vergruben ſich Leute von Genie und großen Talenten lieber in einer ſtillen Muße, als daß ſie ihrem Vaterlande mit Gefahr nützlich hätten werden ſollen. Diejenigen unter ihnen, welche noch die Ehrbegierde aus der Dunkelheit hervorzog, ſchränkten ſich auf die minder gefährlichen Bedienungen ein; und ſo geſchah es zuletzt, daß Vegetius im vierten Jahrhundert nach dem Auguſtus ſagen konnte: alles

h) Porro aliae (vrbes) quas a vaſtitate barbarica terrarum interualla diſtulerant, iudicum nomine a nefariis latronibus obtinebantur. Nemo ab iniuria liber .... vt iam barbari deſiderarentur, vt praeoptaretur a miſeris fortuna captorum. MAMERTIN. *Panegyr.* Iuliani.

i) OROSIVS L. 7. Hiſt. c. 41.

alles, was immer von einer etwas erhabneren Geburt iſt, läuft jetzt nach Civil-Bedienungen k). Ammian Marcellin bezeugt das nähmliche. Die damahls ſchon herrſchende chriſtliche Religion, und ihre mit großem Anſehen und großen Einkünften verbundene Aemter öffneten dem Adel ebenfalls neue Ausſichten, bey denen er gar nichts zu wagen hatte. Daher kam es zuletzt, daß der Kriegs- und Staatsmann, die bey den alten Römern in einer Perſon vereiniget waren, getrennt wurden, und der Kriegsſtand ſo gar bey dem Römiſchen Adel, der ohnehin alles verachtete, was außer den Thoren Roms geboren war, in Geringſchätzung kam. Die Kaiſer arbeiteten nicht allein dieſer weichlichen Denkungsart nicht entgegen, ſondern ſie ſahen es noch lieber, daß der Adel ſeine großen Reichthümer vielmehr zu Rom in Pracht und Ueppigkeit, als bey der Armee in Kriegsdienſten, wo er die Gemüther der Soldaten hätte an ſich ziehen können, verzehrte.

Der Kaiſer Gallienus machte ſo gar ein für die Römer äußerſt ſchimpfliches Geſetz, daß kein Senator ſich bey der Armee nur ſollte ſehen laſſen l). Wir finden auch, nachdem die Familie der Cäſar erloſchen war, kaum einige Kaiſer, die aus guten Römiſchen Häuſern entſproſſen waren. Auf ſolche Art

k) Honeſtiores quique ciuilia ſectantur officia. FLAV. VEGETIVS de re militari. L. I. c. 7. pag. 9.

l) Et patres quidem praeter commune romani malum orbis ſtimulabat proprii ordinis contumelia: quia primus ipſe metu ſocordiae ſuae, ne imperium ad optimos nobilium transferretur, ſenatum militia vetuit, etiam adire exercitum. SEXTVS AVREL. VICTOR. *in Gallien.* pag. 522.

Art half alles zuſammen, um dem Adel den Krieg gehäſſig zu machen, der nun anſtatt der Heldenthaten ſeiner Voráltern ſeinen Stolz in den übertriebenſten und eben ſo geſchmackloſen als lächerlichen Luxus ſetzte, wovon uns Ammian Marcellin ein ſo treffendes Bild hinterlaſſen m).

Das Römiſche Volk hatte ohnehin ſchon zu Juvenals Zeiten keine Angelegenheit, als Brod und Circenſiſche Spiele (panem & Circenſes). Darüber vergaß es alles übrige; und mochten die Gothen und Franken den Himmel ſtürmen, ſo zankte es nur, und ſchlug ſich unter einander, wer der beſte Kutſcher, der beſte Fechter, und der beſte Springer ſey. Vegetius räth zwar den Römern, anſtatt der Ausländer die alten Marſen, Appuler, und Peligner wieder hervor zu ſuchen, die ſonſt den Stoff der ſo furchtbaren Römiſchen Legionen ausgemacht haben; allein, dieſe wieder zu finden war eben ſo ſchwer als in Rom die alten Römer. Was die damahligen Italiener für Helden geweſen, lehren uns die zu ihrem ewigen Schimpfe noch vorhandenen Geſetze, worin die Strafen für diejenigen feſt geſetzt werden, welche ſich aus Furcht, zu Soldatendienſten ausgehoben zu werden, die Daumen abſchnitten.

Es waren demnach nur die Provinzen und feindlichen Nationen übrig, um die Heere zu recrutiren. Allein nebſt dem, daß dergleichen Leuten der Patriotiſmus und die Biegſamkeit unter die ſtrenge Diſciplin fehlte, wurde in den ohnehin entvölkerten Pro-

m) AMMIAN. MARCELL. L. 14. c. 6.

Provinzen die Auswahl mit ſo viel perſönlichen Abſichten und Privatvortheilen getroffen, daß immer nur die ſchlechteſte Mannſchaft zur Armee kam. Was freywillig Dienſte nahm, ſtellte ſich allemahl lieber unter die leichten Truppen, als unter die Legionen, bey welchen der Dienſt viel beſchwerlicher war.

Als vollends die Römer die ſonſt zu Friedenszeiten gewohnten Kriegsübungen unterließen, kam ihre ganze Kriegszucht in Verfall, und der Soldat wurde unter dem Kaiſer Gratian ſo zärtlich, daß er zuerſt aus Weichlichkeit den Cüraß, hernach auch die Sturmhaube wegwarf, welche ihm in vorigen Zeiten unſtreitig, nach dem Geſtändniſſe der Römiſchen Schriftſteller ſelbſt, die Uiberlegenheit gegen die faſt ganz nackten Barbaren verſchaffet hatten n). Die Kaiſer merkten das Uibel, ohne die Quellen zu verſtopfen. Um dasjenige zu erſetzen, was ihren Heeren abging ſuchten ſie ſtarke Corps von Barbaren in ihrem Solde zu haben, und vertrauten zuletzt den Barbaren aus einer übel verſtandenen Politik das Commando ihrer eigenen Heere. Sie glaubten ſich eher auf letztere verlaſſen zu dürfen, als auf geborne Römer, weil die Geburte derſelben und der bloße Nahme eines Barbar unüberſteigliche Schranken zwiſchen ihnen und dem Kaiſerthron ſetzte. Eben dieſes aber mußte den noch übri-

n) Ab vrbe enim condita vſque ad tempus diui Gratiani ei cataphractis et galeis muniebatur pedeſtris exercitus. Sed cum campeſtris exercitatio interueniente negligentia deſidiaque ceſſaret, grauia videri arma coeperunt, quae raro vtique milites induebant. Itaque ab Imperatore poſtulabant primo cataphractas deinde caſſides deponere: ſic detectis pectoribus et capitibus congreſſi contra Gothos milites noſtri multitudine ſagittariorum ſaepe deleti ſunt. VEGET. L. I. c. 20. pag. 19.

übrigen Muth der Römer ganz danieder ſchlagen, und war gleichſam ein öffentliches Geſtändniß, daß ſich die Barbaren beſſer zu dem Kriegshandwerke, als die Römer, ſchickten. Uiber nichts würde ſich ein alter Römer mehr verwundert haben, als anſtatt der Scipionen jetzt Arbogaſten und Stilichonen an der Spitze der Römiſchen Legionen zu erblicken.

Einige Kaiſer, als Conſtans und Gratian, verloren ihr Leben wegen ihres vertrauten Umganges mit den Barbaren, und dennoch wurde in der Hauptſache von den folgenden nichts geändert. Sie wuchſen endlich, beſonders im Orient, ſo ſtark an, daß ein damahliger Schriftſteller ſagt, ſie wären im Reich wie die Männer, die Römer wie die Weiber, die nur die Hausgeſchäfte zu beſorgen hätten o). "Ent„ weder müſſen wir glauben, ſagt er ferner, daß „ die Barbaren ganz weiſe und tugendhafte Leute „ ſind, oder daß der Stein des Tantalus an einen „ ganz kleinen Faden gebunden uns über dem Nacken „ hange. So bald ſie ihren Vortheil ſehen werden, „ werden ſie uns anfallen und überwältigen." Eben dieſer bemerkt auch den lächerlichen Contraſt, daß zu eben der Zeit, da zu Conſtantinopel die Gothen im Cabinet ſo wohl, als im Feld alles vermochten, alle Sänften- Waſſer- und Holzträger daſelbſt Gothen waren. Zu Rom hingegen ahmte man ſo gar die Kleidermoden der Deutſchen nach, und fing an ſich gleichfalls in Pelz zu kleiden, welches die Kaiſer durch ſtrenge Geſetze umſonſt zu hindern ſuchten.

Nichts beförderte endlich den Umſturz des Reiches mehr, als die Schwäche der Regenten. Der Körper war zwar lange zuvor ſchwächlich; wenn aber nur der

o) SYNESIVS Orat. de Regno.

Kopf geſund und tüchtig war, ſo hatte jener noch allemahl Hilfsmittel genug. Ein Fehler des Reiches war die Weitſchweifigkeit; aber eben deßwegen war es weder an Mannſchaft, noch an Geld leicht zu erſchöpfen. Die Barbaren, die den Römern ſo viel koſteten, hatten weder Manufacturen, noch Handlung; ſie mußten alſo das meiſte wieder an die Römer zurück zahlen. Mit Geld konnte man auch allemahl ſo viel Hilfsvölker von ihnen haben, als man wollte, Trennungen unter ihnen ſtiften, und ſie durch einander ſelbſt ſchwächen. Auch war die in den Römiſchen Heeren obgleich in Verfall gekommene Kriegsdiſciplin noch immer beſſer, als dasjenige, was die Barbaren davon angenommen hatten. Das Ganze war viel zu beſchwerlich für ſie, als daß ſie ſich einem ſolchen Zwange hätten unterwerfen ſollen. Sie waren auch viel zu ſtolz auf ihren eingebildeten Muth und ihre Herzhaftigkeit, als daß ſie nicht hätten glauben ſollen, durch dieſe allein den Römern gewachſen zu ſeyn. Ein Haupthinderniß bey ihnen, dauerhafte Eroberungen zu machen, war noch, daß ſie ſich nichts auf die Belagerung und Vertheidigung der Städte verſtanden. Man konnte ihnen daher leicht wieder abnehmen, was ſie erobert hatten.

Dieſe wenigen noch übrigen Vortheile verſchwanden, als nach Gratians Ermordung, beſonders im Occident, ſolche den Kaiſerthron beſtiegen, die Alters wegen nicht im Stande waren, ſich ſelbſt, vielweniger ein ſo großes Reich zu regieren. Nebſt dieſem war die von Conſtantin an immer mehr und mehr nach Aſiatiſchem Fuß gemodelte innere Hofverfaſſung der Erziehung, wie ſie ein Kaiſer in den damahligen Umſtänden hätte bekommen ſollen, ganz entgegen. Das Volk, deſſen Kunſt, nach dem ſtol-

zen

zen Ausdrucke ſeines Virgils, das Regieren war p), iſt von jeher verdammt geweſen, von dem Auswurfe des menſchlichen Geſchlechtes, von Sclaven und Freygelaſſenen, regiert zu werden. Mit eben derſelben Zuverläßigkeit, mit welcher man die Folge der Römiſchen Kaiſer angeben kann, kann man auch diejenigen unter ihren Sclaven und Freygelaſſenen nennen, die über ſie regiert haben. " Die meiſten Fürſten, ſagt „ Plinius in ſeiner berühmten Lobrede an den Kai„ ſer Trajan, da ſie Herren der Bürger waren, „ waren Knechte ihrer Freygelaſſenen. Durch die„ ſer ihre Räthe, ihre Augenwinke wurden ſie re„ giert, durch dieſe hörten ſie, durch dieſe redeten „ ſie, durch dieſe und ſo gar von ihnen begehrte man „ alle Ehrenſtellen, die Präturen, Conſulate, und „ das Prieſterthum. Du ehreſt zwar deine Freyge„ laſſenen auf das höchſte, aber als Freygelaſſene, „ und glaubeſt, ihre größte Ehre beſtehe darin, „ wenn ſie für ehrliche und wackere Männer gehal„ ten werden " q). Auch ſo gar von dem philoſophiſchen Kaiſer Marcus Aurelius ſagt ein Geſchichtſchreiber, daß die Freygelaſſenen Geminas und Agaclytus viel unter ihm vermocht haben r).

p) Tu regere imperio populos, Romane, memento:
Hae *tibi erunt artes* VIRGIL. *Aeneid.* L. 6. ver. 853.

q) Plerique principes, cum eſſent cluium domini, libertorum erant ſervi, horum conſiliis, horum nutu regebantur, per hos audiebant, per hos loquebantur, per hos praeturas etiam et ſacerdotia et conſulatus imo et ab his petebantur; tu libertis tuis ſummum quidem honorem, ſed tanquam libertis habes, abundeque ſuffiere his credis, ſi probi et frugi exiſtimentur. PLINIVS *Paneg. Traian.* c. 88. pag. 405.

r) Multum ſane potuerunt liberti ſub Marco et Vero Geminas et Agaclytus. IVL. CAPITOL. *in M. Aurel.* pag. 145.

In der Folge brachten die Kaiſer eine noch weit ſchlimmere Gattung von Höflingen aus Aſien mit ſich, nähmlich die Verſchnittenen. Eine Stelle des Lampridius von dem Kaiſer Alexander Severus gibt uns ungemein viel Aufklärung in Anſehung des Innern der kaiſerlichen Höfe, und entdeckt uns die Quellen der ſtarken Veränderung, die an denſelben vorgegangen. " Alexander, ſagt er, gebrauchte die „ Verſchnittenen weder zu Rathgebern, noch zu ſeiner „ Bedienung, welche allein diejenigen ſind, von denen die „ Fürſten verderbet werden, indem ſie haben wollen, daß „ dieſe nach Art der Ausländer (Orientaler) und „ Perſer leben; die auch den leutſeligſten Fürſten „ von dem Volke entfernen; die, da ſie des Fürſten „ Antworten hin und wieder tragen, oft ſagen, was „ er nicht geſagt hat, ihn, ſo viel möglich iſt, ein„ ſchließen, und ihre Hauptſorge ſeyn laſſen, daß „ er nichts von dem, was vorgeht, wiſſe. Was „ kann man ſich gutes verſprechen von denen, die „ gekauft worden, und verdorbene Menſchen „ ſind " s)? Dieſer an ſich furchtſamen und mißtrauiſchen Leute einziges Beſtreben war, aus dem Kaiſer einen ſtummen und unthätigen Götzen zu machen, den ſie nach Gefallen wenden und bewegen könnten.

Das

s) Eunuchos nec in conſiliis, nec in miniſterlis habuit, qui ſoli principes perdunt, dum eos more gentium aut regum Perſarum volunt vivere, quia a populo etiam amiciſſimum Principem ſemouent, qui internuntii ſunt, aliud, quam reſpondetur, ſaepe referentes, claudentes principem ſuum, et agentes ante omnia, ne quid ſciat. Qui cum emti ſint, et praui fuerint, quid tandem poſſunt boni ſapere?..... Scio Imperator Conſtantine, quo periculo iſta dicantur apud Imperatorem, qui talibus feruit, ſed ſalua republ. poſteaquam intellexiſti, quid mali clades iſtae habeant. LAMPRIDIVS *in Alexandro Sev.* pag. 323.

Das einem Kaiſer nöthige Anſehen aber ſuchten ſie durch ein kindiſches Ceremoniel, durch ſeltene Erſcheinung vor den Augen des Volkes, und durch einen übertriebenen und lächerlichen Putz zu erzwingen. Wie weit ſie ihre Abſichten erreicht, lehret uns der Philoſoph Syneſius in ſeiner vortreflichen Rede von dem Reiche an den Kaiſer Arcadius r). „ Wann „ glaubſt du, ſagt er, ſind die Römiſchen Sachen „ beſſer geſtanden? von der Zeit an, da ihr ganz „ mit Purpur, Gold, und edlen Steinen bedeckt „ ſeyd? — oder da dieſe Ceremonien ſind eingeführt „ worden, daß ein Kaiſer gleich einer Blindſchleiche „ ſich in einem Schlupfwinkel aufhalte, und ſich „ nicht getraue an das Tageslicht zu kommen, da„ mit ihn die Menſchen nicht erwiſchen? oder zur „ Zeit, da Leute zu oberſten Befehlshabern der „ Kriegsheere ſind aufgeſtellt worden, die gleichſam „ im Angeſichte aller Menſchen lebten? Gott und „ ein Kaiſer muß uns helfen, „ ſagt er ferner. Freylich ein Kaiſer, ſo wie ihn Syneſius mahlt, würde noch das einzige Mittel geweſen ſeyn, das Reich zu retten.

r) Quonam tempore Romanas res melius ſeſe habuiſſe putas? num ex quo purpurati et inaurati eſtis, lapillosque ex montibus barbaroque mari quaeſitos alios redimitis, alios ſubligatis, alios cingitis, alios appenditis, alios fibulatis, aliis inſidetis — — num igitur melius nunc vobiſcum agitur, a quo hae circa imperatores caerimoniae inſtitui coeperunt; latibulisque vos lacertarum in morem continetis, aegre ſi forte ad ſolis ſplendorem prodeuntium, ne vos homines ipſi deprehendant; an potius tunc, cum exercitibus praeficiebantur homines in propatulo vitam agentes. SYNES. *Orat de Regno.*

Hingegen waren die Deutschen noch immer dieselben. So wenig Veränderung in den Sitten einer Nation, die mit einer andern von ganz entgegen gesetzten Sitten so langen Umgang gepflogen, wird man kaum in der Geschichte bemerken. Der Krieg war noch ihr Lieblingshandwerk; die mit der Tapferkeit und Freyheit allein verknüpfte Ehre die Seele ihrer Handlungen. Weder Städte, noch Künste und Wissenschaften hatten auf dem Deutschen Boden Wurzel schlagen können, noch weniger aber hatte derselbe Theater, Bäder und andere dergleichen Werkstätte der Uippigkeit ertragen. Noch immer wäldig und sumpfig, und nur zur höchsten Nothdurft angebaut, hat er noch nicht die sonst dem Menschen so natürliche Neigung zum Geburts- und Erziehungsorte seinen Bewohnern einflößen können. An allen Orten und Enden desselben standen ganze Nationen zum Ausmarsche bereit, am Niederrhein die Franken, am Oberrhein die Alemannen, an der Oberdonau die Markmänner, Quaden, Sueven, an der Niederdonau die Gothen. Hinter und neben diesen waren noch eine Menge anderer mit gleichen Gesinnungen, und verdrängten oft die erstern, wenn diese nicht Platz machen wollten; sogar an den Seeküsten warteten einige auf günstige Gelegenheit sich anderwärts niederlassen zu können.

Wenn wir die ganze Geschichte der Menschheit durchgehen, finden wir nicht, daß Nationen, die sich aus dem Ackerbau ein wahres Geschäft machten, in andere Länder sich verpflanzt hätten. Der Ackersmann hat eine stäte Wohnung, in der er geboren wird, aufwächst, seinem Vater die Augen schließt, und selbst Vater wird; eine Wohnung, die er liebt, weil sie sein ist, wenn sie auch noch so schlecht ist.

Die

Die Erde, so ihn nähret, wird nach und nach seine Vertraute und Freundinn, die er desto mehr liebt, je mehr er sie anbaut. Wie hart kommt es ihn oft an, einen einzigen Baum zu verlassen, den er selbst gepflanzt, gewartet, und zum Baume gemacht hat! Bey den Deutschen war aber der Ackerbau noch immer das letzte Zufluchtsmittel, das er nur ergriff, wenn alles andre fehlte. Die Gallier, ihre Nachbarn, waren reich und schwach, sagt Tacitus (dites et imbelles). Hierin lag Grund genug, sich vielmehr auf Unkosten derselben, als durch eigene Arbeit zu nähren. Sie dachten nicht, daß sie aus Deutschland ein Gallien machen könnten, wenn sie wie die Gallier arbeiteten; Gallien hingegen unter ihren Händen dem waldigten Deutschlande gleich werden müßte, wenn sie ihre Denkungsart in ihren neuen Besitzungen nicht änderten.

Was einige aus freyer Willkühr thaten, dazu wurden andere durch die Noth gezwungen. Diese an keine stäten Wohnungen gebundene Völker waren in einer so wunderlichen Lage, daß, wenn sich nur ein einziges bewegte, oder einen Stoß bekam, alle übrige ihn empfanden. Anstatt daß die Nationen heut zu Tage, wenn sie sich im freyen Felde nicht mehr gegen ihre Feinde halten können, sich in Städten und Festungen verbergen, warfen sie sich damahls auf ihre benachbarte, und wurden von dieser oft zurück auf eine dritte geprellt, und von dieser abermahl weiter, bis sie eine Ausflucht fanden, und zuletzt oft an Orte und Stellen kamen, von denen sie sich Anfangs nichts hatten träumen lassen, gleich einem Balle, der, wenn er oft genug hin und wieder geworfen ist, vielmahl eine Direction bekommt, die seiner ersten ganz entgegen ist. Dieses war der

eigentliche Fall der meisten Völker, die das Römische Reich zu Grunde richten halfen, nur daß man nie vermuthet hätte, das der erste Stoß von der Seite herkommen würde, wie es hernach geschehen.

Das nördliche Asien war mit eben so unruhigen und kriegerischen Nationen bevölkert, als das nördliche Europa, nur daß man sich in diesem wenig bekümmerte, was in jenem vorging. Um das Jahr Ch. 376. ging eine derselben unter dem Nahmen der Hunnen unvermuthet über die Mäotische See, überwältigte die Alanen, und stürzte sich so gleich auf die Nachbarn derselben, die Gothen, die nun ebenfalls gezwungen waren weiter zu gehen. Hier haben wir die Losung zu jener großen Begebenheit, die unter dem Nahmen der Völkerwanderung in der Geschichte vorkommt. Ammian Marcellin u) und Jornandes x) sagen, die Hunnen hätten mehr den wilden Thieren, als den Menschen geglichen. Die Gothen glaubten so gar, selbe wären nicht von Menschen, sondern von bösen Geistern und Alraunen, das ist, von Weibern, die der Gothische König Filimer der Hexerey wegen ehemals in die Wüste verjagt hätte, erzeuget worden. So viel wissen wir nun, daß sie, der Gestalt nach, den heutigen Kalmucken fast ganz ähnlich waren; sie waren breitschultericht, von dicken, kurz untersetzten Leibern, hatten ganz kleine Augen, dicke, breit gepletschte Gesichter. Zu ihren Speisen brauchten sie kein Feuer. Tag und Nacht brachten sie auf den Pferden zu; sie waren daher gute Reiter, und zugleich vortrefliche Pfeilschützen. Wenn noch etwas

von

u) *Histor.* L. 31. c. 7.

x) *De rebus geticis.* c. 24. pag. 205.

von ihrer Sprache übrig wäre, würden wir leichter beſtimmen können, welche jetzt noch vorhandene Völker mit ihnen verwandt ſeyen y).

Die Macht der Gothen ſtand eben am höchſten, als der fürchterliche Schwarm der Hunnen angerückt kam. Der Gothiſche König Hermanreich, der ſich durch ſeine Tapferkeit zeither ſo viel Anſehen bey allen ſeinen Nachbarn erworben hatte, verlor den Muth zu fechten, aber nicht zu ſterben. Damit er ſeinen bisherigen Ruhm nicht überlebte, brachte er ſich ſelbſt um das Leben. Sein Nachfolger Withimer ſetzte ſich zur Wehre, blieb aber im Gefechte. Alatheus und Saphrax, zwey tapfere Gothiſche Generale, übernahmen die Sorge über ſeinen noch unmündigen Sohn Viderich; getrauten ſich aber nicht den Hunnen unter das Geſicht zu treten, ſondern zogen ſich mit dem größten Theile der Nation zurück an den Nieſter (Danaſtus), einen Fluß zwiſchen der Donau und dem Nieper (Boryſthenes). Bis daher hatten es nur die Greuthunger, oder jener Theil der Gothen mit den Hunnen zu thun, die hernach unter dem Nahmen der Oſtgothen in der Geſchichte ſo berühmt geworden. Athanarich, König der Thervinger eines andern Aſtes der Gothiſchen Nation, den die Reihe nun traf, nahm ſich vor Stand zu halten, und verſchanzte ſich an dem Nieſter. Allein, die Hunnen paſſirten den Fluß, ehe Athanarich noch etwas von ihrer Annäherung erfahren hatte. Ganz voll Schrecken zog er ſich hierauf eilends in die Carphatiſchen Gebirge zurück. Athanarich würde nicht entkom-

y) Ein mehrers von ihnen kann man leſen in Gatterers Einleitung in die ſynchroniſtiſche Univerſal-Hiſtorie, pag. 658. ſeq.

entkommen seyn, wenn nicht die bereits gemachte große Beute die Hunnen gehindert hätte, mit ihrer sonst gewohnten Geschwindigkeit zu marschiren. Alle noch übrige Thervinger und andere Gothische Nationen, durch die bisherigen Vorgänge ganz betäubt, faßten nun einmüthig den Entschluß alles im Stich zu lassen, und sich anderwärts entweder mit Gewalt oder im Guten niederzulassen, wie es die Umstände erlauben würden. Die Auswahl fiel auf Thracien, theils wegen seiner guten Weyden, da sie sich gleich den übrigen Deutschen mehr von der Viehzucht als dem Ackerbau nährten, theils wegen der Donau, welche sie sich zur Vormauer gegen so wilde Feinde aussahen. Es wurden so gleich Gesandte an den Orientalischen Kaiser Valens geschickt, mit dem Ersuchen, die Gothen in Thracien aufzunehmen, wo sie sich ganz ruhig verhalten, und den Römern, im Falle sie es brauchten, mit Hilfsvölkern beystehen wollten.

Zu Constantinopel hatte man schon von den Bewegungen der Hunnen gehört, die Sache aber ganz kaltsinnig aufgenommen. Denn daß sich die Barbaren unter einander ermordeten und vertilgten, erweckte vielmehr Vergnügen als Bestürzung. Man glaubte auch, daß das Kriegstheater zu weit von den Gränzen des Reichs entfernt wäre, als daß man etwas zu besorgen hätte. Der unerwartete Antrag der Gothen machte zuerst die Aufmerksamkeit des Hofes rege. Man berathschlagte sich darüber. Eines Theils schien es gefährlich zu seyn, so viele Leute, die zu allen Zeiten Feinde des Reiches gewesen, in dasselbe aufzunehmen, andern Theils aber wurde die freywillige Unterwerfung einer so kriegerischen Nation für einen großen Vortheil des Reichs gehalten. Einige Schmeichler

ler wünſchten dem Kaiſer Valens Glück, daß ſich ſo viele tapfere Leute freywillig zu ſeinem Dienſte einſtellten, wodurch die zur Reeruten-Aushebung erfoderlichen beträchtlichen Geldſummen erſpart, und dem kaiſerlichen Schatze zuwachſen würden. Man genehmigte alſo den Antrag, und fertigte ſo gleich die Commiſſarien ab, um die Uiberſetzung der Gothen zu beſorgen. Alle Mühe ward angewendet, damit nur keiner zurück bliebe; Schiffe, Fahrzeuge, und ſo gar ausgehöhlte Bäume wurden herbey geſchaffet, um die Sache zu beſchleunigen. Viele konnten nicht warten, bis die Reihe an ſie kam, und ſuchten durch Schwimmen über den Fluß zu kommen. So ſehr war man beſchäfftiget, ſagt Ammian. Marcellin, dem Reiche ſeinen Untergang herbey zu holen. Die erſten, die herüber kamen, waren Alavius und Fridigernus mit dem Uiberreſte der Thervinger. Sie betrugen ſich ihrem Verſprechen gemäß ganz ruhig; hingegen wurden ſie durch den Geiz der Römiſchen Generale auf das ſchändlichſte gemißhandelt. Jeder ſuchte Gewinn aus ihrer Noth zu ziehen. So gar ſchafften die Römer Hunde herbey, ſo viel ſie auftreiben könnten, verkauften ſie den von allen Lebensmitteln entblößten Gothen, und ließen ſich aus Abgang des Geldes Menſchen dafür geben; mit Weibern und Knaben aber wurde der ſchändlichſte Unfug getrieben.

Indeſſen kam auch Viderich, der König der Greuthunger, mit ſeinen Vormündern Alatheus und Saphrax an die Donau, und verlangte, daß man ihn überſetzen ſollte. Der Hof fing aber bereits an ſchüchtern zu werden, und beſorgte, eine ſo ungeheure Menge fremder Gäſte dürfte dem Staate mit der Zeit gefährlich werden. Viderich ward daher abgewieſen. Die ſchon übergeſetzten Gothen hingegen

wollte

wollte der General Lupicin, der das ganze Geſchäft beſorgte, nun weiter in das Innere von Thracien abführen. Weil er ſich aber ſeiner Niederträchtigkeiten, wodurch er die Nation zum Unwillen gereitzet hatte, ſelbſt zu ſehr bewußt war, entblößte er die Donau von den ordentlichen Wachen, die er an ſich zog, um die Gothen auf dem Wege deſto beſſer in Schranken halten zu können. Nicht ſo bald merkten die an dem andern Ufer noch ſich aufhaltenden Greuthunger, daß die Donau nicht beſetzt war, als ſie den Fluß wider den Willen der Römer in möglichſter Eile paſſirten. Der ſchon mißvergnügte Fridigern marſchirte mit Fleiß langſam, um ihnen den Uibergang zu erleichtern, und allenfalls in der Folge zu ihnen zu ſtoßen.

Als Fridigern zu Marcianopel angelangt, lud ihn Lupicin zu ſich in die Stadt. Von den übrigen Gothen ließ man niemand hinein, ſo ſehnlich ſie auch ſolches verlangten, um ſich Lebensmittel zu kaufen. Die Gothen brauchten endlich Gewalt, und in einem hierüber entſtandenen Handgemenge kamen ſo wohl von ihnen, als von den Römern viele um. Lupicin, als er ſolches erfahren, ließ die von dem Fridigern mitgebrachte Wache tödten, damit nicht auch in der Stadt Lärmen entſtünde; welches vollends die Gothen in Wuth brachte. Dem Fridigern war hierbey nicht wohl zu Muthe; aber als ein Mann von einer ungemeinen Gegenwart des Geiſtes ſtellte er dem Lupicin vor, das einzige Mittel ſeine erzürnten Landsleute zu beſänftigen, ſey, daß er zu ihnen ins Lager gelaſſen werde, um durch Ermahnungen ſo wohl, als Befehle ſie auf andere Wege zu bringen. Lupicin geſtattete ſolches. Fridigern ging, ward mit größtem Frohlocken aufgenommen, aber nicht als Friedensmittler, ſondern als Anführer zum Kriege; denn ſonſt wollten ſie

nun nichts mehr hören. Den Römern wurde alle Freundschaft aufgesaget, und durch Morden und Plündern der Anfang zu Feindseligkeiten gemacht. Lupicin suchte zwar einigen Widerstand zu thun, wurde aber mit den Seinigen in die Flucht getrieben. Nach seiner Entfernung waren die Gothen von allen Gegenden an der Donau Meister, und wirthschafteten so übel, daß die damahligen Geschichtskundigen behaupteten, das Römische Reich habe niemahl so traurige Zeiten erlebet. Alles, was von Gothen hin und wieder im Reiche anzutreffen war, theils diejenigen, welche noch vor der großen Einwanderung derselben in das Römische Reich waren aufgenommen worden, theils, welche von Kaufleuten als Sclaven zu verschiedenen Zeiten gekauft, hauptsächlich aber die, welche bey der letztern Uibersetzung um ein wenig Wein und Brod, oder gar um einen Hund waren vertauscht worden, gesellten sich nun zu dem Fridigern, und verriethen ihm alle Orte, wo Beute zu machen war. Weil sie durch ihre eigene Erfahrung gelernt hatten, daß die Menschen in dem Lande, wo sie jetzt waren, eine gangbare und sehr angenehme Waare seyen, schleppten sie alles mit sich fort, was nicht in der ersten Hitze getödtet wurde.

Valens war eben zu Antiochia, als ihm diese traurigen Nachrichten zu Ohren kamen. Was er von Truppen entbehren konnte, schickte er so gleich voraus nach Thracien; er selbst folgte, und ersuchte auch seines Bruders Sohn, den Occidentalischen Kaiser Gratian, ihm mit Mannschaft beyzustehen. Die voraus gegangenen Generale griffen bey ihrer Ankunft die Gothen hitzig an, konnten aber wegen der Menge derselben, und ihrer tapfern Gegenwehr nichts ausrichten. Sie wählten daher einen

an

andern Weg, ſich ihrer Feinde zu entledigen. Weil die Gothen ſich nicht auf die Belagerung der Städte verſtanden; ſo ſollten alle Lebensmittel vom flachen Lande in dieſelben gebracht werden, damit ſie endlich vom Hunger entweder zum Rückzug genöthiget, oder aufgerieben würden. Zugleich beſetzten ſie alle Zugänge des Gebirges Hämus, worin ſich mehrere Gothen zu ihrer größeren Sicherheit aufhielten; und warfen noch Wälle und Verſchanzungen davor auf, um ihnen alle Zufuhr abzuſchneiden. Allein, dieſes hatte die gehoffte Wirkung nicht. Einer Seits waren die Gothen mehr Meiſter von dem flachen Lande, als die Römer; anderer Seits aber wären die letztern faſt ſelbſt durch die außer dem Gebirge herum ſtreifenden Gothen, und von Hunnen ſo gar und Alanen, welche die Begierde, Beute zu machen, herbey zog, eingeſchloſſen worden.

Indeſſen rückten die beyden Kaiſer, Valens aus dem Orient, Gratian aus dem Occident, mit friſchen Armeen an. Gratian ſchlug gleichſam im Vorbeygehen die Lentienſer ein mächtiges Alemanniſches Volk, das auf die Nachricht der Unruhen im Orient, und der bevorſtehenden Abreiſe des Gratian einen Einfall in die Römiſchen Provinzen gethan hatte. Er meldete dieſes dem Valens, und erſuchte ihn, bis zu ſeiner Ankunft nichts vorzunehmen. Allein Valens (es mag nun entweder aus Eiferſucht gegen den tapfern Jüngling, oder aus einem heimlichen Mißtrauen, weil Gratian nicht der Arianiſchen Lehre, wie er, zugethan war, oder auf Einrathen ſeiner Generale, die durch einige über die Gothen erhaltene Vortheile ſtolz geworden, geſchehen ſeyn) ließ ſich, ohne die Ankunft des Gratian zu erwarten, in ein Treffen ein, welches für die Römer ſeit der Schlacht bey Cannä das unglück-

lich-

lichste war. Valens selbst ging vorloren, ohne daß man jemahls mit Gewißheit hat erfahren können, wo er hingekommen. Einige behaupteten, er sey auf dem Wahlplatze durch einen Pfeil erschossen worden; einer, der selbst dabey wollte gewesen seyn, sagte aus, er habe sich nach der Schlacht in ein Haus geflüchtet, welches von den Gothen, ohne zu wissen, wer sich darin aufhalte, wäre angezündet worden. Die übrigen Römer wurden dermaßen aus einander gesprengt, daß keiner mehr von dem andern was wußte.

Die Gothen gingen nach diesem wichtigen Siege auf Adrianopel, und selbst auf Constantinopel los. Sie prällten auch plötzlich an, und wagten einige Stürme, wurden aber mit blutigen Köpfen abgewiesen. Wenn sie sich nur ein wenig auf die Belagerung der Städte verstanden hätten, würden sie sich Meister von dem ganzen Orient haben machen können. Ihr Anführer Fridigern hatte ihnen gleich bey ihrem Eintritte in die Römischen Provinzen gerathen, mit den Mauern Frieden zu halten, und den Krieg nur mit offenen Orten zu führen. Diesen Rath mußten sie sich endlich, wiewohl gezwungener Weise, gefallen lassen. Von ihren weitern Schicksalen weiß man wenig, nur daß sie in verschiedenen Haufen herum geschwärmt, wovon einige sich so gar nach dem Occident gewendet, aber auch wieder über die Donau zurück gekehrt sind. Zosimus meldet, ein gewisser Modares, ein in Römischen Diensten stehender Gothe, habe ihrer viele erlegt; andere schreiben dem Theodosius, welchen Gratian nach des Valens Tod zum Kaiser im Orient ernannt hatte, verschiedene Siege über sie zu. Wenigstens hat er zu Constantinopel einen prächtigen Triumph, deßwegen

gehalten, wovon eine allda noch vorhandene Schule, die nach jener des Trajans zu Rom ſcheint gebaut zu ſeyn, ein Denkmahl iſt. Eben dieſer Theodoſius aber hat nicht allein ſo viele unter ſeine Truppen geſteckt, daß ſie die Anzahl der gebornen Römiſchen Unterthanen übertrafen, ſondern ihnen dasjenige gutwillig eingeräumt, was ſie anfangs geſucht, nähmlich ein Stück von Thracien, wo ſie beyſammen unter ihrer eigenen Obrigkeit und nach eigenen Geſetzen wohnen durften, den Römern aber unter dem Nahmen der Verbundenen (Foederatorum) Kriegsdienſte leiſten mußten, die ihnen dagegen etwas an Geld und Lebensmitteln jährlich reichten. Dieſe verbundenen Gothen haben ihm in der Folge die wichtigſten Dienſte gegen die beyden Tyrannen Maximus und Eugenius, die ſich, nach der Ermordung des Gratian und jüngern Valentinian, zu Kaiſern aufgeworfen, geleiſtet.

Es waren aber auch damahls ſchon Leute, die mit dieſer Einrichtung nicht zufrieden waren, und, von der Erfahrung geleitet, dem Reiche große Uibel vorſagten. Nicht allein der heidniſche Geſchichtſchreiber Zoſimus tadelt ihn wegen ſeines großen Zutrauens, das er auf die Barbaren geſetzt, ſondern auch Syneſius, den man keiner Religions-Parteylichkeit beſchuldigen kann, ſagt, daß die Barbaren von der Zeit des Theodoſius an der Römer nur ſpotteten. Selbſt ſein Lobredner Themiſtius läßt genug merken, daß viele dem Kaiſer ſein Betragen gegen die Gothen übel ausgedeutet haben, und für rathſamer gehalten, wenn er ſie ganz vertilgt hätte; zu deſſen Entſchuldigung ſagt er aber, wenn auch dieſes ihm möglich geweſen wäre, wovon die Erfahrung der vorigen Zeiten das Gegentheil weiſe, ob es nicht beſſer ſey, Thra-

cien

ſien mit Lebendigen, als mit Leichen anzufüllen; machen, daß es angebaut, als daß es ganz wüſt und öde liege.

An ſich hat Theodoſius allemahl, wenn ihn die Noth nicht dazu gezwungen, einen gefährlichen Schritt gewagt. Die alten Römer, wenn ſie Hilfstruppen von den Barbaren verlangten, ſchickten dieſelben allemahl nach geendigtem Kriege wieder in ihr Vaterland zurück; die man aber auf Römiſchen Boden verſetzte, wurden entwaffnet, zerſtreut, zum Feldbau angehalten, den Römiſchen Obrigkeiten untergeben, und überhaupt ſolche Anſtalten mit ihnen getroffen, daß ſie ihnen nicht gefährlich ſeyn konnten. Eine fremde Nation in den Waffen auf dem Grund und Boden des Reichs beyſammen wohnen zu laſſen, war die bedenklichſte Sache. Doch haben ſie, ſo lange Theodoſius lebte, ihr Verſprechen genau erfüllt. Unter ſeinen beyden Söhnen, Arcadius und Honorius, hingegen äußerten ſich bereits die mißlichſten Folgen der getroffenen Einrichtung.

Gaines und Alarich, zwey Gothiſche Heerführer, hatten verſchiedene Haufen ihrer Landsleute in dem Treffen gegen den Eugenius commandirt, und das meiſte zu dem Siege beygetragen. Als Theodoſius bald nach dem Treffen ſtarb, ſchickte ſie Stilicho, der dem jungen Honorius, welchem ſein Vater den Occident zugedacht, als Feldherr und Miniſter zur Seite gegeben war, in den Orient zurück, ohne ihnen die gehofften Belohnungen zu geben. Voll Mißvergnügen, und feſt entſchloſſen, ſich ſelbſt bezahlt zu machen, traten ſie den Marſch an. Nach der letzten Verordnung des Theodoſius war ſeinem ältern Sohne, Arcadius, der Orient zu Theil geworden. Dieſer

Arcadius war jene Puppe, die Synesius in seiner schon angeführten Beschreibung der damahligen Kaiser vor Augen gehabt, unschuldig an allem Guten so wohl, als Bösen, das in dem Reiche vorging. Statt seiner regierte sein erster Minister Rufinus. An diesem ließ Gaines seine Rachgier aus, und ermordete ihn in dem Angesichte des Kaisers. Nach dem Rufin bemächtigte sich der Verschnittene, Eutropius, des Kaisers, und machte sich bey dem Volke so wohl, als dem Gaines noch gehässiger; auch diesen mußte der schwache Kaiser der Willkühr des Gaines überlassen, der ihn, wie den Rufin, hinrichten ließ. Gaines, der immer muthiger wurde, faßte endlich einen Entschluß, welcher eine der größesten Veränderungen in der Welt nach sich gezogen, und den Gaines der Zahl der größten Eroberer, und Stifter neuer Reiche einverleibt haben würde, wenn er nicht zu bald wäre entdeckt worden. Er glaubte stark genug zu seyn, Constantinopel zu überrumpeln, und sich zum Meister vom Orient zu machen. Weil man aber sein Vorhaben zu bald merkte, wurden die in Constantinopel sich aufhaltenden Gothen, die dem Gaines die Thore öffnen sollten, von den Soldaten, und dem in Wuth gerathenen Pöbel theils ermordet, theils in einer Kirche, darein sie sich geflüchtet hatten, verbrennet. Gaines aber mußte hierauf mit den Seinigen, nachdem er die Gegenden außer der Stadt verwüstet hatte, über die Donau in die alten Wohnungen der Gothen zurück gehen; wo ihn aber die Hunnen, welche ihn nicht zum Nachbar haben wollten, angriffen, und endlich nach tapferem Widerstande durch ihre Menge unterdrückten.

Zehntes Kapitel.

Einbruch des Viſigothiſchen Königs Alarich in Italien. Des Radagaiſus in eben daſſelbe. Der Vandalen, Alanen, Sueven in Gallien. Uibergang derſelben in Spanien. Eroberungen der Stadt Rom durch den Alarich. Stiftungen des Burgundiſchen und Gothiſchen Reichs in Gallien, und des Vandaliſchen in Afrika.

Alarich, eben ſo mißvergnügt wie Gaines, ſchlug einen andern Weg ein, um ſich wegen ſeiner dem Reiche geleiſteten Dienſte ſchadlos zu halten. Gleichwie Gaines ſeinen Anſchlag auf den Mittelpunct des Orientaliſchen Reiches gerichtet hätte: ſo ging hingegen Alarich in die entlegenen, und von Beſatzungen am meiſten entblößten Provinzen, in Macedonien nähmlich und Griechenland. Der Orientaliſche Hof machte ſo geringe Vertheidigungsanſtalten, daß man dafür hielt, der erſte Miniſter Rufin habe dem Alarich allen Vorſchub dazu gethan, um ſich an ſeinem Herrn zu rächen, weil er ſeine Tochter nicht geheurathet. Als Alarich immer weiter ging, in den Peloponnes eindrang, und Italien zu nahe kam, ſetzte Stilicho, der unter dem Nahmen des Honorius den Occident regierte, mit einigen Truppen in den Peloponnes über. Die Orientaliſchen Geſchichtſchreiber geben ihm Schuld, er hätte den Alarich mit den Seinigen ganz zu Grunde richten können, wenn er nicht in den Städten die Zeit mit unnützen Luſtbarkeiten verloren hätte; die Abendländiſchen hingegen ſa-

gen, der Orientalische Hof habe den Alarich selbst gegen den Stilicho in Schutz genommen. Beyde können Recht haben. Es scheint dem Stilicho nicht Ernst gewesen zu seyn, den Alarich aufzureiben, und der Orientalische Hof mag vielleicht noch lieber den Alarich, als den Stilicho mit einem Heere an seinen Gränzen gesehen haben; indem Stilicho, unter dem Vorwand, daß Theodosius vor seinem Ende ihm seine beyden Söhne anvertraut, ein abgesagter Feind des Rufin war, und Rufin eben so des Stilicho. Man machte also einen Vergleich mit dem Alarich, so gut man konnte, und für die Verwüstung so vieler Provinzen bekam er die Präfectur des Orientalischen Illyricums zur Belohnung.

Aber nicht zufrieden damit, suchte er sich nur in dem Illyricum zu erholen, um den kühnsten Gedanken auszuführen, den man vielleicht jemahls gehabt hat. Anstatt der Orientalischen Provinzen wollte er nun auf Italien und Rom selbst losgehen, um sich durch Tapferkeit lieber ein eigenes Reich zu stiften, als ein Unterthan eines fremden zu seyn. Alarich hatte die Pässe nach Italien, und die Beschaffenheit des Landes kennen gelernt, als er dem Feldzug gegen den Eugenius beygewohnt. Bey allem dem aber war es ein sehr bedenkliches Unternehmen, sich in ein Land zu begeben, das von innen mit Städten angefüllt, deren Eroberung den Gothen so selten gelungen, von außen aber entweder mit Wasser oder Gebirgen umgeben war. Die Barbaren hatten zwar die Wege nach Italien mehrmahl gefunden, selten aber den Rückweg. Meistens konnten sie auch auf ihre Menge trotzen. Alarich aber, da er vor den Thoren Roms angelangt, hatte nicht mehr als vierzig tausend Mann bey sich. Dessen ungeachtet, wag-

wagte er den Schritt, der dem ganzen Occident einen andere Geſtalt gegeben. Italien war in keiner Verfaſſung, als Alarich über die unbeſetzten Juliſchen Alpen im Anzuge war. Nie hatte man von dieſer Seite, wo man nur Freunde und Hilfsvölker von undenklichen Zeiten herkommen ſah, einen Feind vermuthet. Faſt alle Truppen waren in den Gränzprovinzen vertheilt. Auf einmahl erſchien Alarich, und ſetzte alles in Schrecken. Der Hof ſelbſt zitterte, und machte Anſtalten zur Flucht. Rom beſſerte in aller Eile ſeine Mauern aus. Alles, was den Nahmen Soldat hatte, wurde aufgebothen, und von allen Enden des Reichs herbey gerufen. Stilicho ſelbſt ſetzte ſich mit den Deutſchen, mit denen er eben im Krieg begriffen war, ſo gut er konnte, und eilte Italien zu Hilfe. Seine Ankunft richtete die niedergeſchlagenen Gemüther wieder auf; und Alarich mußte dießmahl Italien unverrichteter Sache verlaſſen, aber nicht ohne Hoffnung, mit größerer Macht wieder zu kommen. Honorius hielt wegen der Entfernung der Gothen einen Triumph zu Rom, ſo daß er den Stilicho in dem Wagen bey ſich hatte.

Sonſt brachte dieſer Zug des Alarich nach Italien, ob er ihm ſchon nicht nach Wunſch gelungen, dem Abendländiſchen Kaiſerthum dennoch einen tödtlichen Stoß bey, weil er Urſache geweſen, daß die Römer alle ihre Gränzen entblößten z), eine Sache, die

z) Aus einer Stelle des Poeten Claudian erhellet, daß nicht nur die Völker von der Donau und dem Rheinſtrom, ſondern auch aus Rhätien und Britannien ſo gar nach Italien ſind geführet worden. Die Bemerkung, die dieſer Poet hierüber macht, iſt ein Meiſterſtück der Schmeicheley, und eine ſichere Probe, daß kein Fehler zu erdenken ſey, dem ein nie-

die ſonſt niemahls, auch nicht in der äußerſten Noth oder in bürgerlichen Kriegen, wo jeder Theil ſich zu verſtärken ſuchte, ſo viel er konnte, geſchehen war. Man ſah bald die widrigen Folgen davon, beſonders an der Donau und an dem Rhein. Alle nördliche Länder geriethen in eine allgemeine Gährung, und die Luſt auszuwandern ergriff dieſelben wie eine epidemiſche Seuche, nachdem eine Hand voll Gothen Rom ſelbſt zittern gemacht, und alle Päſſe in die Römiſchen Provinzen offen ſtanden. Unter einem gewiſſen Radagais zog ſich eine ungeheure Armee von allerhand Völkern, beſonders aber von ſolchen, die zwiſchen dem Rhein und der Donau wohnten, zuſammen, und
A. Ch. 405. nahm den Weg gerade zu nach Italien. Radagais kam ſo glücklich hinein, als Alarich, und verurſachte noch mehr Schrecken, als der letztere, theils, weil er ein ungleich ſtärkeres Heer bey ſich hatte, theils, weil Alarich ein Chriſt, obſchon ein Arianer, Radagais hingegen ein Heid war, von dem ſich der alles vergrößernde Ruf zu Rom verbreitet hatte, daß er ſeinen Göttern das Blut aller Römer, die in ſeine Hände fallen würden, gelobet habe. Die armen Römer, die damahls keines Menſchen Feinde mehr waren, ſondern nur an ihre Ergetzlichkeiten dachten, ſollten

niedertrachtiger Lobredner nicht den Firniß irgend einer Tugend zu geben im Stande ſey.

Vllane poſteritas credat? Germania quondam
Illa ferox populis, quae vix inſtantibus olim
Principibus tota poterat cum mole teneri,
Tam ſeſe placidam praebet Stiliconis habenis,
Vt *nec praeſidiis nudato limite* tentet
Expoſitum caleare ſolum, nec tranſeat amnem,
Incuſtoditam metuens attingere ripam.

Der Erfolg zeigte bald, wie wahr Claudian geredet habe.

sollten sich nun den Göttern opfern lassen! Alles war darüber in größten Aengsten. Damahls befanden sich noch viele Heiden zu Rom, besonders unter dem Adel. Es könnte nicht anders seyn, sagten diese, Radagais ehre die Götter, ihnen aber sey es verbothen; der Zorn der Götter zeige sich augenscheinlich, weil Theodosius jene Opfer eingestellt, unter denen Rom zu seiner fürchterlichen Größe aufgewachsen; da es hingegen nach der Abschaffung der Opfer täglich mehr zu seinem Untergange sich neige. Die Christen setzten Schlüsse entgegen, und suchten die Nichtigkeit der Götter und ihres ganzen Dienstes zu erweisen; in der That aber war es ihnen noch banger, als den Heiden. Radagais kam indessen bis nach Florenz. Hier scheiterte sein ganzes Unternehmen, weil er eben so unerfahren in der Belagerung der Städte war, als die übrigen Deutschen. Als er sich zu lange vor Florenz verweilte, fand Stilicho Mittel, durch Hilfe der Hunnen und Gothen, die er an sich gezogen hatte, ihm alle Zufuhr abzuschneiden, und nöthigte ihn dadurch sich in das Apenninische Gebirg zurück zu ziehen, wo ein Theil seines Heeres vor Hunger verschmachtete, der andre, um nicht ein gleiches Schicksal zu erfahren, sich ergeben mußte. Die Zahl der Gefangenen war so groß, daß man sie truppenweise die Person für eine Krone verkaufte, die aber fast alle so ermattet waren, daß sie starben, ehe man sie zur Arbeit brauchen konnte.

Das Schicksal des Radagais schreckte die Deutschen noch nicht von ihrem Vorhaben ab. So stark war die durchaus eingerissene Auswanderungssucht. Nur daß sie sich jetzt auf eine andere Seite, und zwar mit glücklicherem Erfolge, als Radagais, wendeten. Die Vandalen, Alanen, und ein Theil der Sueven

waren es, die ſeinem Beyſpiele zuerſt folgten. Ihre Abſichten waren auf Gallien gerichtet. Von Römern hatten ſie nichts zu fürchten, weil der Rhein von Beſatzungen entblößt war. Hingegen widerſetzten ſich ihnen andere Deutſche ſelbſt, nähmlich die Franken, entweder, weil ſie mit den Römern in Bündniſſen ſtanden, oder weil ſie glaubten, daß, wenn es doch zur Theilung kommen ſollte, ſie mehr Recht hätten, als dieſe fremden Gäſte. Die Vandalen wollten ſich den Weg mit Gewalt bahnen, wurden aber in einem darüber entſtandenen Treffen ſo übel zugerichtet, daß nur wenige den Rückweg, und weit wenigere den Weg nach Gallien würden gefunden haben, wenn ihnen nicht Reſpendial, ein Heerführer der Alanen, wäre zu Hilfe gekommen. Dann änderte ſich das Glück; die Franken mußten weichen, und die Van-
A. Ch. dalen drangen, wie ein reiſſender Strom, in Gallien
406. ein, durchſtreiften es von einem Ende zu dem andern; und wenn die Pyrenäiſchen Gebirge nicht beſetzt geweſen wären, würden ſie damahls ſchon in Spanien eingedrungen ſeyn. Der glückliche Fortgang ihrer Waffen zog nach und nach eine Menge Deutſcher Völker nach Gallien, ſo daß Quaden, Gepiden, Heruler, Sachſen, Burgunder, Franken, Alemannen, nebſt den Vandalen und Alanen darin mit einander zuſammen trafen, und das Land um die Wette plünderten.

Gleichwie ſelten ein Unglück allein kommt, und, wenn es auf das Verderben angeſehen iſt, oft die Mittel, die man braucht es abzuwenden, das meiſte dazu beytragen: ſo ging es auch bey dieſen Umſtänden im Römiſchen Reiche. Die Provinzen, die ſchon ſo lange Zeit keinen Kaiſer geſehen hatten, dachten, es würde ihnen beſſer geholfen ſeyn, wenn ſie anſtatt

des

des Honorius, der sich nicht getraute seinen Pallast zu verlassen, einen wählten, der selbst an der Spitze der Römischen Legionen den allenthalben eindringenden Feinden entgegen rückte. Britannien machte den Anfang, und rief einen gewissen Constantin zum Kaiser aus, dessen größtes Verdienst darin bestand, daß er den Nahmen Constantin führte, der in Britannien noch ungemein geehret war, weil Constantin von Britannien aus das ganze Römische Reich sich unterwürfig gemacht. Dieser neue Constantin setzte mit einigen Truppen in Gallien über, und fand großen Anhang, weil sich jeder nach Hilfe sehnte, sie mochte herkommen, wo sie wollte. Man irrte sich aber; die Barbaren blieben wie zuvor in Gallien, und alles wurde von Seiten der Römer nur verworrener. Constantin, dem es mehr darum zu thun war, sich gegen den Honorius fest zu setzen, als sich mit den Barbaren herum zu schlagen, schickte seinen Sohn Constans und den General Gerontius nach Spanien, um sich dieses von den Barbaren noch unberührte Land unterwürfig zu machen; und eben dieser unglückselige Gedanke öffnete ihnen auch den Weg dahin. Gerontius hatte Deutsche Truppen bey sich, die noch vor dem Einbruche der Vandalen in Römischen Sold getreten, und bey der Armee unter dem Nahmen der Honoriaci bekannt waren; mit diesen griff er den Didymus und Verianus, zwey Verwandte des Honorius, an, schlug sie auf das Haupt, und bekam sie gefangen. Allein, seine eigenen Soldaten, die Honoriaci, behandelten die Spanier nicht als Unterthanen Constantins, sondern als Feinde, plünderten und raubten, und, um es ungestrafter zu thun, riefen sie alle ihre in Gallien herum streifende Landsleute nach Spanien, welches sie desto eher thun konnten,

weil,

weil ihnen Gerontius die Päſſe über die Pyrenäiſchen Gebirge anvertraut hatte.

Den Vandalen und Alanen war dieß eine erwünſchte Gelegenheit, weil ohnehin Gallien ganz ausgezehret war, Spanien hingegen lange Zeit keinen Feind geſehen hatte. Sie kamen, vereinigten ſich mit den erſten, und verwüſteten das Land von den Pyrenäiſchen Gebirgen bis an das Atlantiſche Meer. Eine grauſame Seuche folgte ihnen auf dem Fuße nach, und verheerete zur nähmlichen Zeit ganz Spanien; die von Leichen lange Zeit genährten wilden Thiere fielen endlich auch die Lebendigen an, und waren für ſie eine neue Gattung von Feinden. Die Städte, und was dahin ſeine Zuflucht genommen hatte, wurden von den noch übrigen Römiſchen Soldaten und Einnehmern der öffentlichen Gefälle ſo ſehr geplagt, daß ſie endlich die Herrſchaft der Barbaren noch erträglicher fanden, als die Römiſche, und ſich ihnen ohne Belagerung unterwarfen: worauf ſich letztere förmlich in Spanien theilten. Die Vandalen und Sueven bekamen Gallácien, die Alanen Luſitanien und die Gegend von Carthagena, und die Vandalen, mit dem Zunahmen Silingi, Bäticam a).

A. Ch. 411.

Die Empörung des Conſtantin hatte noch die üblen Folgen für die Römer, daß ſie auch ihren übrigen Feinden nicht Widerſtand genug thun konn-

Die

a) Debacchantibus per Hiſpanias barbaris, et ſaeuiente nihilominus peſtilentiae malo opes et conditam in vrbibus ſubſtantiam tyrannicus exactor diripit, et miles exhaurit; fames dira graſſatur, adeo vt humanae carnes ab humano genere vi famis fuerint deuoratae; matres quoque necatis vel coctis per ſe natorum ſuorum ſint paſtae corporibus.

Beſtiae

ten. Alarich, den ſich Stilicho auserſehen hatte, um ſeine Abſichten gegen den Orientaliſchen Hof auszuführen, und den er eben daher durch große Schenkungen und Verſprechen zur Ruhe gebracht hatte, fing nun aufs neue an ſich zu regen, und drohte mehr als jemahls. Da durch die bisherigen Vorfälle in dem Occident alle Anſchläge des Stilicho gegen den Orientaliſchen Hof zernichtet worden, wollte Alarich ſeinerſeits nicht umſonſt gewartet haben. Er machte daher gewiſſe Foderungen an Geld, und näherte ſich zugleich Italien, um dieſelben mit dem Degen zu unterſtützen. Honorius war eben zu Rom; Stilicho reiſete dahin, und brachte es ſo weit, daß man dem Alarich vier tauſend Pfund Gold verſprach. Dieſe Bemühungen des Stilicho für einen Barbaren, unter dem Vorwand der mit ihm eingegangenen Verbindungen, brachte das Mißtrauen, ſo man bereits gegen ihn geſchöpft hatte, auf das höchſte. Alles hielt ihn für einen Verräther, der die Barbaren in das Reich gezogen, um ſeinem Sohne Eucherius den Weg zu dem Throne zu bahnen. Seine Feinde fanden Mittel, dem Honorius ſelbſt, der zwey Töchter von ihm nach und nach zur Ehe genommen hatte, dergleichen Vorſtellungen beyzubringen.

Ein neuer Umſtand, der dazwiſchen kam, ſchien ihr Vorgeben zu bekräftigen. Arcadius, des Honorius Bruder, war indeſſen zu Conſtantinopel mit Tod abgegangen. Honorius wollte ſelbſt dahin reiſen, um ver-

Beſtiae occiſorum gladio, fame, peſtilentia, cadaueribus adſuetae, quosque hominum fortiores interimunt, eorumque carnibus paſtae paſſim in humani generis efferantur interitum — Hiſpani per ciuitates et per caſtella reſidui a plagis barbarorum per prouincias dominantium ſe ſubiiciunt ſeruituti. IDATIVS *in Chronico colum.* 232. *lit. D. Edit. Sirmond.*

verſchiedenes zu verfügen, weil deſſen nachgelaſſener Sohn Theodoſius erſt acht Jahr alt war. Stilicho widerrieth dieſes, weil Alarich Italien bedrohte, Conſtantin Gallien inne hätte, die Reiſe aber auſſerordentlichen Aufwand foderte; dagegen both er ſich an, dieſes Geſchäft zu beſorgen, den Alarich aber ſollte man vermögen, gegen den Conſtantin in Gallien zu ziehen. Seine Feinde machten einmüthig den Schluß, er wolle nur deßwegen nach dem Orient gehen, um ſeinen Sohn Eucherius mit Hindanſetzung des Theodoſius indeſſen allda zum Kaiſer zu machen, mit dem Occident würde er hernach das nähmliche ins Werk richten. Honorius glaubte es endlich, getraute ſich aber nicht dem Miniſter, der mächtiger war, als ſein Herr, öffentlich etwas merken zu laſſen, ſondern ging nach Pavia, um ſich der Soldaten zu verſichern. Dieſe waren ohnehin gegen den Stilicho aufgebracht, weil er die in Römiſchen Dienſten ſtehenden Barbaren mehr achtete, als die Römiſchen Soldaten. Die erſtern waren außerordentlich angewachſen. Alles wimmelte in Italien von Gothen und Hunnen. Die wichtigſten Poſten wurden ihnen anvertraut, ohne alle Rückſicht, ob ſie Chriſten oder Heiden wären. Stilicho, der ſelbſt von barbariſcher Herkunft war, indem ſein Vater, der in Römiſchen Dienſten ſein Glück gemacht, ein Vandal geweſen, hatte eine Leibwache von Hunnen bey ſich, und war allezeit von den Anführern der verſchiedenen barbariſchen Haufen, die im Römiſchen Sold ſtanden, umringet. Als Honorius zu Pavia angekommen, hielt er eine Anrede an die Soldaten, und ermunterte ſie, gegen den Conſtantin tapfer zu fechten; von dem Stilicho that er keine Meldung. Sie waren aber ſchon unter der Hand von ſeinen Geſinnungen unterrichtet, und ermordeten ſo gleich, um ihm Proben ihrer Treue zu geben, ei-

den

den, welchen man nur im Verdacht hatte, daß er ein Anhänger, oder eine Creatur des Stilicho sey. Stilicho war zu Bononien, als dieses zu Pavia vorging. Nachdem er Nachricht davon bekommen, nahm er den Weg gerade nach Ravenna, anstatt nach Pavia zu gehen, ob ihm schon seine Freunde mißriethen dieses zu thun, ehe er noch wegen des Honorius sich sicher gestellt hätte. Ihr Furcht war nicht ohne Grund. Honorius ließ gleich nach seiner Ankunft zwey Befehle an die dortige Besatzung ergehen. Der erste war, den Stilicho zu bewachen. Stilicho, der mehr als dieses besorgte, flüchtete sich in eine Kirche; als aber in Gegenwart des Bischofs die Soldaten eidlich aussagten, daß sie keine Befehle hätten ihn zu tödten, verließ er die Kirche. Bald kam der andere Befehl, daß Stilicho sollte hingerichtet werden, welches auch geschah. Seine Freunde und Vertrauten wurden aller Orten verfolgt, ihrer Güter beraubt, und einige getödtet; die Gemahlinn des Honorius, des Stilicho Tochter Thermantia, ihrer Mutter Serena heimgeschickt, sein Gedächtniß in öffentlichen Gesetzen, worin man ihn einen Verräther schalt, gebrandmarkt, und die Tragödie damit beschlossen, daß alle Weiber und Kinder der in Römischen Diensten stehenden Barbaren, die hin und wieder in den Städten vertheilt waren, ermordet wurden. Diese Treulosigkeit war nicht die erste in ihrer Art. Nach der unglücklichen Schlacht des Valens mit den Gothen war man ihnen im Orient eben so begegnet. Jetzt aber geschah es zur Unzeit. Die Männer und Verwandten der Ermordeten, bis dreyßig tausend an der Zahl, rotteten sich zusammmen, und beschloßen einhellig, mit dem Alarich gemeine Sache gegen die Römer zu machen. Dieses Gewebe von Schwäche und Grausamkeiten ist eben so betrübt anzusehen, als es schwer

ist

ist, auf den wahren Grund der Hof-Intriguen in solchen Fällen zu kommen. Stilicho war unstreitig ein Mann von großen Fähigkeiten, und hatte dem Reich große Dienste geleistet; seine wahren Gesinnungen aber werden allezeit ein historisches Problem bleiben, da man ihn weder gehört, noch eine gerichtliche Untersuchung über sein Betragen angestellt hat.

Alarich, welchen der Nahme, Stilicho, im Zaume hielt, war bey dessen Falle noch nicht wegen seiner Foderungen zufrieden gestellt. Jetzt wiederholte er selbe um desto dreister; und Honorius, der in seinen Gedanken, weiß nicht, was für einen Sieg davon getragen hatte, daß er seinen ersten Minister so glücklich aus dem Weg geräumt, schlug ihm sein Begehren eben so dreist ab, ohne sich jedoch in die gehörige Gegenverfassung zu setzen. Alarich, der ohnehin schon an den Gränzen Italiens stand, war kurz entschlossen, rückte in Italien ein, und ging gerade zu, gleichsam im Angesichte des Hofes und der Stadt Ravenna vorbey, auf Rom, ohne sich mit Belagerung der Städte unterwegs aufzuhalten. Diese Ankunft war ein Donnerschlag für die Stadt, welche seit Hannibals Zeiten keinen Feind vor ihren Thoren gesehen, und den stolzen Beynahmen der Ewigen nicht nur allein von Schmeichlern angenommen, sondern sich selbst denselben erst in einer Inschrift wegen der hergestellten Mauern ertheilt hatte b). Alarich bemächtigte sich sogleich der Tiber, und schnitt der Stadt alle Zufuhr ab. Das Elend ward hierauf allgemein. Doch, weil man sich auf einen Entsatz von Ravenna aus Rechnung machte, wollte man gleichwohl gegen den Feind aushalten. Der Hunger nahm aber so sehr über-

b) Bey GRVTER *p. CLXV. n. i.*

überhand, daß man bald gelindere Saiten aufzog. Es wurden Gesandte an den Alarich geschickt mit dem Bedeuten, daß die Stadt bereit sey, Frieden einzugehen, wenn nur annehmliche Bedingungen vorgeschlagen würden, aber auch sich zu wehren, wofern dieses nicht geschähe; indem das so zahlreiche Römische Volk durch beständige Uibung in den Waffen so beherzt geworden, daß es sich nicht mehr vor dem Krieg fürchte. Alarich lachte überlaut, als die Gesandten das letztere vorbrachten, und sagte nur, das dicht stehende Heu sey leichter abzumähen, als das dünne. Wenige Sieger hat man mit solcher Zuversicht auf sich selbst sprechen gesehen wie den Alarich, und nie ein Volk, dessen Höhe in seinen eigenen Gedanken nichts beykam, auf einmahl so sehr erniedriget. Eine unendliche Zahl von Siegen, Triumphen, Eroberungen und Heldenthaten sah man in den Staub hingestreckt, und zwar vor einem in der Insel, Peuce am Ausflusse der Donau unter einem barbarischen Volk gebornen Manne, der auf dem ganzen Erdboden kein Eigenthum, als seine Tapferkeit besaß. Alarichen mußte dieses gewiß mehr freuen, als die Römischen Feldherren und Kaiser alle ihre noch so glänzende in eben dieser Stadt gehaltene Triumphe.

Die Gesandten lenkten endlich die Rede auf die Friedensbedingungen; und Alarich foderte alles Gold, Silber, Geräth und Sclaven von barbarischer Herkunft, die in der Stadt wären. Was er ihnen denn übrig lassen wollte, erwiederten die Gesandten; die Seelen (animas), versetzte Alarich. Mit dieser Antwort mußten sie den Rückweg nehmen. Man berathschlagte sich in Rom über diese Foderungen. Alles,

Alles, was helfen kan, ward hervor geſucht. Einige Thuſcier erböthen ſich, den Alarich durch Beſchwörungen von der Stadt zu treiben; nur ſollten die öffentlichen Opfer der Götter wieder hergeſtellt werden, und der Rath denſelben beywohnen. Alles ward ihnen erlaubt zu thun; nur das letztere getraute man ſich nicht. Endlich aber, da keine Rettung zu hoffen war, mußte man ſich verſtehen, ſo hart es auch den Römern ankam, die bisher nur gewohnt geweſen andere Nationen zu plündern und durch deren Gut ſich zu bereichern, den Gothen nach dem Berichte des Zoſimus fünf tauſend Pfund Gold, dreyßig tauſend Pfund Silber, vier tauſend ſeidene Kleider, drey tauſend ſaffianene Häute, und bis drey tauſend Pfund Gewürz zu verſprechen. Alles mußte hierzu, hauptſächlich aber die Senatoren, als die reicheſten, das ihrige beytragen. Es war aber nicht möglich die ganze Summe aufzubringen. Man verfiel endlich darauf, die in den heidniſchen Tempeln noch vorhandenen Geſchmucke, und Zierathen der Götzenbilder anzugreiffen. Als auch dieſes nicht erklecken wollte, wurden einige goldene Bilder der Götter, und unter andern das Bild der Tapferkeit, und mit dieſem, ſagt ein heidniſcher Geſchichtſchreiber in vollem Ernſte, alles, was noch von Tapferkeit zu Rom übrig war, zuſammen geſchmolzen.

Alarich ging hierauf in Thuſcien; die Römer aber ſchickten, aus Furcht eines abermahligen Beſuches, ein und das andere Mahl Abgeordnete an den Honorius, die mit den Gothen eingegangenen Vergleichspuncte zu beſtätigen. Man wollte aber an dem Hofe den Frieden nicht, den man für ſchimpflich anſah; und war doch zu ſchwach, den Feind aus Italien zu treiben. Valens, ein kaiſerlicher General, ward

ward mit sechs tausend Mann Dalmatischer Truppen, welche den Kern des Römischen Heeres ausmachten, nach Rom geschickt der Stadt zur Besatzung zu dienen, unterwegs aber von den Gothen so übel zugerichtet, daß kaum hundert Mann davon kamen, wovon Valens einer war, der anstatt der Hilfe die Zeitung von seiner Niederlage mit sich brachte. Der Hof fing nun selbst an mit dem Alarich in Unterhandlungen zu treten, wozu ein gewisser Jovius, welcher noch vor desselben Einbruche in Italien mit ihm in guter Bekanntschaft gestanden, gebraucht wurde. Alarich foderte eine jährliche Summe Geldes, und etwas gewisses an Lebensmitteln, nebst der Erlaubniß mit den Seinigen das Noricum, Dalmatien und Venetien zu bewohnen. Jovius, welchem diese Foderungen zu übertrieben vorkamen, machte dem Hof den Vorschlag, dem Alarich die oberste Befehlshabersstelle über die sämmtlichen Römischen Truppen aufzutragen, in Hoffnung, daß ihn dieses auf gelindere Bedingungen bringen würde. Als die Antwort vom Hof zurück gekommen, las er sie sogleich dem Alarich vor, voll Vertrauen, man würde seinen Vorschlag genehmiget haben; zu seiner Verwunderung aber fand er das Gegentheil, und daß man nicht einmahl gesonnen sey, dem Alarich das Noricum c) einzuräumen, eine den feindlichen Einfällen ohnehin ausgesetzte Provinz, die den Römern wenig eintrug. Alarich, der durch diese Unvorsichtigkeit des Römischen Gesandten von den geheimen Gesinnungen des Hofes unterrichtet worden, gab auf der Stelle Befahl wieder nach Rom umzukehren. Dort sprach er mit den Römern in eben dem gebietherischen Tone, wie das vorige Mahl,

c) Das heutige Oesterreich, Steyermark und Kärnthen.

und verlangte so gar von ihnen, wenn sie ihre Stadt nicht wollten verwüstet sehen, anstatt des Honorius einen andern Kaiser zu wählen, wozu er ihnen den zu Rom in großem Ansehen stehenden Stadt-Präfect, Attalus, vorschlug. Die Römer, welche, wenn sie doch etwas entbehren sollten, ihren schwachen Kaiser noch am liebsten dahin gaben, willigten in seinen Antrag, und machten den Attalus zum Kaiser.

Der Anfang seiner Regierung ließ sich zum allgemeinen Vergnügen an; die vornehmsten Civil-Stellen besetzte er so gleich mit Leuten, die sich des Vertrauens des Volkes würdig gemacht hatten; dem Alarich übergab er das Commando über den ganzen Kriegsstaat, von sich selbst war er so sehr eingenommen, daß er in dem Rath vorbrachte, er wolle nicht nur dem Reiche seinen alten Glanz wieder verschaffen, sondern den ganzen Erdboden den Römern unterwürfig machen. Nichts fehlte, als daß auch seine Thaten diesem Vorgeben entsprochen hätten. Diese zeigten aber nur zu bald, daß er mehr Hochmuth, als wahre Größe und Vernunft besaß. Alarich rieth ihm, sich so gleich von Afrika, als der Vorrathskammer Roms zu versichern. Zu dieser Unternehmung wollte er ihm von seinen eigenen Leuten geben, so viel er brauchte. Attalus schlug es aus, unter dem Vorwand, daß sich Afrika von selbst ergeben werde. Alarich war zu scharfsinnig, um nicht zu merken, daß es aus einem heimlichen Mißtrauen gegen die Gothen geschehe; der Schluß war eben so natürlich, daß Attalus die Gothen nur als das Werkzeug ansehe, um sich groß zu machen, welches, so bald es möglich, mit Undank würde weggeworfen werden. Alarich konnte nun auch seinerseits nichts anders thun,

als

als den Attalus bloß als ein Schreckbild für den Honorius anzusehen, und ihm nur so viel Gewalt einzuräumen, als erfodert würde, von dem Honorius vortheilhafte Bedingungen zu erzwingen. Er trat so gar in neue Unterhandlungen mit letzterem; und, um dieselben zu erleichtern, zog er dem Attalus den Purpur wieder aus. Da aber Honorius, der sich schon angeschickt hatte Italien zu verlassen, inzwischen einige Hilfstruppen aus dem Orient erhalten, und aus Afrika die angenehme Zeitung eingelaufen, daß der von dem Attalus dahin geschickte Constantin nicht allein nichts ausgerichtet, sondern so gar sein Leben eingebüßet: faßte Honorius wieder frischen Muth, und wollte weniger von den Vorschlägen der Gothen hören, als jemahls.

Alarich, der nun schon gewohnt war, wegen alles, was ihm widriges begegnete, sich an Rom zu erholen, ging das drittemahl dahin, und eroberte die Stadt mit Sturm; eine Begebenheit, die die Welt in Erstaunen setzte, ob es schon eine ganz natürliche Sache war, eine von Uippigkeit und Wollust entnervte Stadt zu bezwingen. Alarich war ein Held, nicht so wohl weil er Rom erobert, als weil er sich nur getraut hat diese Eroberung zu denken; so groß war das Vorurtheil, das man von dieser Stadt und ihrer Unüberwindlichkeit hegte! Auch war es Heldenmuth, daß er sich mitten in ein feindliches Land gewagt, ein halb hundert Städte hinter sich gelassen, und das Herz gehabt, Kaiser ein- und abzusetzen. J. Chr. 409.

Nichts geht über die Bestürzung, worein das so genannte Römische Reich, das noch immer einigen Antheil an dem Schicksale seiner Hauptstadt nahm, gerathen. Als weiter sich die Mahrnicht verbreitete,

deſto ſchreckhafter wurde das Gemählde von dieſer Eroberung gemacht. Die Römiſchen Flüchtlinge, die nach Afrika und bis nach Aſien kamen, übertrieben ſelbſt die Sache am meiſten, ob ſie gleich um ſo weniger glaubwürdige Zeugen abgeben konnten, da ſie das endliche Schickſal der Stadt nicht abgewartet. In der Ferne glaubte man faſt, daß nicht allein nichts von Menſchen mehr übrig, ſondern kaum ein Stein über dem andern geblieben; und auf ſolche Art muß man einige Nachrichten der von Rom entfernten Schriftſteller beurtheilen. In der That ſelbſt zeigten die Gothen viele Mäßigung. Was ſich in die Kirchen flüchtete, ward verſchonet. Sie führten ſelbſt Leute dahin, damit ſie nicht etwa von ihren Cameraden möchten gemißhandelt werden. Alarich hatte ſo gar die Beſcheidenheit, einige goldene und ſilberne Gefäße aus der St. Peterskirche, ſo bald bey ihm die Anzeige geſchehen, zurück geben zu laſſen. Daß aber auch Ausſchweifungen begangen worden, kann man ſich leicht vorſtellen, wenn man betrachtet, daß die Stadt mit Sturm erobert worden, und daß Alarich ein Anführer war nicht eines diſciplinirten und von ihm beſoldeten Heeres, ſondern eines Volkes, das mit ihm auf Abentheuer ausging, und ſich ſelbſt durch ſeine eigene Tapferkeit ſtehen mußte bezahlt zu machen, ſo gut es konnte.

Sonſt hatte dieſe Eroberung wenige Folgen. Rom war nicht mehr, was es geweſen, der Aufenthalt des regierenden Volkes; doch allemahl die größeſte, reichſte und merkwürdigſte Stadt der Welt, welche ihren Überwinder zwar auf eine Zeit lang reich machen konnte, der ſich aber mit ſeinem ganzen Heere darin würde verkrochen haben, wenn er ſie für ſich hätte behalten wollen. Alarich blieb nicht

lange

lange in Rom, sondern ging nach Campanien in der Absicht, nach Sicilien und von da aus nach Afrika überzusetzen, ein Land, welches zu einer sichern und beständigen Wohnung besser gemacht war; er starb aber unterwegs. Sein Nachfolger Ataulf gab dieses Vorhaben auf, und ging zurück nach Thuscien, von da nach Gallien, um sich hier, jedoch mit Genehmhaltung der Römer, niederzulassen. Um diese sich geneigter zu machen, vermählte er sich mit der Prinzessin Placidia, des Honorius Schwester, welche die Gothen mit sich von Rom hinweg genommen, und als eine Art von Geisel bis daher mit sich geführt hatten. Indessen aber hatte sich ein andrer Werber für die Prinzessin hervor gethan, der aus Verdruß über diese Heurath den Frieden mit den Gothen auf alle Weise hinderte. Constantius war es, aus Pannonien gebürtig. Die Römer hatten nun zur Genüge gesehen, wie gefährlich es sey, den Barbaren so viel Gewalt im Cabinet so wohl, als im Felde anzuvertrauen. Alles schrie über dieselben, und verlangte Römer an der Spitze der Heere zu sehen; wozu endlich dieser Constantius gewählt wurde. Es hatte ihm auch bereits geglückt, den bisherigen Gegenkaiser Constantinus zu überwinden; und er glaubte, durch diese so wohl, als andere glorreiche Thaten sich so sehr um das Reich verdient gemacht zu haben, daß er Anspruch darauf machen dürfte, wenn Honorius, der keine Kinder hatte, mit Tode abgehen sollte; wozu ihm die Vermählung mit der Placidia die sicherste, und nächste Stufe würde gewesen seyn. Constantius konnte also dem Ataulf den von ihm gethanen Schritt so wenig verzeihen, daß er nicht allein den Honorius von dem Frieden abwendig machte, so sehr auch selbigen die mit ihrem Schicksal nicht zufriedene Placidia

wünſchte, ſondern auch die Gothen ſelbſt mit Krieg überzog, und, nach einigen erhaltenen Vortheilen über ſie, den Ataulf nöthigte nach Spanien aufzubrechen, wo er von einem der Seinigen ermordet worden.

Die Römer achteten zwar dieſes ſehr hoch; in der That aber war es nichts anders, als wenn der Arzt die böſen Säfte, von denen er den Körper nicht ganz befreyen kann, von dem Herzen und den edlern Theilen in die äußern treibt. Ihre Sachen waren bereits in einer ſolchen Lage, daß, was auf einer Seite gewonnen ward, auf der andern wieder verloren ging. Die Gothen mußten Gallien verlaſſen. Hingegen waren die Römer gezwungen die Burgunder einzunehmen, und ihnen ein Stück Landes, vermuthlich anfangs von Germania prima, einzuräumen; von welcher Zeit an ſie feſten Fuß in Gallien behalten, und ſich bald weiter ausgebreitet haben. Von ihren vorher gehenden Schickſalen wiſſen wir nichts, als daß ſie oft mit den Alemannien, ihren Nachbarn, Krieg geführt, und unter dem Kaiſer Valentinian dem erſten ſchon einmahl bis an den Rhein gerückt, um mit den Römern gemeine Sache gegen die Alemannier zu machen, ſich aber, da die erſtern noch nicht in der gehörigen Verfaſſung ſtanden, wieder zurück gezogen haben. Nun brachte ſie die allgemeine Bewegung der Deutſchen ebenfalls in Unruhe, und machte ſie nach fremden Ländern begierig. Auch die Gothen fanden bald den Weg wieder nach Gallien. Ihr König Wallia führte ſie im Jahr 418. zurück, und die Römer ſelbſt waren damit zufrieden, weil ihnen Wallia ungemein gute Dienſte gegen die Vandalen und Alanen in Spanien geleiſtet, und er die Placidia nach dem Tode des

J. Ch. 406.

Ataulfs

Ataulfs gutwillig heraus gegeben hatte, die so fort dem Constantius, obschon gegen ihre Neigung, beygelegt ward.

Hier nimmt eigentlich das Wisigothische Reich in Gallien seinen Anfang, welches zuerst aus einem Theile von Aquitanien, nebst einigen Städten zwischen der Garonne und dem Meere bestand, und Toulouse zur Hauptstadt hatte. Sie behielten auch einen Theil von den Ländern, die sie in Spanien den Vandalen abgenommen, wodurch sie auch jenseits der Pyrenäischen Gebirge festen Fuß hatten, und sich zu fernern Eroberungen den Weg bahnten. Durch diese neuen Staaten, die mitten in einem fremden errichtet wurden, bekam das Römische Reich eine wunderliche Gestalt. Alle Gränzen wurden ungewiß. Heut war ein Stück Grund und Boden Römisch, morgen Gothisch, und den folgenden Tag Vandalisch. Bald kam der Römische Einnehmer, und foderte die Zinsen für die Römer, bald eigneten sich die Gothen und Vandalen vermöge des Eroberungsrechtes zu, was sie antrafen; nur daß die letzten sich immer weiter ausbreiteten, da hingegen die Römische Hoheit immer enger eingeschränkt wurde. 1. Ey. 419.

Die entrückten Völker waren vielleicht nicht einmahl alle entschlossen, sich für beständig in dem Römischen Reiche niederzulassen. Nur, da sie die Möglichkeit davon eingesehen, und zum Theil den Rückweg nicht sicher nehmen konnten, mögen sie auf diese Gedanken verfallen seyn. Dann that ihnen aber erst die Wahl wehe; und, ungewiß, ob ihre Nachbarn nicht eine fettere Beute davon getragen, oder die noch übrigen Länder nicht besser wären, als die ihrigen, waren sie leicht zu bereden, ihre Sitze

mit andern zu vermehren. Auf solche Art ging eine Veränderung mit den Vandalen vor, welche der bisherigen Lage der Sachen eine ganz andere Gestalt gab, den Römern aber eine neue Wunde versetzte.

J. C. 429. Sie verließen Spanien, gingen nach Afrika, und brachten es in ihre Gewalt. In Spanien konnten sie sich nicht wohl mit den Alanen und Suewen vertragen; noch gefährlichere Feinde für sie waren die Wisigothen, die ihnen bereits vielen Verdruß gemacht, und täglich mit noch größerm drohoten. In Afrika hingegen waren sie für sich allein Meister, und schienen auch durch das Meer gegen die Römer besser gesichert zu seyn. Doch hätten sie vielleicht nicht daran gedacht, wenn ihnen die Römer nicht selbst Anlaß, und allen Vorschub zu dieser Unternehmung gegeben hätten.

Aetius und Bonifacius hatten an dem Hofe des jüngern Valentinian, eines Sohnes der Placidia und des Constantius, der nach dem Tode seines Oheims, des Kaisers Honorius, den Thron bestiegen, das meiste zu sagen. Beyde waren ihres Postens würdig, wenn sie nur auch unter sich in guter Freundschaft zu leben gewußt, und ihren Rachgier nicht das allgemeine Beste aufgeopfert hätten. Aetius suchte, um das Heft allein in Händen zu haben, den Bonifacius, der eben Statthalter in Afrika war, bey Valentinians Mutter, der Placidia, in Verdacht zu bringen, als wenn er gefährliche Absichten gegen den Hof hegte; man solle, sagte er, die Probe machen, den Bonifacius nach Hof berufen, er würde gewiß nicht erscheinen. Unter der Hand aber suchte er den Bonifacius auf gleiche Art gegen den Hof aufzubringen, und bekräftigte sein Vorbringen damit, daß er bald nach Hof würde gerufen

werden,

werden, wo alles zu seinem Untergange vorbereitet sey. Bonifacius mußte sich nicht in diese Neuigkeiten zu finden. Allein, der bald darauf angekommene Befehl vom Hof machte, daß er alles vollkommen glaubte, was ihm Aetius gemeldet. Er weigerte sich zu kommen, und seine Weigerung bestärkte auch den Hof in dem gegen ihn gefaßten Wahne, der nun durch Gewalt den Bonifacius zu stürzen suchte; dieser hingegen rief die Vandalen aus Spanien zu Hilfe. Sie kamen, und brachten ganz Afrika ohne Widerstand unter sich. Bonifacius und der Hof merkten endlich den Betrug; allein es war zu spät. Die Feinde hatten schon alles, ausser den Städten Carthago und Hippon, in ihrer Gewalt. In Hippon war eben der gelehrte und berühmte Kirchenvater Augustinus Bischof, als die Stadt belagert wurde. Er starb aber noch vor der Übergabe, und erlebte die Verwüstung der Afrikanischen Kirche nicht, an die er so viele Mühe gewendet hatte. Genserich war der König, welcher diese Unternehmung ausgeführet, einer der größten Helden, die die ausgewanderten Deutschen Völker hervor gebracht haben.

Eilftes Kapitel.

Unternehmungen des Attila gegen das Abendländische Kaiserthum. Neue Eroberung der Stadt Rom durch die Vandalen. Gänzlicher Untergang des Römischen Reichs in dem Occident.

In Spanien breiteten sich die Sueven und Alanen, nach dem Ausmarsche der Vandalen, um so weiter aus, so wie die Gothen in Gallien ihre bereits gemachten Eroberungen unter ihrem Könige Theodemir ebenfalls ausdehnten. Diese neuen Reiche waren noch nicht genug befestiget, als ein plötzlicher Sturm ihnen so wohl, als denjenigen, was noch von dem Römischen Reiche übrig war, den gänzlichen Untergang drohte. Dieser kam von eben der Seite her, wie jener, wodurch die bisherigen großen Bewegungen sind veranlasset worden. Die Ankunft der Hunnen in den Gegenden diesseits des Dons hatte den Einfall der Gothen in das Römische Reich nach sich gezogen, der Gothische aber den Vandalischen, Alanischen, Burgundischen und anderer Völker. Die Hunnen fingen nun wieder an, und zwar mit größerer Gewalt sich zu regen, als das erstemahl.

Was sie seit ihrer Ankunft in Europa für besondere Schicksale gehabt, und was diese neue Bewegung verursachet hat, läßt sich nicht genau aus den Geschichtschreibern bestimmen. Die, welche diesseits des Dons an den Ufern der Donau gewohnt, hielten

hielten sich ziemlich ruhig, und schickten den Römern oft Hilfstruppen. Daß sie nichts Großes mehr unternommen, daran scheint ihre eigene Verfassung Schuld gewesen zu seyn; indem sie unter zu viele Fürsten und Oberhäupter zertheilt gewesen. Endlich aber trat ein Held unter ihnen auf, der die ganze Nation seiner Bothmäßigkeit unterwarf, und, wenn wir einigen neuen Entdeckungen trauen dürfen, mit einem Arm Europa, mit dem andern aber Asien bis in seine entlegensten Gegenden zittern machte. Attila war es, dessen Nahme unter gesitteten und ungesitteten Völkern so berühmt geworden, daß, die ersten Helden Griechenlands ausgenommen, von wenig Menschen so viel Wunderbares und Fabelhaftes ist erzählet worden. Eben dieses aber zeigt doch allemahl so viel, daß er ein außerordentlicher Mensch gewesen. Zum Glück haben wir noch einige, obwohl verstümmelte Nachrichten von einem Römer, der an seinem Hofe als Gesandter gestanden, die das Gepräge der Wahrheit und Unparteylichkeit auf sich haben. Dieser, Priscus mit Nahmen, und der Gothische Geschichtschreiber Jornandes geben uns folgende Beschreibung von ihm: der äußern Gestalt nach war Attila kurz von Leib, von breiter Brust, großem Kopf, kleinen Augen und garstiger Farbe, so wie wir die Hunnen insgemein beschrieben gesehen, und noch wirklich einige Tartarische Stämme kennen. In diesem obgleich häßlichen Körper wohnte doch ein großer Geist.

Attila war ehrgeitzig, unternehmend; weder die Größe, noch die Schwierigkeit der Gegenstände schreckte ihn; sonst aber war er nüchtern, und liebte weder Pracht noch Uippigkeit. Die Hunnen und Gothen hatten ein ungemeines Wohlgefallen an prächtigen

tigen Reitzeugen; Attila verachtete ſolche. Bey ſeinen Gaſtmahlen wurden allen Gäſten goldene und ſilberne Geſchirre vorgeſetzet; er allein hatte hölzerne. Auf die Tafel kamen verſchiedene Gerichte; er begnügte ſich mit wenigen. Da alles luſtig war, und lachte, war er allein ernſthaft, und nicht einmahl ſein Sohn getraute ſich in ſeiner Gegenwart die Augen zu erheben. Aus dieſem letztern ſehen wir, daß ſeine Sitten mehr Aſiatiſches als Deutſches hatten, obſchon an ſeinem Hofe, nebſt der Hunniſchen Sprache, die Gothiſche und folglich die Deutſche gemein war. Doch ließ ſich ſeine Gemahlinn nicht allein öffentlich ſehen, ſondern bewirthete auch ſelbſt die Fremden. Priſcus ſelber hat einem Abendeſſen bey ihr beygewohnt, wobey ſie ihre Gäſte mit eben ſo angenehmen Diſcurſen unterhielt, als prächtig die Tafel war. Attila hatte auch Poeten an ſeinem Hofe, die die Heldenthaten ihres Herrn beſangen, und zwar ſo, daß ſie den Anweſenden, die Alters halben nicht mehr den Feldzügen beywohnen konnten, die Thränen aus den Augen lockten, den Jungen aber Vergnügen, Muth und heiſſe Begierde nach Siegen einflößten. Attila verſtand ſich eben ſo gut auf Unterhandlungen, als Krieg. Den Römern ſchickte er ſo oft Geſandte, daß ſie es zuletzt müde wurden, indem dieſe Geſandten nie mit leeren Händen fortgingen, und Attila nebſt ſeinen politiſchen Abſichten auf dieſe Art auf Unkoſten der Römer ſeine getreueſten Diener belohnte. Die ſo ſehr unter ſich verſchiedenen Völker, welche er zu regieren hatte, konnten freylich nicht anders als durch Strenge in der Ordnung erhalten werden; doch hatte er auch jenes Uibergewicht über ſie, das große Geiſter über kleine zu haben pflegen, und das ihnen eine feſter gegründete Hoheit über ſie verſchaffet, als alles

Flitter-

Flittergold und Schreckbilder, womit der Thron umgeben iſt.

Attila war an ſich ſchon zum Krieg geneigt; doch ſoll ihn das eben damahls gefundene Schwert des Mars, oder ſonſt eines Helden, noch mehr dazu angefriſcht haben. Vielleicht war dieſes eine Erfindung von ihm, um den Seinigen mehr Muth zu machen. Dieſes vermeinte Schwert iſt hernach zu den Deutſchen gekommen, wie dieſe in den mittleren Zeiten geglaubt haben. Nebſt ſeiner eigenen Nation hat Attila zuerſt die Oſtgothen, Gepiden und andre jenſeits der Donau wohnende Völker ſich unterwürfig gemacht, und den Seinigen auf ſolche Art einzuverleiben gewußt, daß ſie, ob ſie ſchon ihre eigenen Fürſten und Geſetze hatten, doch ſeine Oberherrſchaft gern erkannten, und mit ihm gemeine Sache gegen ſeine Feinde machten.

Durch dieſe unterſtützt, zwang er den Occidentaliſchen Kaiſer, ihm einen Strich Landes an der Sau abzutreten, welches ihm eine Stellung zwiſchen beyden Reichen verſchaffte, ſo daß er ſich hinwenden konnte, wo er wollte. Den Orientaliſchen Hof demüthigte er auf eine weit ſchimpflichere Art. Die Römer mußten ihm, um Frieden zu haben, verſprechen, 1) alle Hunnen, die ihre Zuflucht in die Römiſchen Länder genommen hätten, oder noch nehmen würden, auszuliefern; 2) die Römiſchen Gefangenen, ſo den Hunnen ohne Bezahlung ihres Löſegeldes entwichen würden, auf gleiche Weiſe auszuliefern, oder acht Stücke Gold für einen jeden derſelben zu bezahlen; 3) anſtatt der drey hundert und funfzig Pfund Gold in Zukunft jährlich ſieben hundert zu entrichten; 4) keinem Volke in der Welt beyzuſtehen,

wenn

wenn es von den Hunnen angegriffen würde, oder mit demselben Krieg führte. Vermöge dieses schändlichen Vergleiches lieferten die Römer so gleich einige Fürsten von dem königlichen Geblüte der Hunnen an den Attila aus, welche auf seinen Befehl, gleichwie die geringsten Sclaven, vor den Augen der Römer gekreuziget wurden, keines andern Verbrechens wegen, als weil sie ihr Vaterland verlassen hatten, um den Römern Kriegsdienste zu leisten. Doch hatte der Kaiser Marcian, der nach dem Tode des Theodosius durch die Vermählung mit dessen Schwester Pulcheria den Thron bestieg, das Herz, dem Attila sagen zu lassen, da er die jährliche Steuer foderte, daß er Gold für seine Freunde, und Stahl für seine Feinde habe.

i. J. Ch. 451.

Attila, der an solche Complimente nicht gewohnt war, wurde zwar dadurch sehr aufgebracht; doch, weil er seinen berühmten Zug nach dem Occident schon im Sinne hatte, ließ er seinen Zorn nicht heraus, in Hoffnung, daß es ihm ein Leichtes seyn werde, sich an dem Orient zu rächen, wenn er einmahl den Occident würde überwältiget haben. Des Kaisers Valentinian III. eigene Schwester, Honoria, hatte ihm einigen Anlaß zu dem letztern gegeben. Noch in ihrer Jugend überließ sie sich verschiedenen Ausschweifungen zur Schande ihres Hauses; und als man ihr Einhalt that, fand sie Wege mit dem Attila in geheime Unterhandlungen zu treten, both sich ihm als Braut an, und das Abendländische Reich als das Heurathgut; zum Zeichen der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen schickte sie ihm zugleich einen kostbaren Ring. Nichts konnte schmeichelhafter für den Attila seyn, als dieser Antrag. Was man sonst ihm zu Gefallen gethan hatte,

te, geſchah aus Furcht, vor ſeiner Macht; in dieſer Sache aber war ſeine eigene Perſon auf eine ganz beſondere Art intereſſirt. Zu dem Zuge nach dem Occident munterten ihn noch der Vandaliſche König Genſerich, und ein Fränkiſcher Fürſt auf; jener, weil er ſich zu dem Viſigothiſchen Könige Theodorich, dem er ſeine Tochter zurück geſchickt hatte, die mit ſeinem Sohne Hunerich vermählt geweſen, nichts Gutes verſah; dieſer aber, um gegen ſeinen eigenen Bruder, der ſich zu den Römern geflüchtet hatte, Hilfe zu haben. Attila brauchte die Politik gegen die Römiſchen Geſandten, die Valentinian abgeſendet hatte, um ihn zu beſänftigen, daß er ſich dem Anſcheine nach zufrieden ſtellte, und vorgab, ſeine Abſichten wären nur gegen die Viſigothen gerichtet; dieſen hingegen meldete er, daß er nur als Feind der Römer kömme. Sein Zug ging durch Deutſchland, mehr um ſich zu verſtärken, als Eroberungen darin zu machen. Auf dieſe Art ſind mehrere Deutſche Völker, unter andern ein Theil der Thüringer, Bructerer, der Franken, Markmännen, Sueven, Quaden und Heruler zu ihm geſtoßen, die mit ihm auf der Ebene von Chalons gegen die Römer gefochten haben.

Bey ſeiner Ankunft in Gallien öffneten ihm einige Städte die Thore, weil er vorgab, daß er nur den Durchzug zu nehmen, und eigentlich nur die Gothen anzugreiffen Willens ſey. Weil ſie aber durch ſeine Leute nicht anders als feindlich behandelt wurden, ſchloßen die andern ihre Thore vor ihm zu. Hierauf zog er die Larve ab, belagerte Tongres, Trier, Straßburg, Speyer, Worms, Mainz, eroberte dieſelben mit Sturm, und plünderte ſie. Alle ſeine

ſeine Feldzüge geben an den Tag, daß er ſich beſſer auf das Einnehmen der Städte verſtanden, als einer der barbariſchen Heerführer, die vor ihm das Römiſche Reich angefallen haben. Indeſſen hatte der Römiſche Feldherr Aetius ſo viel Mannſchaft zuſammen gezogen, als er konnte; und die Viſigothen, denen es noch mehr als den Römern darum zu thun war die Hunnen aus Gallien zu ſchaffen, hatten ſich nebſt einem Theile der Burgunder, Franken und Alanen mit ihm vereiniget. Mit dieſen rückte er dem Attila entgegen, und in der Ebene von Chalons kam es zu einem der blutigſten Treffen, von dem die Geſchichte Meldung thut. Beyde Theile fochten mit gleicher Tapferkeit und Hartnäckigkeit, bis endlich die Nacht die erhitzten Streiter trennete. Des andern Tages hielt ſich Attila ruhig in ſeinem Lager, und zog ſich endlich gar über den Rhein zurück. Vermöge dieſes Rückzuges hielten ſich ſeine Gegner berechtiget, ſich den Sieg beyzulegen. Ihr Mißtrauen gegen einander aber war viel zu groß, als daß ſie ſich denſelben hätten zu Nutz machen ſollen. Aetius rieth ſelbſt dem Gothiſchen Prinzen Thorismund, deſſen Vater Theodorich in dem Treffen geblieben war, mit ſeinen Leuten nach Hauſe zu kehren, damit ſich nicht etwa einer ſeiner Brüder der Schätze ſeines Vaters und des Thrones bemächtigen möchte. Daher glaubte man durchgehends, er habe beſorget, durch die gänzliche Aufreibung der Hunnen dürften die Gothen zu mächtig und übermüthig werden.

Attila war ſo wenig durch den vorigen Feldzug niedergeſchlagen, daß er vielmehr das nächſte Jahr auf Italien ſelbſt losging, und daſſelbe wie ein reiſſender Strom überſchwemmte. Die Stadt Aquileja in Venetien hielt eine dreymonathliche Belagerung aus,

aus, und wurde dafür nach ihrer Einnahme gänzlich zerstöret. Die Städte Trevigio, Verona, Mantua, Cremona, Bresçia und Bergamo erfuhren ein gleiches Schicksal. Die äußerst bestürzten Italiener wußten kein anders Zufluchtsmittel, als daß sie eine Gesandtschaft an ihn schickten (wozu unter andern auch der Papst Leo gebraucht wurde), und durch Vorstellungen, Versprechen und gute Worte ihn von fernern Verwüstungen abzuhalten suchten. Attila war eben im Begriffe nach Rom zu ziehen, ob ihn schon die Seinigen, welche sich nach gemachter genugsamen Beute nach Hause sehnten, auf alle Weise und unter andern auch durch das Beyspiel des Alarich davon abwendig zu machen suchten, der wenige Zeit mehr gelebt hätte, nachdem er sich an Rom vergriffen. Als auch Hunger und Krankheiten bey dem Heere einrissen, gab er endlich den Gesandten geneigtes Gehör, machte einen Stillstand, und ging zurück, mit Bedrohen, den Italienern künftig noch schärfer zuzusetzen, wenn sie ihm die Honoria nebst dem ihr zugehörigen Antheile der kaiserlichen Schätze nicht auslieferten. Sein im nächsten Jahre erfolgter Tod befreyte Italien und das übrige Europa von neuen Verwüstungen, und das von ihm gestiftete Reich ging mit ihm wieder unter; indem seine Söhne die Geistesgaben nicht hatten, die zur Beherrschung so vieler Nationen erfodert wurden. Die Vornehmsten der unter ihm vereinigten Völker, als die Ostgothen, Gepiden, Heruler und andere setzten sich in Freyheit, und jedes suchte nun seine Sache für sich zu behaupten, und Eroberungen zu machen. J. C. 453.

Uibrigens neigte sich das von dem Attila erschütterte, aber nicht gänzlich zu Grunde gerichtete Römische Reich nach desselben Tode gleichsam von

ſelbſt zu ſeinem Falle. Der Kaiſer Valentinian ermordete den Aetius, der noch die einzige Stütze des Reichs war, mit eigener Hand, weil ihm ſein Verſchnittener Heraclius einen Verdacht gegen ſelben beygebracht; Valentinianus wurde aber gleichfalls
J. Ch. 455. auf Anſtiften des Petronius Maximus ermordet; worauf ſich letzterer zum Kaiſer ausrufen ließ, und, als ſeine Gemahlinn nicht lange hernach ſtarb, des Valentinian hinterlaſſene Wittwe Eudoxia nöthigte, ſich mit ihm zu vermählen. Eudoxia war ſo ſehr entrüſtet, den Mörder ihres Mannes zum Gemahle zu haben, daß ſie den Vandaliſchen König Genſerich um Hilfe und Rache aus Afrika herbey rief. Genſerich kam mit einer großen Flotte, und ſetzte Rom in eine neue Beſtürzung. Maximus war einer der erſten, der ſich durch die Flucht retten wollte; worüber der Pöbel ſo ſehr ergrimmte, daß er ihn mit Steinen verfolgte, ein Soldat aber mit einem Dolche danieder ſtieß. Drey Tage nach dem Tode des Maximus zog Genſerich ohne Widerſtand in Rom ein, und plünderte die Stadt vierzehn Tage lang nach Gefallen. Was noch von den Gothen übrig gelaſſen war, fiel den Vandalen in die Hände. So gar die Dächer von Erz wurden nicht geſchonet, und unter andern das halbe Dach des Tempels des Jupiter Capitolinus abgedeckt, und hinweg geführt. Ein ganzes Schiff mit Statuen ſcheiterte unterwegs. Die ſo ſorgfältig von den alten Römern aufbewahrten Zeichen ihrer Triumphe, wenn ſie einen auch nur geringen Werth hatten, oder fortgeſchleppt werden konnten, gingen gleichfalls verloren. Beſonders ſind unter den letztern die Gefäße merkwürdig, die der Kaiſer Titus ehemals aus dem Tempel zu Jeruſalem mit ſich genommen hatte, und die jetzt nach Carthago wandern mußten. Carthago ward alſo an den Römern

mern gerächet, und was das wunderbarste dabey ist, durch Leute, die von dem Baltischen Meere herkamen.

Die Römer verrichteten nach dieser wiederholten Plünderung von Rom nichts Erhebliches mehr, als daß sie einen Kaiser nach dem andern wählten, und wieder abdankten, gleich einem Kranken, der Aerzte und Arzney ändert, ohne sich deßwegen besser zu befinden. Seit dem Tode des Kaisers Valentinian III. trugen ihrer neune auf solche Art den schon abgewürdigten Nahmen der Römischen Kaiser, bis sich endlich Odoacer, ein Anführer der Heruler, Italien unterwarf, und dem Abendländischen Kaiserthum ein Ende machte. Odoacer ist keiner von denen Eroberern, die ein Land mit einem Heere überziehen, und sich durch das Schwert als ein Eigenthum erwerben; sondern mit ihm ist nur vorgegangen, was Synesius schon lange vorgesaget (wie wir an seinem Orte gehöret), und Gaines im Orient vorhatte, und was die Türken in den folgenden Zeiten mit den Babylonischen Califen ins Werk gesetzt haben. Er diente den Römern mit einem ansehnlichen Heere Deutscher Truppen, die meistens aus Herulern bestanden. Er selbst war ganz arm nach Italien gekommen, und hatte in Römischen Diensten sein Glück gemacht. Da die Kaiser in solche Unmacht verfielen, daß in ihnen nichts mehr als der Name übrig war: machte er sich durch Hilfe des unter ihm stehenden Corps zum Herrn von Italien, und ließ den Romulus, der als der letzte in dem Occident den kaiserlichen Titel führte, gefangen nehmen, und in einem Schlosse in Campanien gefänglich bewachen. i. J. Ch. 476.

Odoacer, ob er gleich Herr von Italien war, nahm den kaiſerlichen Titel nicht an, ſondern nur den Titel eines Königs von Italien. Sonſt war er ein Mann, der des Thrones würdig war, in ſo weit es einer von ſeiner Herkunft ſeyn konnte. Den Römern ließ er ihre Geſetze und Religion, ob er ſchon für ſich ein Arianer war; ſein Reich aber erweiterte er durch die Eroberung von Sicilien, und breitete es von Seiten Deutſchlands bis an die Donau aus. Mit dem Orientaliſchen Hofe ſuchte er allezeit ein gutes Vernehmen beyzubehalten, und ſchickte zu dieſem Ende Geſandte dahin. Dieß alles aber hinderte nicht, daß er nicht dem Oſtgothiſchen Prinzen Theodorich nach einer dreyzehnjährigen Regierung Platz machen mußte. Theodorich zog mit Gutheiſſen des
J. Ch. Kaiſers Zeno nach Italien, überwand den Odoacer
489. dreymahl, und belagerte ihn in Ravenna, wo er ſich drey Jahre lang ungemein ſtandhaft vertheidigte, zuletzt aber an den Theodorich ſich ergeben mußte. Der Accord ward gemacht den 27. Februar 493. Theodorich hielt ſeinen Einzug in Ravenna den 5. März, und ermordete den Odoacer einige Tage hernach mit eigener Hand, ob er ihm ſchon eidlich verſprochen hatte, ihm das Leben zu laſſen.

Bey dieſer allgemeinen Zerrüttung fanden auch die Franken Gelegenheit ſich einen Theil des Römiſchen Reiches zuzueignen, wie wir noch hören werden.

Zwölf-

Zwölftes Kapitel.

Sitten und Charakter der Deutſchen in ihren neuen Wohnungen. Staatsverfaſſung. Lehns-Syſtem. Gerichtsverfaſſung. Betragen gegen die alten Unterthanen. Glück und Unglück.

Dieſe Völker waren nun auf einmahl gleichſam in eine neue Welt verſetzt. Andere Sitten, andere Sprache, andere Begriffe, andere Geſetze, andere Kleidung, andere Lebensart, kurz, alles trafen ſie anders an, als es bey ihnen geweſen. In ſolchen Umſtänden ſieht man einander an, wundert ſich über einander, verachtet ſich, und nähert ſich einander, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Da jeder Theil etwas von dem Seinigen verliert, kommt zuletzt ein dritter Charakter zum Vorſchein, der keinem von beyden vollkommen ähnlich iſt. Obſchon dieſes der ordentliche Lauf der Dinge iſt; ſo konnte es ſich doch, in Anſehung der Deutſchen Völker, nicht ſo geſchwind, als in andern Fällen zutragen, indem der Abſtand beyderſeits zu groß war. Die Barbaren machten auch mitten in den eroberten Ländern gleichſam eine Republik für ſich aus, und die Römer ebenfalls. Jede hatte ihre eigenen Geſetze, Sitten und Gebräuche, nur daß die letzte unter den Befehlen der erſten ſtand, und es ſich gefallen laſſen mußte, was man mit ihr anfing.

In der That war es eine der größten Veränderungen, die ſich jemahls zugetragen haben, daß Leute, denen nichts verächtlicher war als ein Bar-

bar, ſetzt ihnen nicht allein unterthänig ſeyn, ſondern ſich auch geſetzmäßig von ihnen taxiren und öffentlich, als um die Hälfte geringhaltiger als ein Barbar, anſchlagen laſſen mußten, wie wir noch hören werden. Aber nicht nur allein deßwegen hüteten ſich die nun mitten in den Römiſchen Provinzen ſeßhaft gewordenen Deutſchen vor einem genauern Umgange mit den alten Unterthanen oder den Römern, wie man ſie nannte, weil ſie ſich zu gut zu ſeyn glaubten; ſondern auch, damit ihre Sitten nicht verderbet würden. „Noch immer, ſagt Salvian von „Maſſilien, ſind wir unter den ſchamhaften Barba„ren unverſchämt. Ich ſage noch mehr, die Bar„baren ärgern ſich an unſern Unreinigkeiten. Die „Gothen dulden keinen Hurer unter ſich. Den Rö„mern allein erlauben ſie, vermöge ihres Nah„men und ihrer Nation, unkeuſch zu ſeyn. Und „was ſollen wir von Gott hoffen? Wir lieben „die Unreinigkeit, die Gothen verabſcheuen ſie; wir „meiden die Keuſchheit, die Gothen lieben ſie. — „Ich frage nun jene, die ſich einbilden, wir wären „beſſer als die Barbaren; ſie ſollen ausſagen, was „von dieſem nur die wenigſten unter den Gothen, „und was nicht die Römer alle, oder doch faſt „alle thun“ d). Eben dieſer Salvian wußte die Wege der Vorſicht bey der Zerſtörung des Römiſchen Reichs auf keine andere Weiſe zu rechtfertigen, als daß er ſeinen Landsleuten öffentlich unter das Geſicht ſagte

d) Inter pudicos barbaros impudici ſumus. Plus adhuc dico, offenduntur barbari ipſi impuritatibus noſtris. Eſſe inter Gothos non licet ſcortatorem Gothum, ſoli inter eos praeiudicio nationis ac nominis permittuntur impuri eſſe Romani. Et quae nobis rogo ſpes ante Deum eſſe? Impudicitiam non

ſagte, die Barbaren wären lange nicht ſo laſterhaft, als ſie; und wenn auch die erſten einige Laſter an ſich hätten, wären ihnen dieſe nicht ſo anzurechnen, wie den Römern. " Die Sachſen ſind wild, ſagt er „ an einem andern Ort e), die Franken treulos, die „ Gepiden unmenſchlich, die Hunnen unkeuſch; alle „ Barbaren haben Laſter an ſich. Sind aber ihre „ Laſter ſo ſündhaft als die unſrigen? Verdienet „ wohl die Unkeuſchheit eines Hunnen, die Treulo„ ſigkeit eines Franken, die Trunkenheit eines Ale„ manniers, die Raubſucht eines Alanen eben ſolche „ Ahndung, als jene eines Chriſten? Wenn ein Hun„ ne, ein Gepide betriegt, was Wunder, da er das „ Strafwürdige davon gar nicht einſieht? Wenn der „ Franke falſch ſchwört, was neues thäte er, da er „ den Meineid nicht anders, als eine gemeine Rede „ an-

nos diligimus, Gothi execrantur, puritatem nos fugimus, illi amant. — Hic nunc illos requiro, qui meliores nos putant esse, quam barbaros. Dicant, quid horum vel pauciſſimi Gothi faciunt, vel quid horum non Romani omnes vel paene omnes. SALVIANVS. *L. VII. de Providentia Dei.* p. 156-57.

e) Gens Saxonum fera eſt, Francorum infidelis, Gepidarum inhumana, Hunnorum impudica; omnium denique gentium barbararum vita vitioſitas. Sed nunquid eundem reatum habent illorum vitia quam noſtra? Nunquid tam criminoſa eſt Hunnorum impudicitia quam noſtra? Nunquid tam accuſabilis Francorum perfidia quam noſtra? Aut tam reprehenſibilis ebrietas Alemanni, quam Chriſtiani? Aut tam damnabilis rapacitas Alani, quam Chriſtiani? Si fallat Hunnus vel Gepida, quid mirum eſt, qui culpam penitus falſitatis ignorat? Si peieret Francus, quid novi faceret; qui periurium ipſum ſermonis genus eſſe putat, non criminis. Et quid hoc mirum, ſi hoc barbari ita credant, qui legem et Deum neſciunt. SALVIAN. *L. IV. de Providentia Dei.* c. 14. p. 87.

„ anſieht? Und was iſt es Wunder, wenn die Bar„ baren ſo glauben, die weder Gott noch ein Geſetz „ kennen?

Weil es gleichſam eine Schande war, ein Römer zu ſeyn, ſo behielten ſie ihre Kleidung, um auch durch das Aeußerliche von ihnen unterſchieden zu ſeyn. Der Oſtgothiſche König Theodorich macht hier vielleicht allein eine Ausnahme; indem dieſer, an dem Orientaliſchen kaiſerlichen Hof erzogene Prinz, um ſich bey eben dieſem Hofe beliebt zu machen, die Römiſche Kleidung anlegte, und ſeinem Volke eben dieß befahl. Auch ihre Sprache behielten ſie, wenigſtens unter ſich, bey. Bey den Franken blieb die Deutſche Sprache die Hofſprache bis unter den Karolingern. Dieſelbe aber allgemein zu machen, fanden ſich unüberſteigliche Schwierigkeiten. Man ließ den alten Unterthanen die chriſtliche Religion mit ihrer Liturgie und allem übrigen, wie ſie ſelbe ausgeübet hatten; und eben dadurch wurde die Lateiniſche Sprache ſtillſchweigend auch durch die Geſetze beſtätigt. Da ſie ſelbſt anfingen, ſich zu eben dieſer Religion zu bekennen; ſo war es theils unmöglich den Gottesdienſt in ihrer Sprache zu halten, weil, die Gothen ausgenommen, die übrigen dieſelbe nicht ſchreiben konnten; theils auch weil ſie viel zu arm an Worten war, um die Geheimniſſe der Religion und die Kirchengebräuche damit zu bezeichnen; und es auch überhaupt für unanſtändig gehalten wurde, eine andere Sprache dazu zu gebrauchen, als bisher geſchehen war. Von denen Deutſchen Nationen, welche die Lehre des Arius angenommen haben, wiſſen wir gar nichts, ob und was ſie für Liturgien gehabt; nur, daß die Ueberſetzung der Evangelien, die der Gothiſche Biſchof Ulphilas veranſtaltet hat, zu uns gekommen

men iſt. So viel iſt aber gewiß, daß auch dieſe den alten Inwohnern ihre Religion gelaſſen haben, mit der zugleich die Lateiniſche Sprache um ſo tiefer eingewurzelt iſt.

Ihre Sprache konnte auch deßwegen nicht ſo leicht die Oberhand gewinnen, weil ihnen die alten Inwohner an der Zahl weit überlegen, und nicht leicht dahin zu bringen waren, ihre ſanftern und gelindern Töne mit den rauhen Hauchen der Deutſchen zu vertwechſeln. Wir dürfen uns nicht einbilden, daß wir noch eben die Ausſprache haben, welche unſere Vorältern gehabt, indem gewiß die Hälfte davon durch die eingeführten Buchſtaben und das Schreiben verloren gegangen iſt. In was für einer Verlegenheit man oft möge geweſen ſeyn, ſolche Deutſche Laute durch Buchſtaben auszudrücken, kann uns der einzige Nahme des Fränkiſchen Königs Klodwig lehren. Bald ſchrieb man Hludwig, bald Clodwig, bald Lodoin, Klodowech; und noch auf andere Art. Daß jeder Schriftſteller die gewöhnliche Ausſprache habe ausdrücken wollen, daran iſt gar nicht zu zweifeln. Und eben daher, weil man ſie nicht ſchreiben konnte, war ſie auch noch ganz unregelmäßig, und um ſo ſchwerer zu erlernen, ſo daß es für was außerordentliches gehalten wurde, wenn ein Römer Deutſch lernte; welches ſelten und nur von denen geſchah, welche bey Hof ihr Glück machen wollten.

Es iſt demnach kein Wunder, daß vielmehr die Deutſchen nach und nach das Latein, wenigſtens wie es damahls geredet ward, lernten; beſonders da ſie anfingen, nach Kirchenämtern zu ſtreben. Man hätte glauben ſollen, ſie würden mit der Sprache auch

das

dasjenige ſich eigen machen, was von Wiſſenſchaften und Künſten noch übrig war; indem das Wahre und Schöne nach und nach die Herrſchaft auch über die roheſten Gemüther gewinnt, wenn ſie nur einiger Maßen zubereitet ſind es zu fühlen, und der gute Geſchmack noch Kenner und Verehrer genug hat, um ſich mitten in den Barbarey, wenigſtens noch eine Zeit lang, zu erhalten. An beyden Stücken fehlte es bey dem Eintritte der Barbaren in das Römiſche Reich. Der damahls in Gallien lebende, gelehrte Biſchof, Sidonius Apollinaris, ſagt von den Deutſchen: ihre Gefühle wären ſo ſteif, als ihre Körper. Glücklich, ſchreibt eben dieſer an ſeinen Freund Catullinus, glücklich ſind deine Augen, und Ohren, glücklich deine Naſe ſo gar, da dir nicht ein mit Zwiebeln und Knoblauch gefüllter Burgunder in aller Frühe zehen Trachten anrichtet f). Dieſes alles ſagt ein Mann, in deſſen Schriften der geſuchte und tändelnde Witz aller Orten hervor ſticht, und der ſelbſt ein lebendiger Zeug von dem bereits geſunkenen guten Geſchmacke iſt.

Die Wiſſenſchaften waren überhaupt ſo ſehr in Verfall gekommen, daß bereits Claudius Mamertus, ein gelehrter Gallier, der um die Hälfte des fünften Jahrhunderts gelebt, ihnen ihre Grabſchrift zu verfertigen dachte. Es iſt höchſt merkwürdig, was Ammian Marcellin von der Stadt Rom ſelbſt ſagt, noch ehe an die Eroberung derſelben gedacht wurde: "Sie „ (die Römer) ſcheuen die Gelehrten, als Leute „ von übler Vorbedeutung, und die den Staate un„ nütz ſeyen. Hingegen denen, welche die Kunſt „ zu ſpielen vollkommen verſtehen, oder alle Kleinig„ keiten des Circus, und der Kutſcher (aurigarum) oder

f) *Carm. XII. ed Catullin.* p. 351. v. 11.

„ oder andere Stadtneuigkeiten wiſſen, verſtatten
„ ſie den freyen Zutritt. In den wenigen Häuſern,
„ ſagt er ferner, wo man zuvor noch einige Ach-
„ tung für die Wiſſenſchaften hatte, hört man jetzt
„ nichts als Saiten-Inſtrumente. Anſtatt des Welt-
„ weiſen wird der Sänger herbey gerufen, anſtatt des
„ Redners der Lehrer der Theatral-Künſte. Und nach-
„ dem man die Bibliotheken auf ewig gleich den
„ Gräbern der Todten geſchloſſen hat, wird nun an
„ nichts, als an Waſſerorgeln, an Lauten ſo groß als
„ Wägen, an Flöten, und anderen zur Pantomime
„ gehörigen Werkzeugen gearbeitet. Zuletzt iſt man
„ ſo weit in die Niederträchtigkeit herab geſunken,
„ daß, da noch nicht lange die Fremden aus Be-
„ ſorgniß einer Hungersnoth aus der Stadt geſchaf-
„ fet wurden, man die Lehrer der Wiſſenſchaften,
„ ohne ihnen nur Zeit zu laſſen Athem zu holen,
„ vertrieben hat; da man hingegen alle Komödian-
„ ten, und die ſich nur anſtellten es zu ſeyn, zurück
„ behalten, und dabey noch drey tauſend Tänzerin-
„ nen mit ſo vielen Tänzern, und den Chören in der
„ Stadt gelaſſen hat, ohne ihrer die geringſte Mel-
„ zu thun“ g). Alles dieſes war die Folge des äußer-

g) Homines eruditos et ſobrios vt infauſtos et inutiles vitant, . . . is adhibetur, qui pro domibus excubat, aurigarum, aut artem teſſerariam profitetur, aut ſecretiora quaedam ſe noſſe confingit . . . Paucae domus ſtudiorum ferlis cultibus antea celebratae, nunc ludibriis ignauiae torpentes exundant, perflabili ſono vocali tinnitu fidium reſultantes. Denique pro Philoſopho Cantor, et in locum Oratoris doctor artium ludicrarum accitur: et *bibliothecis ſepulchrorum ritu in perpetuum clauſis* organa fabricantur hydraulica, et lyrae ad ſpeciem carpentorum ingentes, tibiaeque et hiſtrionici geſtus inſtrumenta non leuia. Poſtremo eo indignitatis

äußerſten Luxus, der gerade das Gegentheil wirkt, als der nähmliche Luxus, wenn er in gewiſſen Schranken gehalten wird.

Mit den Künſten hatte es eben dieſelbe Beſchaffenheit. Dioeletian und Conſtantin waren die letzten, welche öffentliche Gebäude aufgeführet, in denen zwar Stärke und Dauerhaftigkeit angebracht, der Plan hingegen um ſo ärmer, und die Ausführung eben ſo armſelig war. Mit den andern Künſten ſah es eher ſchlimmer als beſſer aus. So arm die Römer an großen Thaten waren, als das Reich ſich dem Verfalle näherte: ſo großes Verlangen trugen ſie nach Statuen. Anſtatt aber daß die Alten die Zierde derſelben von der Hand des Meiſters erwarteten, ſetzte man ſelbige in den neuern Zeiten in die Materie; und da nicht alle ſo reich waren ſich Statuen aus Gold machen zu laſſen, ließen ſie ſie doch mit Goldblech überziehen h), welches den bald dazwiſchen gekommenen Barbaren eben recht war, und die vermeinte Ewigkeit, die man dadurch erhaſchen wollte, in der Geburt erſtickte.

Nebſt

tatis eſt ventum, vt, quum peregrini ob formidatam haud ita dudum alimentorum inopiam pellerentur ab vrbe praecipites; ſectatoribus diſciplinarum liberalium impendio paucis ſine reſpiratione vlla extruſis, tenerentur mimarum affectae viri, quive id ſimularunt ad tempus, et tria millia ſaltatricum ne interpellata quidem cum choris totidemque remanerent magiſtris. AMMIAN. MARCELLIN. L. 14. c. 6.

h) Ex his (Romanis) quidam aeternitati ſe commendari poſſe per ſtatuas aeſtimantes, eas ardenter affectant, . . . easque auro curant imbracteari. AMMIAN. MARCELL. L. 14. c. 6.

Nebſt dem zu ſtark überhand genommenen Luxus war noch ein anders Uibel, das ſich nur von weiten zeigte, auch der Hauptſtadt ſchädlich. Rom mußte in den alten und neuen Zeiten ſeine Künſtler von den Provinzen entlehnen. Die Römer waren durch die Freygebigkeit der Kaiſer ſo ſehr von anhaltenden Arbeiten, durch welche ſich allein der große Künſtler bildet, entwöhnet, daß ſie ſich zu dem Müßiggange privilegirt hielten. Die Provinzen hingegen waren durch die ſtarken Einfälle der Barbaren, und die großen Auflagen, wodurch ihnen vollends das Mark aus den Beinen geſogen ward, ſo ſehr entvölkert, und ſo arm geworden, daß es nicht möglich war große Künſtler hervor zu bringen. Wo nicht Menſchen im Uiberfluſſe ſind, da behilft man ſich mit den nöthigſten Arbeiten; und wo nichts mit Kunſtarbeiten gewonnen wird, da vergeht auch alle Neigung dazu.

Rom würde allem Anſcheine nach, wenn auch die Barbaren das Reich nicht zerſtöret hätten, in die Barbarey gefallen ſeyn; letztere machten nur, daß es deſto geſchwinder geſchah. Da der falſche Geſchmack bereits ſchon ſtark überhand genommen hatte, ſo kann man es ihnen gewiß nicht übel nehmen, daß ſie ſich nicht bis zum guten empor geſchwungen haben. Beſonders geſchieht den Gothen unrecht, wenn man ihnen die Verderbung des Geſchmackes zur Laſt legen will, oder den falſchen Geſchmack nach ihrem Nahmen benennt. Wir haben Zeugniſſe vor uns, die keinem Zweifel unterworfen ſind, daß der Oſtgothiſche König, Theodorich, Wiſſenſchaften und Künſte unterſtützet hat, ob er ſchon eben nicht haben wollte, daß ſein eigenes Volk ſich damit abgeben ſollte. Von dem Viſigothiſchen Kö-

nige Theodorich II. ſagt Sidonius Apollinaris, daß man an ſeinem Hofe, und beſonders an ſeiner Tafel, Griechiſche Zierlichkeit, den Gallicaniſchen Uiberfluß, die Italieniſche Geſchwindigkeit, öffentlichen Pracht, Privatfleiß, und königliche Ordnung antreffe i).

Eben ſo ungegründet iſt der Vorwurf wegen der Baukunſt, in der die Gothen einen neuen Geſchmack ſollen eingeführt haben, den man den Gothiſchen nennt. Wir haben wenige, oder gar keine Gebäude von ihnen. Dasjenige, was man außer Italien Gothiſche Bauart nennt, ſtammt vielmehr von den Arabern her, von denen man in dem neunten, zehnten und folgenden Jahrhunderten vieles, ſo gar in den Wiſſenſchaften, geborgt hat. Der einzige Oſtgothiſche König, Theodorich, hat nicht allein die zerfallenen Gebäude und Mauern verſchiedener Italieniſchen Städte wieder aufrichten laſſen, ſondern auch einige Gebäude zu Ravenna aufgeführt k). Zu dieſen aber, in was für einem Geſchmacke ſie nun auch ſeyn mögen, brauchte er keine Gothen zu Baumeiſtern, ſondern Römiſche Künſtler, ſo gut er ſie haben konnte; wie wir aus mehrern Briefen des berühmten Caſſiodor ſehen. Die Schuld war alſo nicht auf ſeiner Seite, wenn ſie nicht zum beſten ausgefallen ſind.

Die

i) Videas ibi elegantiam graecam, abundantiam Gallicanam, celeritatem Italam, publicam pompam, priuatam diligentiam, regiam diſciplinam. SIDON. APOLL. *Epiſt.* L. 1. *Epiſt.* 2. p. 5.

k) Was es für Gebäude geweſen, und was Theodorich überhaupt zur Verſchönerung der Stadt beygetragen, kann man bey dem RVBEVS *Hiſt. Ravenn. L.* 2. nachleſen. Obſchon einige ſeiner Werke von einigen Neuen in Zweifel gezogen werden.

Die bereits herrschende christliche Religion rettete noch die wenigen Uiberbleibsel der Wissenschaften und Künste. Die Beredsamkeit, die auf den Gerichtsplätzen erstummte, ging auf die Kirchenkanzeln über. Ein Theil der Poesie so gar wurde in der christlichen Kirche als einem Zufluchtsorte aufgenommen. Prudentius und Ambrosius verfertigten Hymnen, worin die Geheimnisse der christlichen Religion ausgedrückt waren; und eben dadurch sind auch noch manche Stücke der alten Theatral-Musik gerettet worden, indem zu den neu verfertigten Hymnen vermuthlich die schon vorhandenen Melodien sind gebraucht worden. In wie weit sich die alte Architectur und die Musiv-Arbeiten bey den neu aufgeführten Kirchengebäuden erhalten, kann man beym Ciampini nachsehen 1).

Ihre Staatsverfassung änderte sich nach und nach, wie ihr Charakter. Bey Nationen, die ohne ein fest gesetztes Staats-System leben, kommt es allemahl viel auf die persönlichen Eigenschaften des Regenten an. Nachdem diese groß oder klein sind, wird er auch das Volk viel oder weniger lenken können. Da aber ihre ersten Könige in den neuen Besitzungen lauter Eroberer waren, die die Anschläge von mehrern Jahrhunderten ausgeführet haben: so war es ihnen ein Leichtes, bey einem durch sie glücklich gemachten Volke alles nach ihrem Willen einzurichten, zumahl anfangs, da ihre Staaten noch sehr schwankten, es die Noth erfoderte, daß sich das Volk genau an seinen König hielt. Den Söhnen, in denen man das Andenken der Väter verehrte, war

1) *Veter. monument. P. I. c. I.*

war es eben so leicht, dasjenige fortzusetzen, woran man schon gewohnt war. Es scheint, die Könige haben auf dem Römischen Boden so gleich auch die Grundsätze der Römischen Regierung angenommen, so wie das Volk nach und nach seinen kriegerischen Geist, und mit diesem den Hang zur Freyheit verloren hat. Hin und wieder gab es doch auch Unruhen zwischen den Königen und dem Volke, da sich die erstern zu viel Gewalt heraus nahmen. In Afrika wäre es bald zu Thätlichkeiten gekommen, als der Vandalische König, Genserich, anfing ganz willkührlich zu regieren. Genserich wußte aber den Mißvergnügten zuvor zu kommen, und schaffte sie aus dem Wege, ehe sie ihm schaden konnten.

Dessen ungeachtet behielt das Volk seinen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt; und die Könige mußten noch lange Zeit das Volk fragen, wenn sie Krieg anfangen oder neue Gesetze machen wollten, wie man besonders aus der Fränkischen Geschichte wahrnimmt. Die Deutschen führten nicht Krieg für ihre Könige, sondern für sich selbst. Diese Anmerkung muß zum Grunde gelegt werden, wenn wir uns von ihrer ersten Einrichtung einen Begriff machen wollen. Eben hierin äußert sich ein himmelweiter Unterschied zwischen den unsrigen, und den damahligen Zeiten. Wenn der Feldzug glücklich ausgefallen war, so theilte man sich in die eroberten Länder, Schätze und Sclaven, die nun auch bey den Deutschen anfingen einen höhern Werth zu bekommen, da die Grundstücke bey ihnen in größere Achtung kamen. Der Unterschied lag nur darin, daß die Könige einen weit ansehnlichern Theil bekamen, als jeder von dem Volk ins besondere.

Den

Den Theil, der auf jeden fiel, bekam er nicht in der Absicht, um Kriegsdienste dafür zu thun; denn dieß wäre eben so viel gewesen, als den Wolf zum Raube miethen. Diejenigen irren sich also sehr, die in dieser ersten Theilung den Ursprung des Lehns-Systems finden wollen. Der Krieg war ohnehin ihre angenehmste Beschäftigung, und der Stand des Kriegsmannes der einzige Ehrenstand. Sie scheueten aus keiner andern Ursache den Stand der Knechtschaft so sehr, als weil er vom Kriege ausschloß. Da überdieß ein jeder ein kleiner Eroberer war: so legte die gemeinsame Theilung schon an sich einem jeden ins besondere eine wechselweise Gewährleistung von dem, was ein jeder empfangen hatte, auf. Kurz, jeder blieb, was er war, das ist, Soldat, und nicht, weil er mußte, oder darum bezahlt wurde, sondern weil er wollte, und nichts anders zu seyn verlangte.

Dieses System hatte in der That seine gute Seite. Dadurch fiel auf einmahl ein großer Theil von denen ungeheuren Summen weg, die ein stehendes Kriegsheer erfoderte. Die den alten Römischen Unterthanen so gehässige Recruten-Aushebungen unterblieben gleichfalls. Wenn auch diese sonst keinen Vortheil von der Herrschaft der Barbaren gehabt hätten, müßte schon dieses genug gewesen seyn, sie über den Verlust ihrer vorigen Herren zu trösten. Man hat auch kein Beyspiel, daß die alten Inwohner der Provinzen sich gegen ihre neuen Herren empört haben. Alle Stöße, welche sie bekommen, haben sie sich entweder unter einander selbst beygebracht, oder von aussen erhalten.

Da die Nation selbst Soldat war, konnte man eher auf Treue, Redlichkeit und Eifer bey Kriegsunternehmungen zählen. Jeder stritt für sich, für sein eigenes Haus, Hab und Gut, Weib und Kinder. Man hatte sich auch keines Despotismus, oder einer tyrannischen Unterdrückung von Seiten der Könige zu besorgen. Wenn auch die Könige ihre Gewalt merklich weiter ausgedehnt haben, als sie zuvor war; mußte doch solche allezeit in gewissen Schranken bleiben, so lange die Nation selbst die Waffen in den Händen hatte, und die Befehle ihres Herrn selbst vollzog.

In einem Stücke aber irrten sie sich sehr. Sie glaubten, man könne Römisch leben, und so tapfer bleiben, als ein Deutscher. Sie ließen sich nach und nach die Römischen Gemächlichkeiten gefallen, aber nicht ihre Kriegszucht, welche das einzige Mittel ist, wodurch eine gesittete Nation gegen eine barbarische aushalten und dasjenige ersetzen kann, was die letzte an Muth und Unerschrockenheit voraus hat. Hier aber gab es kein Mittel; sie mußten entweder in allem bleiben, was sie bey ihrem Eintritte in das Römische Reich gewesen, oder in allem Römer werden. Der Ostgothische König Theodorich merkte dieses, und verboth den Gothen ihre Kinder in die Schulen zu schicken, weil diejenigen niemahls den Spieß und Degen ihres Gegners unerschrocken ansehen würden, die von Jugend auf die Ruthe gefürchtet m). Die Anwendung hievon läßt sich noch auf eine Menge anderer Dinge machen. Die Selbsttäuschung ist aber nirgends größer, als bey dem Gefühle eigener Kräfte, und nichts nimmt unmerklicher ab, als Muth

m) PROCOPIVS *de bello Goth.* L. 1. c. 2. pag. 312.

Muth und Tapferkeit, ſo lange man keinen Feind vor ſich hat.

Je milder die Sitten waren, die ſie angetroffen; je gelinder das Klima war, unter das ſie verpflanzt worden; je länger ſie ſich auf Römiſchem Boden aufgehalten, deſto mehr ſind ſie ausgeartet, nicht, als wenn ſich eben dieſes Klima gar nicht mit der Tapferkeit vertrüge; denn ſolches zeigen die Beyſpiele der Römer, Karthaginenſer, und der alten Spanier zur Genüge, ſondern weil ihr Nervenbau durch die große Hitze des Tages, und Kälte der Nacht, wie auch durch die nach und nach angenommene weichliche Lebensart erſchlaffete, und ſie eben darum meiſtens aufgerieben wurden, ehe noch andere an das Klima von Geburt aus gewöhnte Generationen nachwachſen konnten. Von den Viſigothen ſagt Gregorius Turon., daß ſie ihrem Brauche nach gezittert hätten vor Klodwigen und ſeinen, nur erſt aus ihren Waldungen hervor gebrochenen Franken. Die nähmlichen Gothen zitterten doch gewiß nicht, als ſie Rom ſtürmeten. An den Vandalen, die von dem kalten Norden in das warme Afrika verſetzt worden, iſt dieſes noch ſichtbarer. Ihr Reich ward von dem Kaiſer Juſtinian durch ein mäßiges Heer von 15000 Mann, das großen Theils aus Barbaren beſtand, ohne vielen Widerſtand zerſtöret. In dem Zuſtande, worin ſie Procop angetroffen n), der dem Feldzuge mit beygewohnet, iſt es auch gar kein Wunder. Sie ließen ſich, nach ſeinem Zeugniſſe, durch den fruchtbaren Boden und durch das gelinde Klima ſo ſehr einnehmen, daß ſie ſich der Schwelgerey, prächtigen Kleidung, einer durchaus üppigen Lebensart

n) *Hiſtor. Vandal.* L. 2. c. 6. pag. 248 — 49.

und dem häufigen Baden überließen. Sie brachten ihre Zeit in dem Theater und Circus zu, und beluſtigten ſich an Tänzern, Pantomimen und dergleichen Dingen; ihre Landhäuſer waren prächtig, und ihre Gärten waren mit Waſſerwerken, ſchönen Bäumen und wohlriechenden Blumen gezieret; man achtete keine Keuſchheit, noch eine andere männliche Tugend.

Das merkwürdigſte bey dieſem letzten Vorwurfe iſt, daß Salvian, der zur Zeit ihres Einmarſches in Afrika ſchrieb, ihnen mehrmahls die Keuſchheit als eine beſondere Eigenſchaft vor den andern Deutſchen Nationen beylegt. Die Vandalen, ſagt er o), wären ſonſt die feigeſten unter den Barbaren, aber die keuſcheſten; und Gott habe ihnen wegen ihrer Keuſchheit die Spanier, und hernach die Karthaginenſer, die unter allen Römiſchen Nationen der Unzucht am meiſten wären ergeben geweſen, unterwürfig gemacht. Eben dieſer ſagt auch, daß ſie ſich anfangs gar nicht durch die Ausſchweiffungen der Römer hätten verführen laſſen, ſondern dieſe vielmehr gezwungen hätten keuſch zu ſeyn. Uiberhaupt, wenn man die Zeit des Aufenthalts dieſer Völker auf Römiſchem Boden, die Beſchaffenheit des Klima, und die Sitten der Völker, mit denen ſie umgegangen ſind, mit einander vergleicht: ſo läßt ſich ſo ziemlich genau beſtimmen, wie ſich bey einem jeden die alten Sitten nach und nach verloren haben; und man kann als eine Regel annehmen, daß das letzte, ſo aus Deutſchland ausgerückt iſt, allemahl auch das tapferſte geweſen. Grotius p) hält dafür, ſie

o) L. VII. *de gubernatione Dei.* c. 7. pag. 157.

p) *Prolegom. Hiſtor. Gothor.* pag. 58.

sie hätten nicht alle in den eroberten Provinzen bleiben sollen, sondern alle Jahr einen Theil der Nation nach Hause schicken, der durch neue Ankömmlinge allemahl wieder wäre ersetzt worden; durch diese beständige Abwechslung, wie man es mit ausländischen Gewächsen macht, würde der kriegerische Geist bey ihnen erhalten worden seyn. Allein, eben darum hatten sie so lange Krieg geführt, weil ihnen ihr Vaterland nicht gefiel, und eben dieses wurde gleich von andern Nationen besetzt, so bald sie dasselbe verlassen hatten. Eben dadurch wurden sie auch in den Stand gesetzt, große Reiche in der Geschwindigkeit zu stiften, weil sie mit Weib und Kindern ausgezogen sind.

Eines, wodurch sich ihre Staatsverfassung von jener der Römer und der meisten übrigen Nationen auszeichnete, war das Lehns-System. Wir haben die Spuren davon schon in den Deutschen Wäldern gefunden. Diese wollen wir jetzt verfolgen. In Deutschland wußte man nicht einmahl etwas von dem gemeinen Eid der Treue, der dem Fürsten wäre geleistet worden. Man war mehr dem Staate und Vaterlande ergeben, als dem Fürsten. Nur diejenigen, die sich auf eine besondere Art dem Fürsten verbunden, und aus eigener Willkühr in sein Gefolge (comitatum) getreten sind, waren schuldig ihm unbedingt in den Krieg zu folgen. In den eroberten Ländern änderte sich alles dieses. Die Fürsten suchten in die Stelle des Staates zu treten, und das Bestreben des Volks zur gemeinsamen Glückseligkeit auf sich zu lenken. Das Volk mußte den Eid der Treue ablegen q); das Gefolge aber suchten sie zu

q) Aus den Formeln des Markulfs so wohl, als verschiedenen Stellen des Gregorius von Tours sehen wir, daß der Eid der Treue bey den Franken eingeführt war.

verſtärken, ſo viel als immer möglich war, und noch durch einen beſondern Eid der Treue ſich zu verbinden. Dieſes dienten ihnen gleichſam als ein ſtehendes Heer gegen die Nation ſelbſt, wenn ſie ſchwierig würde, und gegen Auswärtige, wenn ſich die Nation nicht ſo gleich zum Krieg verſtehen wollte. Die bey der neuen Lebensart bald überhand nehmenden Bedürfniſſe machten, daß ſich klein und groß um die Wette zudrängten, ſich den Königen zu empfehlen und in das Gefolge aufgenommen zu werden ſuchten. In Deutſchland wurde das Gefolge durch freyen Tiſch, durch Geſchenke an Pferden, Waffen und dergleichen belohnt. Liegende Güter hatten einen geringen Werth, und wurden nicht verlangt. Vielleicht dachte man noch viel zu edel; jetzt aber waren ſie angenehmer als alles andere. Die Könige gaben alſo ihrem Gefolge dergleichen zum Genuß. Dieſe Güter wurden, um ſie von dem Eigenthume (Alode) eines jeden zu unterſcheiden, Beneficia und in der Folge Lehen genannt, und die Inhaber davon Vaſallen (Geſellen). Da ſelbe anſtatt des Soldes für die Dienſte, die man von jemand foderte, gegeben wurden: ſo fielen ſie nach dem Tode des Inhabers wieder auf ihren Herrn zurück. Die Vaſallen wußten aber ſelbe auf tauſenderley Weiſe in Eigenthum zu verwandeln; wodurch endlich die Quellen ſich verſtopften, und die Könige arm, die Vaſallen hingegen reich wurden.

Nichts konnte für die Deutſche National-Freyheit ſchädlicher ſeyn, als dieſe Verfaſſung. Die Großen verkauften ſich an die Könige, und das Volk an die Großen. Es redete nicht mehr durch ſich, dachte nicht mehr durch ſich, und that nichts mehr durch ſich, wie in ſeinen vorigen Wohnungen, ſondern

ſondern mußte ſich von den Großen nach Belieben führen laſſen. Wer frey ſeyn wollte, für den war weder bey dem Könige, noch bey den Großen Gnade zu hoffen. Die Könige erreichten zwar in dieſem Stücke ihre Abſichten, daß ſie die National-Freyheit nach und nach dadurch zu Grunde richteten; ſie arbeiteten aber nicht für ſich, ſondern für ihre Vaſallen, die durch ihre Geſchenke ſo mächtig geworden, daß ſie den Königen ſelbſt Geſetze vorſchreiben konnten.

Dieſes wäre noch einiger Maßen zu verzeihen geweſen. Der größte Fehler des Lehns-Syſtems war, daß der Lehensherr, es mochte der König, oder ein Großer ſeyn, (denn auch dieſe hatten ihre Vaſallen,) von dem Staate getrennt, und letzterer darüber vergeſſen wurde. Gleichwie die ſelbſt gewählten Verbindungen von den Menſchen allezeit genauer beobachtet werden, als die natürlichen: ſo verlor man die angebornen und weſentlichen, die jeder als Unterthan zu befolgen hatte, nach und nach aus dem Geſichte, und ſetzte ſie gar in Colliſions-Fällen den erſten nach. Noch eine ſchlimme Folge war, daß man glaubte, ſich ſeinen Lehensherrn wählen zu können, wo man nur immer wollte, ſollte es auch außer dem Lande ſeyn, wo man anſäſſig war, weil die Lehensverbindung an ſich willkührlich war. Eben daher folgerte man auch, daß man den Lehensherrn verlaſſen, und ändern könne, wenn er auch der Landesherr ſelbſt war, in dem Falle, wo man glaubte, eine gerechte Klage gegen ihn zu haben. Wir werden hören, zu wie vielen Unordnungen dieſe unnatürliche Grundſätze gleich unter dem erſten königlichen Stamme der Franken Anlaß gegeben haben. Uiberhaupt aber mußte der alte edle Freyheitsgeiſt der Deutſchen einem knech-

tiſchen und eigennützigen Nutz machen. Ein geweſſes Point d'Honneur ſollte zwar das Hauptband zwiſchen dem Lehensherrn und Vaſallen ſeyn; das Intereſſe ſchimmerte aber an allen Enden ſo ſtark hervor, daß man gleich ſah, wodurch dieſe ſo ſehr gerühmte Ehre müßte aufgewärmt werden, um einige Wirkungen hervor zu bringen.

Die innere Polizey und Ordnung wurde in Deutſchland durch gewiſſe Gewohnheiten, welche die Stelle der Geſetze vertraten, erhalten. Nach ihrer Auswanderung fanden dieſe Nationen aus mehrern Urſachen für gut, ihre Gewohnheiten ſchriftlich zu verfaſſen. Wir haben noch die ſchriftlichen Aufſätze, in welchen, ob ſie gleich von verſchiedenen Völkern herrühren, und zu verſchiedenen Zeiten ſind verfertigt worden, eine bewunderungswürdige Aehnlichkeit herrſcht, die ihre Deutſche Herkunft, wenn wir auch ſonſt keine Spuren davon hätten, allein genugſam verrathen würde. Grotius r) erhebt ſie ungemein; Leibnitz s) verachtet ſie. Grotius hat Recht, weil in der That eine gewiſſe Einfalt, ein Nachdruck, Kürze und geſunder Menſchenverſtand darin herrſchet, die man oft in den Geſetzen gebildeter Nationen vermißt. Leibnitz hat aber auch Recht, daß es eben ſo viel wäre, als von den Früchten zu der Eichel zurück kehren, wenn man ſie wieder einführen wollte. Sie waren gut für die Umſtände, in denen ſie ſind gemacht worden. So wenig der Menſch die Kleider in dem männlichen Alter tragen kann, die er in der Kindheit getragen hat, ob ſie gleich einmahl mögen ſchön geweſen ſeyn: ſo wenig können Völker in ihrem

r) *Prolegom. Hiſtor. Gothor.* pag. 62.
s) In *Praefat. Scriptor. Brunſuic.*

rem männlichen Alter mit ihren Jugendgesetzen auskommen.

Man darf diese Gesetze nur ansehen, um gewahr zu werden, daß sie für Leute gehörten, die nur den ersten Schritt zu dem gesellschaftlichen Leben gethan hatten, und noch an dem Rande desselben standen. Wenn die Sicherheit der erste Beweggrund zu dem gesellschaftlichen Leben war, so mußten die ersten Gesetze allezeit dahin gehen, Niemand zu beleidigen. Man sieht auch aus der Geschichte der Menschheit, daß die ersten Gesetze der Völker meistens negativ gewesen. Die Deutschen unterscheiden sich nur durch die erstaunliche Zergliederung der Unbilden, wie z. B. der Ersatz muß gemacht werden bey einer jeden Art von Verletzung am Körper, die nur zu denken ist; wie, wenn Blut vergossen worden, wenn der verletzte Theil nur blau geworden, wenn ein Bein heraus gesehen, wenn ein Bein gebrochen, wie es mit Stechen, Hauen, Schlagen zu halten; wie, wenn ein Aug, Ohr, Finger ꝛc. verletzt worden. Diese Art der Gesetzgebung war ohne Zweifel eine Folge der noch ziemlich rohen und unbändigen Freyheit der Nation. Um sie an Gerichte zu gewöhnen, mußte dem Richter so wenig zu thun übrig bleiben, als nur immer möglich war, das Gesetz aber selbst alles entscheiden; und um einer zu sehr an Gewaltthätigkeiten gewöhnten Nation Einhalt zu thun, mußten alle Fälle auf das genaueste ausgedrückt werden, um alle Ausflüchte auf einmahl abzuschneiden.

Die Art der Genugthuung für die Beleidigungen ist noch sonderbarer. Das Verbrechen mochte gewesen seyn, wie es wollte, so wurde es durch die

Erlegung

Erlegung einer gewiſſen Summe Geldes abgebüßt. Wir haben ſchon aus dem Tacitus gehört, daß ſolches ein uralter Gebrauch der Deutſchen geweſen. Jetzt wurde nur die Summe für jeden Fall genau beſtimmt. Daß ſolches in manchen Fällen geſchehen könne, iſt leicht zu begreiffen; aber wie die Ehre, wie die Glieder des Leibes, wie das Leben ſelbſt durch Geld könne erſetzt werden, iſt kaum zu errathen. Die Geſetze ſcheinen in dieſem Falle nur für die Armen gemacht zu ſeyn, und der Reiche konnte thun, was er wollte. Wer 45 Solidos in der Taſche hatte, war ſo zu ſagen Herr über alle Naſen ſeines ganzen Gaues t). Und in der That mußte dieſes erſt manchen in Verſuchung dazu führen, ſo wie Caligula bey Erblickung eines Kopfes in die Verſuchung gerieth ihn abhauen zu laſſen, weil er es ungeſtraft thun konnte.

Wir müſſen aber auch andrerſeits betrachten, daß ihr Charakter und ihre Sitten aufrichtig, einfach, und weder zu muthwilligen, noch zu ſtudirten Bosheiten aufgelegt waren. Auch war der Anſatz der Unbilden ziemlich hoch, da dieſe Nationen wenig Geld hatten, und die Ungleichheit der Güter noch nicht ſo groß, wie jetzt, war. Wer nicht zahlen konnte, verlor die Freyheit darüber, und wurde dem Beleidigten oder deſſen Verwandten als Knecht ausgeliefert, die ihn entweder zu ihren Dienſten brauchen, oder weiter verkaufen konnten. Und wenn auch das Geld einem helfen konnte, nachdem er den andern beleidiget: ſo war doch die Beleidigung an ſich nicht ſo leicht ins Werk zu ſetzen. Jeder war

t) Si quis nasum alteri excusserit, MDCCC. Denar. qui faciunt Sol. XLV. culpabilis iudicetur. LL. Sal. Tit. 22. §. 1.

war bewaffnet, und keiner geneigt Unbilden ungerächet zu verdauen. Dieſes letztere ſcheint ein ſtärkerer Damm gegen alle muthwillige Beleidigungen geweſen zu ſeyn, als die Geſetze ſelbſt. Aus eben dieſer Urſache ſcheint es auch, die Deutſchen haben den Diebſtahl mehr verabſcheuet, als die Mordthaten u). Die Diebſtähle geſchahen an wehrloſen Dingen; und ein Feiger konnte leicht gereitzet werden, ſich daran zu vergreiffen, da ihre zahlreichen Herden, die in den Wäldern und Heiden herum irreten, und ihre Geräthſchaften bey ihren ſchlecht gebauten Häuſern unmöglich ſo genau konnten verwahret werden. Bey den Alemanniern mußte für eine ermordete Weibsperſon doppelt ſo viel, als für eine Mannsperſon gezahlet werden x). Die Urſache war gewiß keine andere, als weil erſtere nicht wehrhaft war, und daher für ihre Sicherheit durch einen höhern Anſatz des Wehrgeldes geſorgt wurde.

Gleichwie ihre Geſetze noch meiſtens nach dem alten Fuße eingerichtet geweſen, alſo auch ihre Gerichtsform. Das beſte davon war, daß, da ihre Geſetze ganz einfach waren, ein jeder, der nur geſunden Verſtand hatte, Richter oder Beyſitzer ſeyn konnte. Und eben daher ſah man bey der Auswahl der Beyſitzer mehr auf die Redlichkeit des Herzens, als andre Eigenſchaften. Bey den Franken waren Gerichtsbeyſitzer und ehrliche Leute gleich bedeutende Wörter. Wir werden mehr von der Deutſchen

a) Nach den Sächſiſchen Geſetzen (Tit. IV.) wurde derjenige, der ein Pferd geſtohlen, mit dem Tode geſtraft; eine jede Mordthat aber, auch eines Adeligen, (Tit. II.) konnte mit Geld abgelöſet werden.

x) LL. Alemann Tit. 49.

schen Gerichtsverfassung hören, wenn wir von den Fränkischen, Alemannischen, und andrer Deutschen Völker Gesetzen ins besondere reden werden. Nur müssen wir noch etwas von der Art ihrer Proben beybringen. Die Hauptprobe geschah durch Zeugnisse, in Ermanglung derselben aber durch den Eid. Damit dieser desto kräftiger wäre, mußte der Schwörende nach Beschaffenheit der Sache eine gewisse Anzahl von Eidshelfern (Consacramentalen) bey sich haben, die mit ihm den Eid ablegten. Der Schwörende mußte seine Hand auf eine Kapsel, in welcher Reliquien von Heiligen aufbewahret waren, legen; die Eidshelfer hingegen legten nur ihre Hand auf die Hand des Schwörenden. Man erstaunet, wenn man die Geschichte durchgeht, wie leicht es war, dergleichen Eidshelfer auch in den schwierigsten Fällen zu bekommen. Diese Leichtigkeit war die Folge jenes allgemeinen Zutrauens, das ein Glied der Nation auf das andre setzte; die gesetzliche Verordnung an sich die Wirkung des Vertrauens, das die Nation auf sich selbst setzte. Denn obgleich die Barbaren von den gesitteten Nationen für treulos gehalten wurden, so hielten sie sich doch unter einander für die redlichsten Leute, und glaubten, daß nichts treuloser sey, als die gesitteten Nationen.

Gleichwie sich aber bald die erste Einfalt ihrer Sitten verlor: so konnten auch diese Gesetze, die darauf gegründet waren, nicht mehr ihre guten Wirkungen hervor bringen. Durch die gar zu starke Vervielfältigung der Eide verlor sich ihre Kraft, und dem Meineide wurden Thüre und Thore geöffnet.

Diese

Diese Art Proben zu führen hatte noch die Unbequemlichkeit, daß zum öftesten Kläger und Beklagte sich zum Schwören mit Eidshelfern anheischig machten. Hier war der Meineid unvermeidlich, und doch eben so schwer, die Wahrheit zu erfahren. Sie verfielen daher auf andre Wege, nähmlich auf die so genannten Ordalien, oder iudicia Dei. Der Nahme Ordalien, der schon bey dem Plinius vorkommt, zeigt ganz klar, daß sie Deutschen Ursprunges und sehr alt seyen, in der gemeinen Sprache aber durch Urtheil (Ordel) Gottes sind ausgedrückt worden. Weil es nähmlich unmöglich schien, in solchen Umständen die Wahrheit durch Menschenkräfte zu entdecken, wollte man das Gericht gleichsam Gott übertragen; indem man nicht zweifelte, daß, ehe er den Unschuldigen leiden ließe, er die Wahrheit auf ein oder andere Art entdecken würde. In den alten Deutschen Gesetzen kommen hauptsächlich das siedende Wasser (aeneus) und der Zweykampf vor, von denen wir in der Folge ein mehrers hören werden.

Den alten Inwohnern ließen sie ihre eigenen Gesetze, die sich nicht für die Barbaren schickten, und sie behielten die ihrigen, die sich nicht für die Römer schickten. Hingegen nahmen sie manches von der Römischen Staatsverfassung, und Verwaltung der Provinzen an. Nicht nur allein die vornehmsten Hofämter, sondern auch die Herzoge und Grafen, jedoch mit einiger Veränderung ihrer Bestimmung, wurden beybehalten, so wie auch ein großer Theil der Titel und des Ceremoniels. Nun sah man viros inluſtres, magnificos, excellentiſſimos und dergleichen bey ihnen auftreten, da sie zuvor in ihrer Sprache vielleicht nicht einmahl das Wort Herr mögen

gen gehabt haben. Die Könige selbst waren begierig dergleichen Titel von dem kaiserlichen Hofe, z. B. eines Patricius, Consuls, Sohns ꝛc. zu erhalten, die die Kaiser auch gern ertheilten, weil dadurch gleichsam ein Theil ihres Ansehens und ihrer Oberherrschaft gerettet ward. Uiberhaupt kann man von den Deutschen sagen, daß sie den Schatten jenes Reiches respectirten, dessen Körper sie mit Füßen traten. Diese Titel halfen ihnen die Zuneigung ihrer neuen Unterthanen gewinnen; weil es dadurch das Ansehen bekam, als wenn sie ihre eroberten Länder mit Genehmigung der Kaiser innen hätten. Unerachtet derselben aber lebten sie nicht länger mit den Römern im Frieden, als es ihr Nutzen erforderte.

Unter sich waren sie zwar meistens einig, wenn es zum Angreiffen kam; hingegen zerfielen sie desto leichter bey der Theilung. Und gleichwie die Feindschaften unter Verwandten stärker sind, als unter Leuten, die sonst in keinem Verhältnisse unter einander stehen; also gingen sie mit mehrerer Heftigkeit auf einander los, als auf die Römer selbst. „Habe „du Frieden mit allen, ließen die Vandalen, Sueven und Alanen dem Kaiser Honorius sagen, und „nimm die Geisel von allen an. Wenn wir streiten, so streiten wir unter uns; uns zernichten wir, „und dir siegen wir; für deinen Staat wird es „ein ewiger Gewinn seyn, wenn wir mit einander „zu Grunde gehen.“ Wer würde dieses glauben, sagt der Geschichtschreiber Orosius, wenn es die Sache nicht selbst lehrte y)?

Zu

y) OROSIVS Histor. L. 7. c. 43. pag. 607.

Zu dem Neide und der Eifersucht wegen der Theilung gesellte sich auch noch ein gewisser National-Stolz, und eine darauf sich gründende wechselweise Verachtung, die sie unter einander entzweyete. Ob sie schon alle Deutschen Ursprunges waren, so dünkten sich doch diejenigen, die länger auf Römischem Boden gewesen, oder mit den Römern in näherer Bekanntschaft gelebt hatten, besser zu seyn, als die übrigen. Wir haben eine Inschrift auf den Gothischen König Ataulf, worin er ein Vertreiber der Vandalischen Barbarey, depulsor barbariei Vandalicae genannt wird. Wenn auch die Inschrift von Römern herrührt, so ist sie doch gewiß in einem Tone gesetzt worden, der dem Ataulf und seinem Volke gefiel. Auch dem Ostgothischen Könige Theodorich, ob er sich gleich der Gothischen Herkunft nicht schämte, merkt man es an, daß er die andern Deutschen Völker als ungesittet und roh, die bey ihm erst Staats- und Regierungskunst lernen müßten, ansah. So gar den Burgundischen König Gundobald läßt Gregorius von Tours zu seinem Minister Aredius sagen: " Ich bin ganz in Aengsten, „ und weiß nicht, was ich thun soll, weil diese Bar„ baren (die Franken) über uns gekommen sind, da„ mit sie unser Land zu Grunde richten. "

Es war ein Glück für die Römer, daß die meisten dieser Nationen, als sie in das Römische Reich einrückten, Christen waren. Der Stadt Rom insonderheit ist dieses wohl zu Statten gekommen. Alarich schonte die Kirchen, und was sich dahin geflüchtet hatte, ob er schon ein Arianer war. Daß er aber ein Arianer, und nicht katholisch gewesen, daran waren die Römer selbst Schuld. Ulphilas, ein

ein vornehmer Gothe, kam an den Hof des Kaisers Constantius, um einige Geschäfte im Nahmen seines Volkes zu besorgen. Als diese keinen erwünschten Fortgang gewinnen wollten, riethen ihm einige der Hofleute, sich zu der christlichen Religion, und zwar nach den Grundsätzen des Arius, denen der Hof damahls beypflichtete, zu bekennen. Ulphilas that es, und war glücklich in seinen Verrichtungen. Als er nach Hause kam, beredete er auch sein Volk zu eben diesem Glaubensbekenntnisse, und übersetzte ihnen die Bibel in ihre Sprache; von welchem schätzbaren Werke ein Theil bis auf uns gekommen. Der Hof änderte zwar unter den folgenden Kaisern, in Ansehung der Arianischen Lehre, seine Gesinnungen; allein, die Gothen blieben standhaft bey ihrem einmahl angenommenen Sätzen, entweder daß sie von Natur nicht so wankelmüthig gewesen, oder daß die sich immer mehrende Abneigung gegen die Römer, und Verachtung derselben, oder gar eine verdeckte Staatsursache Schuld daran gewesen. Ihrem Beyspiele folgten auch andere Deutsche Nationen, als die Vandalen, Burgunder und Heruler, die ebenfalls die Lehrsätze des Arius annahmen.

Wenn die Politik Theil daran gehabt, so haben sie es in der That nicht zum besten getroffen; indem die Verschiedenheit der Religion zwischen ihnen und ihren neuen Unterthanen solche Schranken setzte, daß nicht leicht ein Volk daraus werden konnte, noch weniger aber die Gemüther zu jenem heilsamen Bestreben nach einer gemeinschaftlichen Glückseligkeit konnten vereiniget werden. Einige davon, als die Vandalen, verderbten vollends alles, da sie, auf Anstiften der aus dem Römischen Reiche vertriebenen und zu ihnen geflüchteten Arianer, intolerant wurden,

wurden, und ihre katholiſchen Unterthanen verfolgten. Sidonius macht uns auch von dem Zuſtande der katholiſchen Kirchen unter den Viſigothen eine ſolche Beſchreibung, die uns leicht begreiffen läßt, warum ſich ihre katholiſchen Unterthanen nach der Herrſchaft der Franken geſehnet, und ſich alle Mühe gegeben, unter dieſelbe zu kommen, obſchon dieſe noch Abgötter waren. Gutes und Böſes gegen einander gehalten, muß man doch allemahl ſagen, daß die Provinzen des ehemahligen Römiſchen Reichs durch den Einmarſch der Barbaren mehr gewonnen, als verloren haben. Dieſe durch Freunde und Feinde verwüſteten Länder brauchten Hände zum Arbeiten, und Männer zur Bevölkerung. Oroſius, ein gleichzeitiger Schriftſteller, bezeugt es wenigſtens, daß ſich die Römiſchen Provinzen wohl dabey befunden. "Die „ Barbaren ſelbſt, ſagt er, haben gleich nach ihren „ Eroberungen ihre Schwerter verabſcheut, und den „ Pflug ergriffen, und gehen mit den übrig geblie„ benen Römern als mit Freunden und Verbunde„ nen um, ſo, daß es Römer gibt, welche die ar„ me Freyheit, die ſie unter den Barbaren genießen, „ der tributbaren Sorgfalt unter den Römern weit „ vorziehen" z). Von den Burgundern inſonderheit ſagt eben dieſer, daß ſie gelind, ſanftmüthig und redlich mit den Galliern umgehen, nicht als mit Unterthanen, ſondern als mit Brüdern a).

z) Quanquam et poſt hoc quoque barbari continuo execrati gladios ſuos ad aratra conuerſi ſunt, reſiduosque Romanos vt ſocios modo et amicos fouent, vt inueniantur iam inter eos quidam Romani, qui malint inter barbaros pauperem libertatem, quam inter Romanos tributariam ſolicitudinem ſuſtinere. OROSIVS Hiſt. L. 7. c. 41. p. 601.

a) Blande, manſuete, innocenterque viuunt, non quaſi cum ſubiectis Gallis, ſed vere cum fratribus chriſtianis. OROSIVS Hiſt. L. 7. c. 41. pag. 574.

In den Burgundischen Gesetzen b) heissen die zusammen einquartirten Burgunder und Römer Gäste, (Hospites). Nach den Deutschen Begriffen, vermöge deren die Gastfreyheit eine der unverletzlichsten Pflichten war, konnte man nichts nachdrücklichers sagen. Die Städte verloren dem Anscheine nach; Künste und Wissenschaften verschwanden, weil es an Kennern fehlte, auch Gewerb und Handlung versiegeten, und die Bewohner der Städte wurden zuletzt wenig besser, als zwischen Mauern wohnende Ackersleute. Ob sie aber nicht glücklicher dabey waren, als bey den schweren Römischen Bedrückungen, ist eine andere Frage. Isidorus bezeugt uns wenigstens, daß man in Spanien bis auf seine Zeit die Herrschaft der Gothen der Römischen vorgezogen habe. Man vergleiche nur die Schilderung, die er im Anfange seiner Chronik von Spanien unter der Herrschaft der Gothen macht, und sehe, ob das nähmliche zu irgend einer Zeit, auch die unsrige nicht ausgenommen, von Spanien könne gesagt werden c).

Die Deutschen selbst, so glänzend auch ihr gemachtes Glück anfangs schien, haben am wenigsten dabey gewonnen. Die erste Glückseligkeit verging wie ein Traum, und ließ nichts zurück, als daß aus Dingen, welche sie sonst kaum dem Nahmen nach gekannt hatten, wahre Bedürfnisse wurden, die auf ihre Sitten eine desto schlimmere Wirkung hatten, weil ihre Leidenschaften noch eben so stark und so lebhaft waren, als zuvor, nun aber durch den unendlich verschiedenen Stoff ins Unendliche vervielfältiget wurden; daher rühren in ihrer folgenden Geschichte

so

b) LL. Burg. Tit. 54.

c) Apud GROTIVM. Historiæ Gothorum. pag. 707.

ſo viele Auftritte, worin Grauſamkeit, Aberglaube, Treuloſigkeit und Schwäche ſo in einander verwebt ſind, daß man nicht weiß, ob man ſie bedauern, oder unwillig über ſie werden ſolle. Ich will nicht ſagen, daß ſie in ihren alten Heimathen tugendhafter geweſen; doch waren ſie gewiß nicht ſo laſterhaft. Uiberhaupt ſcheint die Zeit, die zwiſchen dem ungebildeten, und gebildeten Zuſtande verſtreicht, auf allen Seiten die ſchlimmſte zu ſeyn. Man kann zwar nicht genau beſtimmen, wo der gebildete Zuſtand in ſeiner Vollkommenheit anfange; doch wenn nur einmahl die Verfeinerung die Barbaren überwieget, ſo zeiget ſich ſchon die Hoffnung beſſerer Zeiten; und man hat nicht mehr Urſache, ſich in den Stand der Wildheit zurück zu wünſchen.

Zweytes Buch.

Von der Errichtung der Fränkiſchen Monarchie bis auf Karln den Großen.

486 — 772.

Erſtes Kapitel.

Charakter der Franken. Beſchaffenheit von Deutſchland und Gallien bey dem Anfange der Regierung Klodwigs. Seine Eroberungen.

Die Geſchichte der Franken müſſen wir um ſo genauer kennen lernen, da ſie von nun an die Grundlage der Deutſchen ausmacht; und hauptſächlich auch darum, weil die Franken ihr ganzes Kirchen- und Staats-Syſtem, ſo wie ſie es in Gallien angenommen, in Deutſchland eingeführt haben.

Daß ſich eine Nation ſelbſt ſchätzet, iſt eine ganz natürliche Sache. Aber gewiß wenige haben es der Welt auf eine ſolche Art angekündigt, wie die Fränkiſche. Die vortreffliche Nation der Franken, ſagt ſie ſelbſt von ſich in der Vorrede der Saliſchen Geſetze, die Gott ſelbſt zum Urheber hat (Gens Francorum inclyta auctore Deo condita), die tapfer im Felde iſt (fortis in armis), zu Hauſe geſichert durch Friedensbündniſſe (firma pacis foedere),

*) tief in ihren Rathſchlägen (profunda in conſilio), am Leib edel und geſund, wohlgebildet, keck, hurtig, abgehärtet (corpore nobilis et incolumis, candore et forma egregia, audax, velox et aſpera). Das einzige candore egregia iſt zweydeutig. Es kann ſich auf den Leib beziehen, indem die Deutſchen überhaupt eine weiſſe Haut hatten; es kann aber auch die Aufrichtigkeit des Gemüthes bezeichnen. Vielleicht ſoll es eine Ablehnung eines Vorwurfs ſeyn, den man den Franken zu allen Zeiten gemacht hat, daß ſie nähmlich treulos und meineidig ſeyen. Der Geſchichtſchreiber Vopiſcus hat bereits in dem Leben des Proculus von ihnen geſagt, daß ſie gewohnt ſeyn mit lachendem Munde Eid und Treue zu brechen. Der Maſſilienſiſche Biſchof Salvian gibt ſolches ebenfalls als einen Zug an, der ſie von den übrigen Deutſchen unterſcheide, wie wir ſchon gehöret haben. Die Franken, ſagt Procopius, ſind ein Volk von ſo wenig Treu und Glauben, als eines in der Welt d). Ihre Geſchichte nach der Einrückung in Gallien bekräftigt ſolches auf allen Blättern. In keinem Buche, das nur immer Geſchichte heißt, und zu uns gekommen iſt, findet man ſo viele begangene Meineide und Treuloſigkeiten beyſammen, als in dem Gregorius Turonenſis, der keiner Partenlichkeit kann beſchuldigt werden. Aus der Art ſchon, wie er manchmahl davon redet, merket man, daß er von dem Meineid als einer ganz gemeinen Sache rede.

*) Die Abendländiſchen Kaiſer, und hernach auch die Morgenländiſchen ſuchten allezeit mehr die Freundſchaft der Franken beyzubehalten, als irgend einer andern Deutſchen Nation.

d) PROCOP. L. 2. *belli Gothici.* c. 25. p. 447. l. A.

Als Klodwig zur Regierung kam, hatten die Franken mehrere Oberhäupter, die unter sich unabhängig waren. Diese Zertheilung mag die Hauptursache gewesen seyn, warum es ihnen andre schwächere Nationen in den Eroberungen zuvor gethan hatten. Der Religion nach waren sie noch Heiden, die vieles von der alten Deutschen Götterlehre beybehielten, und von den Römern auch vieles angenommen zu haben scheinen. Aus einer Stelle des Gregorius von Tours e) läßt sich schließen, daß sie den Jupiter, den Mars und andre Römische Götter angebethet.

Gallien war getheilt zwischen den Gothen und Burgundern. Einen Theil davon behauptete noch der Römische General Syagrius, unter dem Nahmen eines Volkes, das nicht mehr war. Einen J. C. Th. 445. Theil aber hatten schon die Franken im Besitz. Denn bereits unter ihrem Könige Clodio hatten sie sich von Tournai und Cambrai Meister gemacht, und ihre Eroberungen bis an die Somme ausgedehnt. Daß sie sich auch darin behauptet, dafür leistet uns das 1656. zu Tournai entdeckte Grab des Königs Childerich, Klodwigens Vaters, die Gewähre.

Was sie zuvor in Deutschland innen gehabt, behielten sie auch in der Folge, da sie sich jenseits des Rheins weiter ausbreiteten. Sie sind zwar, nach des Zosimus Zeugniß, aus der Batavischen Insel von den Sachsen gejagt worden; allein, in der Gegend von Cöln sowohl, als dem Rhein herauf, muß sich ihre Herrschaft noch tief in Deutschland hinein erstreckt haben. In dem übrigen Deutschlande aber waren die größten Veränderungen durch die Auswan-

e) L. 2. Hist. c. 29. pag. 79. l. K.

Auswanderungen so vieler Völker vorgegangen. Nun werden erst Völker berühmt, von denen man zuvor gar nichts, oder wenig gehört hatte. Hinter den Franken werden wir ein Reich gewahr, das von dem Harz bis an den Mainstrom reicht, und schon eine ziemliche Zeit muß gestanden seyn, bis es zu seiner jetzigen Macht und Einrichtung gelanget ist, nähmlich das Thüringische, dessen Nahme sich noch auf den heutigen Tag in einem nicht unansehnlichen Striche von Deutschland erhalten hat. Den Thüringern zur Seite werden die Sachsen als See- und Landräuber immer bekannter. Zur See waren sie schon lange berühmt. Die Küsten von Britannien und Gallien konnten sich ihrer Räubereyen nie genug erwehren, bis sie sich endlich unter der Anführung eines gewissen Hengst in Britannien fest gesetzt haben. i. J. Ch. 449.

Eine andere Erscheinung sind die Slaven. Zu unserem Erstaunen sehen wir, daß zu eben der Zeit, da Deutschland eine Eroberung um die andre macht, und sich von dem Baltischen Meer bis in Numidien ausdehnt, es zu Hause seine eigenen Gränzen verliert, und um den dritten Theil verringert wird. Man weiß nicht, ob sich schon in den ältesten Zeiten unter den Deutschen Völkern Slaven aufgehalten haben, die erst nach der Auswanderung anderer Völker Raum bekommen, sich auszubreiten; oder ob sie nach derselben erst in Deutschland festen Fuß gefaßt haben. Anfangs hielten sie sich ruhig; oder wir wissen vielmehr nicht, was zwischen ihnen und ihren Nachbarn, den Sachsen und Thüringern, sich mag zugetragen haben. In der Folge aber machten sie den Deutschen mehr zu schaffen. Die berühmtesten unter ihnen waren die Böhmen, Mährer, die Lutitier (Lausitzer), Dalemineier, die das heutige

Meissen bewohnt; die Obotriten, die über der Elbe im Mecklenburgischen, und die Haveler, welche an der Havel gewohnt haben. Ihre Sprache erhält sich noch in und außer Deutschland.

Hingegen wird auch Deutschland auf der Seite von Rhätien und Noricum (Baiern und Oesterreich) in seine alten Gränzen wieder eingesetzt. Wenigstens erfahren wir, das Völker darin wohnen, die Deutsch reden, worunter die Baiern die vornehmsten sind. Sie waren aber noch nicht frey, wie die übrigen Deutschen Nationen, sondern kamen zuerst nach dem Verfalle des Römischen Reichs unter die Herrschaft des Odoacer in Italien, und nach dessen Untergang unter die Ostgothen, endlich aber unter die Franken.

In diesen Umständen trat Klodwig, mit den Anlagen zu einem großen Manne unstreitig ausgerüstet, aber auch mit großen Lastern, auf das Theater, worauf zeither so viele Deutsche Helden einer nach dem andern erschienen ist. Seine ersten Absichten, in welche er auch die übrigen Fränkischen Regenten einzuflechten wußte, waren gegen den Syagrius gerichtet. In ihrer Gesellschaft ging er auf ihn
i. J. Ch. 486. los, überwand ihn bey Soissons, und stürzte den Römischen Coloß, der sich so zu sagen nur noch auf einigen Zehen erhielt, vollends zu Boden. Syagrius flüchtete sich nach dem Treffen zu dem Visigothischen Könige Alarich; allein der junge Held hatte die Dreistigkeit ihn von den Gothen zurück zu fodern, und Alarich die niederträchtige Zaghaftigkeit ihn auszuliefern. Klodwig ließ ihn hinrichten, und seine von aller Hilfe entblößten Länder fielen dem Sieger gleichsam von selbst in die Hände.

Durch

Durch die Zernichtung der Römiſchen Herrſchaft wurde das Band des gemeinſchaftlichen Intereſſe, welches zeither die verſchiedenen Deutſchen Völker noch einiger Maßen unter einander verknüpft hatte, zerriſſen, und hingegen ein ganz neues Staats-Syſtem, neue Verhältniſſe und Ausſichten erſchaffen. Klodwig hatte durch die Art, wie er den Viſigothiſchen König behandelt, der für den mächtigſten gehalten wurde, zur Genüge gezeigt, was er zu thun im Stande wäre; doch glaubte noch niemand, daß er das für ſie ſeyn werde, was er in der Folge geworden.

Klodwig brachte ſeine erſten Jahre zu mit der Einrichtung ſeiner eroberten Länder. In dieſem Stücke that er nichts, als was die übrigen Deutſchen Völker vor ihm gethan haben, ob ſchon einige weiß nicht was für eine Politik in ſeinem Betragen finden wollen. Gallien hatte überhaupt die Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten von den Franken, die Religion allein ausgenommen, die es von den übrigen Deutſchen Völkern gehabt, welche dasjenige wieder gut zu machen ſuchten, was ſie in der erſten Hitze zerſtöret hatten. Die alten Inwohner behielten ihre Geſetze, Religion und bürgerliche Freyheit. Sie fingen an ſich zu erholen, und zum Theil unter einem Volke, das nichts als Freyheit athmete, ſelbſt Freyheit zu fühlen.

Im fünften Jahre ſeiner Regierung ſoll er einen glücklichen Feldzug gegen die Thüringer gethan haben, wovon uns die beſondern Umſtände ganz unbekannt ſind. Merkwürdig iſt ſeine Vermählung mit der Burgundiſchen Prinzeſſinn Clotild, nicht allein, weil ſie vieles zu ſeiner Bekehrung zur chriſtlichen

J. J. Ch. 491.

J. J. Ch. 493.

Religion

Religion beygetragen hat; sondern auch, weil er und seine Söhne durch diese Heurath in die Burgundischen Händel sind verwickelt worden. Sie war eine Bruderstochter des Burgundischen Königs Gundobald, der nach dem Zeugnisse des Gregorius v. Tours f) ihren Vater hat umbringen lassen. Aurelian, der Gesandte Klodwigs am Burgundischen Hofe, hinterbrachte seinem Herrn so viel Rühmliches von ihr, daß er ein Verlangen bekam, sie zu seiner Gemahlinn zu haben. Aurelian mußte so gleich den Antrag wegen der Prinzessinn bey Gundobalden thun, der sich wohl vorstellen konnte, daß Clotild den Haß gegen ihn, und die Begierde nach Rache wegen des Todes ihres Vaters mit sich in Klodwigs Haus bringen, und daselbst fortpflanzen werde. Die Macht Klodwigs war aber bereits so hoch gestiegen, daß Gundobald es für rathsamer fand die Prinzessinn zu entlassen, als durch die Zurückbehaltung derselben sich dem Unwillen Klodwigs und einem unvermeidlichen Kriege auszusetzen. Clotild ließ sich besonders angelegen seyn, ihren Gemahl zum Christen zu machen; aber ihre Bemühungen waren fruchtlos, bis endlich ein andrer Vorfall diese große Veränderung zu Stande brachte.

Die Alemannier, die zeither noch immer in ihren alten Sitzen verblieben, nur daß sie sich in dem benachbarten Elsaß und Helvetien weiter ausgebreitet haben, überzogen die in Deutschland zurück gebliebenen Franken, und ihren zu Cöln residirenden König Sigebert mit Krieg. Man weiß die eigentlichen Ursachen nicht; nur so viel lernen wir aus der Geschichte, daß sie schon in den vorigen Zeiten oft gegen einander gespannt gewesen. Der Alemannische König Marcian

f) L. 2. c. 28. col. 80. lit. A.

Macrian fiel bereits unter dem Kaiſer Gratian in die Fränkiſchen Provinzen ein, und ward von dem Fränkiſchen Könige Mellobaud erſchlagen g). Dießmahl ſchien ihnen das Glück günſtiger zu ſeyn, da die Kräfte der Franken durch ihre neuen Eroberungen zu ſehr vertheilt waren; allein, Klodwig verſammelte die Seinigen in der größten Geſchwindigkeit, und eilte ſeinen Landesleuten zu Hilfe. Hier hatte er aber keine ausgearteten Römer vor ſich, ſondern Leute, die von ihrer alt Deutſchen Herzhaftigkeit noch ſo wenig verloren hatten, als die Seinigen. In dem Treffen bey Zülphen ward er mit den Seinigen ſo ſehr in die Enge getrieben, daß er in der Angſt gelobte ein Chriſt zu werden. Glücklicher Weiſe für ihn änderten ſich die Umſtände, nachdem der König der Alemannier, der ſich zu tief in die Feinde gewagt hatte, erlegt worden. Die Alemannier wurden ſchüchtern, als ſie ihren König haben fallen ſehen; die Franken hingegen erholten ſich, trieben die Feinde zurück, und nöthigten ſie, ihnen den Kampfplatz zu überlaſſen. J. Ch. 496.

Klodwig zeigte, daß er nicht nur allein zu ſiegen, ſondern auch ſeine Siege zu benutzen gelernt. Er ging den Alemanniern mit ſolcher Geſchwindigkeit zu Leibe, daß er einen großen Theil h) dieſer ſtreitbaren

g) AMMIAN. MARCELLIN. Hiſtor. L. 30. c. 3. pag. 455.

h) Ich ſage, einen großen Theil, denjenigen nähmlich, der zwiſchen dem Main und der Lahn, und dem Rhein herauf um Mainz und Worms wohnte. Die übrigen ſcheinen gar keinen Theil an dem Kriege gehabt zu haben. Wenigſtens iſt es nicht zu erweiſen, daß die ganze Alemanniſche Nation darin verwickelt war. Doch wurden ſie ſo ſchüchtern, daß

ſie

baren Nation sich für beständig unterwürfig machte; eine Sache, die die Römer mit ihrer ganzen Macht so lange Zeit nicht haben in das Werk richten können.

Dieser Sieg hatte noch eine wichtige Folge, nähmlich die Bekehrung Klodwigs. Seine Gemahlinn wiederholte nun ihre Bitte und Ermahnungen, wozu sie das gethane Gelübd Klodwigs um so mehr berechtigte; und Remigius, Erzbischof von Rheims, der zuvor schon bey Klodwigen in großem Ansehen gestanden, unterstützte sie mit all seiner Beredsamkeit. Klodwig ergab sich endlich, und ließ sich taufen. Nichts geht über die Freude, die die katholischen Bischöfe, und alle alten Inwohner von Gallien empfanden. Seine eigenen Unterthanen waren wie neu gebo-

sie sich in den Schutz des Ostgothischen Königs Theodorich begaben. Da aber das Ostgothische Reich anfing zu wanken, unterwarfen sie sich, so wie die Baiern, unter dem Könige Theodebert, den Franken. Sie bekamen hierauf mit Gutheissen der Franken eigene Herzoge, behielten ihre Gesetze und Gebräuche, wie uns Agathias berichtet. Hingegen wurden die den ersten abgenommenen Länder zu königlichen Tafelprovinzen gemacht, und verloren nach und nach ihren Nahmen. Da nähmlich die königlichen Meyerhöfe ohne Zweifel mehr den Franken als andern anvertraut wurden, so, daß viele Franken in den schon angeführten Gegenden zu wohnen kamen, wurde das Land selbst Franken genannt. Die Gegend um den Main, wo jetzt Wirzburg liegt, scheint eben damahls auch zur königlichen Tafelprovinz gemacht worden zu seyn. Wenigstens sehen wir aus den noch übrigen Orten, die den Nahmen Königshofen führen, und aus den Pfarreyen, die Karlmann dem heiligen Burkard, ersten Bischofe zu Wirzburg, geschenkt hat, daß fast das ganze Land schon in ältern Zeiten unmittelbar der königlichen Kammer muß gehöret haben.

geboren, und die Unterthanen der Arianiſchen Gothen und Burgunder, die ihn ſchon als einen Heiden lieber über ſich hätten regieren ſehen, als ihre ketzeriſchen Fürſten, wünſchten es nun doppelt. Die Taufe ward mit allem vollzogen, was nur die Kirche Prächtiges, Erbauliches und Erfreuliches in ihren Ceremonien hat. Man wartete nicht auf die gewöhnlichen Zeiten, nähmlich Oſtern und Pfingſten, zu welchen allein damahls getauft wurde, ſondern gleich am Weihnachtsfeſt, welches eben heran nahete, ward dieſe Handlung verrichtet. Mit ihm wurden über 3000 von der Nation und ſeine Schweſter Albofled getauft i).

Nicht allein Gallien nahm Antheil daran, ſondern alle in der ganzen Welt zerſtreute Katholiſche, indem außer Klodwigen kein einziger Regent in der Welt katholiſch war. Erſt in den neuern Zeiten hat man Unterſuchungen angeſtellt, ob Klodwig aus Uiberzeugung des Herzens, oder nur äußerlich aus Politik ein Chriſt, und zwar katholiſch geworden. Daß er vieles dabey gewonnen, iſt unſtreitig. Dadurch brachte er das auf die leichteſte Art zu Stande, was den neu errichteten Deutſchen Reichen durchgehends fehlte, nähmlich eine Vereinigung zwiſchen den neuen und alten Bewohnern. Letztere verdienten allerdings noch Rückſicht, da ſie den erſten an der Zahl weit überlegen waren. Er bahnte ſich auch den Weg zu fernern Eroberungen, und zur Untergrabung der neben dem ſeinigen ſtehenden Thronen der Burgunder und Gothen. Daß dieſes einen Einfluß

i) Pagi merkt an, daß auch in den folgenden Zeiten die Könige wider den Kirchengebrauch ihre Kinder zur Weihnachtszeit haben taufen laſſen, zum Andenken eines ſo erfreulichen Vorganges.

fluß auf ein herrschsüchtiges Gemüth, wie Klodwigs war, muß gehabt haben, läßt sich nicht in Zweifel ziehen; wir glauben allemahl gern, was uns nützlich und vortheilhaft ist. Um so mehr geschieht solches, wenn Leute, die man ehrt und liebt, uns ein Ding öfters vorsagen, und ihre Meinung auch ebenfalls mit Gründen bestärken; am allermeisten aber, wenn man selbst noch von keinem System eingenommen ist. Ich glaube also, daß man Klodwigen Unrecht thue, und zwar aus eben dem Grunde, aus welchem man die Wahrheit seiner Gesinnungen am meisten bestreitet. Man muß sich nur keinen Christen vorstellen, den man erst nach einem theologischen Schul-Compendium unterwiesen hat, oder den man den ganzen Catechismus hat auswendig lernen lassen. Man kann sich auch leicht vorstellen, daß man wegen der Sitten nicht die strengsten Prüfungen mit ihm vorgenommen. Die Beute war zu fett; man mußte eilen, um sie nicht entwischen zu lassen. Allerdings hat Klodwig auch nach seiner Taufe vieles begangen, das sich nicht mit den Grundsätzen des Christenthums verträgt. Von der Theorie zur Ausübung ist aber auch allemahl noch ein großer Schritt.

So groß das Vergnügen seiner Unterthanen über seinen Sieg und seine Bekehrung war: so sehr wurden alle seine Deutschen Nachbarn darüber aufmerksam. Sie fürchteten beydes, seine Macht, die durch die Alemannische einen so starken Zusatz bekommen, und seine Religion. Niemand sah die Folgen deutlicher ein, als der Ostgothische König Theodorich. Er suchte daher das von weiten drohende Ungewitter zu zerstreuen. Als König von Italien, der alten Beherrscherinn des Orients und Occidents, und als ein Mann, der eine viel bessere Erziehung als die

übrigen

übrigen Deutſchen Fürſten gehabt, glaubte er, den Hofmeiſter über ſie machen zu dürfen. Wir haben noch einige Briefe von ihm an die Könige der Burgunder, Viſigothen, Thüringer und an Klodwigen ſelbſt, worin er die erſten zu einer gemeinſchaftlichen Verbindung ſucht aufzumuntern, und letzteren von fernern Unternehmungen abzuhalten. Die aufblühenden Deutſchen Reiche hatten zwey Dinge zu befürchten, den Orientaliſchen Hof von außen, und die Zerſtörung des Gleichgewichts von innen durch einen unternehmenden Helden, wie Klodwig war. Für beydes ſorgte Theodorich. Dieſer ſtaatskluge König hatte ſchon damahls eine Art von allgemeiner Republik im Kopfe, vermöge deren die ſämmtlichen Deutſchen Könige ſich gewiſſer Maßen die Gewährleiſtung über ihre Staaten unter einander leiſten, und weder einen auswärtigen, noch inwendigen Feind über den Kopf wachſen laſſen ſollten. Allein, Klodwig ließ ihn Syſteme bauen, und fuhr fort ſich zu vergrößern.

Die Reihe traf jetzt die Burgunder, die ihm ſelbſt Gelegenheit dazu gaben. Zwey Prinzen, Gundobald und Godegiſil, die noch übrigen Söhne des Königs Gundeucus, herrſchten damahls über die Burgunder. Die zwey andern, als Chilperichen, den Vater der Königinn Clotild, und Godomarn hatten Gundobald und Godegiſil aus dem Wege geräumt; aber auch unter dieſen beyden war keine Einigkeit. Godegiſil wünſchte allein Herr zu ſeyn; und dieſes ins Werk zu richten, verſprach er Klodwigen einen jährlichen Tribut, wenn er ihm ſeinen Bruder überwinden hälfe. Klodwig ergrieff die Gelegenheit, und überzog den Gundobald mit Krieg, der ſich, unwiſſend

send dessen, was vorgegangen, eilends an seinen Bruder wendete, und ihn um Hilfe ersuchte. Godegisil kam mit den Seinigen, und stieß zu ihm; allein, in dem Treffen bey Dijon ging er zu den
i. J. Ch. 500. Franken über, worauf Gundobald das Feld räumen, und sich selbst in Avignon verstecken mußte. Klodwig folgte ihm, und belagerte die Stadt; sie war auch so weit gebracht, daß die Uibergabe nicht mehr weit entfernet war, als Gundobald, oder vielmehr sein Minister, Aredius, Klodwigen durch Versprechung eines jährlichen Tributs dahin zu bringen wußte, daß er abzog, und die beyden Prinzen ihrem Schicksale überließ; worauf Gundobald sich erholte, seinen Bruder zu Vienne überfiel, und wie seine übrigen Brüder ermorden ließ. Sonst war Gundobald ein Herr, der die Kriegs- und Friedenskünste verstand, voll Duldung und Mäßigung gegen seine katholischen Unterthanen, und, was noch mehr ist, begierig sich belehren zu lassen. Die noch vorhandenen Burgundischen Gesetze sind ein Werk von ihm, worin aller Orten die Gesinnungen eines Fürsten durchscheinen, der die Gerechtigkeit liebt, und sie nach seinen Einsichten, wenn sie auch nicht allemahl die besten sind, zu befördern sucht.

Nun waren die Visigothen noch übrig, die mächtigsten unter den Besitzern von Gallien. Ihr König Alarich versah sich schon lange nichts Gutes zu einem so gefährlichen Nachbar, wie Klodwig war. Er suchte daher allem dem auszuweichen, was zu einem Bruche Anlaß geben könnte. Er brachte eine persönliche Zusammenkunft mit Klodwigen zu Stande; und sie schwuren sich einander bey ihren Bärten Freundschaft, ohne sie zu halten, oder vielleicht nur halten zu wollen. Man schickte Gesandte

hin

hin und wieder, die aber durch unglückliche Berichte an ihre Herren die Sachen noch trüber machten. Das Ende von allen Unterhandlungen war eben das, was Klodwig ſchon zu Anfange derſelben im Sinne gehabt, und wozu er theils von ſeinen eigenen Biſchöfen, theils von einigen, die ſich aus den Gothiſchen Staaten wegen der Verfolgung entfernt hatten, angeſpornet wurde, nähmlich der Krieg. " Es „ thut mir in der Seele wehe, ſagt Klodwig zu ſei„ nem Volke, daß dieſe Ketzer einen Theil von „ Gallien beſitzen, laßt uns mit der Hilfe Gottes „ gehen, und ihr Land uns unterwürfig machen " k). Denn es iſt ſehr gut, ſetzt der Verfaſſer der Lebensbeſchreibung des H. Remigius noch dazu. Da ſich das ganze Volk dieſes gefallen ließ, ſo trat Klodwig ſo gleich den Marſch an l). Weil dieſer Krieg ein ſo heiliges Anſehen hatte, ſo brauchte er auch eine ganz beſondere Vorſorge bey demſelben, von der wir bey ſeinen übrigen Kriegen nichts finden. Da man das Gebieth von Tours, wo der heilige Martinus begraben war, paſſiren mußte, befahl er auf das ſchärfeſte, daſſelbe auf alle mögliche Art zu ſchonen, um ſich dieſen Heiligen nicht zum Feinde zu machen. Er ſchickte auch einige von ſeinen Leuten in die Kirche des heiligen Martinus, um zu ſehen, ob er nicht ein Zeichen geben werde, woraus man von dem Erfolge des Krieges urtheilen könnte. Als ſie in die Kirche kamen, ward eben die Antiphone geſungen: Praecinxiſti me Domine virtute ad bellum: ſupplantaſti inſurgentes in me ſubtus me

k) GREGOR. TVRON. Li. 2. c. 37. col. 92. lit. A.

l) Cumque placuiſſet omnibus hic ſermo, commoto exercitu Pictauos dirigit. GREGOR. TVR. L. 2. c. 37. col. 37. lit. A.

et inimicorum meorum dediſti mihi dorſum, et odientes me diſperdidiſti: Herr du haſt mich zum Krieg ausgerüſtet, diejenigen, die ſich gegen mich aufgelehnet, unter meine Füße gebracht, und, die mich haſſeten, zu Grunde gerichtet. Nun ging er
i. J. Ch. getroſt auf den Alarich los, erlegte ihn ſelbſt im Tref-
449. fen bey Champagne St. Hilaire, zehn Meilen von Poitiers, jagte die Gothen in die Flucht, und verfolgte ſie bis in das Innerſte ihrer Provinzen, ſo, daß er ſeine Winterquartiere in Bourdeaux nehmen konnte; da indeſſen ſein Sohn Theodorich den Gothen Rouvergue, Querey, und andre Gegenden wegnahm. Das folgende Jahr ging er nach Toulouſe, wo ihm ein Theil des königlichen Schatzes in die Hände fiel, welchen zu ſammeln, die Gothen ſo lange Zeit von Alarich dem erſten an, Griechenland, Italien, Rom, Spanien und Gallien geplündert hatten. In Anſehung des Beſchluſſes dieſes ſo merkwürdigen Krieges ſind die Nachrichten ſehr mangelhaft. Nichts war für die Viſigothen unglücklicher, als der Verluſt ihres Königs; indem ſie nicht wußten, an wen ſie ſich nach ſeinem Tode halten ſollten. Ein Theil wählte den Geſalich, ſeinen älteſten Sohn zum König; den aber die andern nicht wollten, weil er nicht aus einer rechtmäßigen Ehe entſproſſen war. Der übrige Theil der Nation folgte dem jüngſten Sohne Amalarich, welchen Alarich mit des Oſtgothiſchen Königs Theodorich Tochter erzeugt hatte, der ſich mit ſeinem Anhange in Spanien zog. Endlich miſchte ſich Theodorich ſelbſt in dieſen Krieg, um den zu ſtark um ſich greiffenden Franken Einhalt zu thun. Wir wiſſen aber nur ſo viel von ſeinen Unternehmungen, daß er die von den Franken und Burgundern belagerte Stadt Arles entſetzet, und dieſelbe für ſich behalten hat, um ſie auf dieſer Seite als eine Vor-

mauer

mauer gegen die Franken zu brauchen, wenn ihnen etwa die Luſt ankommen ſollte, auch in Italien einzudringen. Die Franken behielten das meiſte von ihren Eroberungen, und den Viſigothen blieb ungefähr der Strich Landes, den wir jetzt Languedoc nennen.

Nachdem Klodwig keine auswärtigen Feinde mehr zu bekriegen hatte, fing er an ſeine eigenen Verwandten nicht zwar durch offenbare Gewalt, ſondern durch Liſt zu verfolgen. Der Leſer erinnere ſich deſſen, was wir von der Treuloſigkeit der Franken und ihrer Neigung zum Meineide überhaupt geſagt haben, indem ihm dieſes den Aufſchluß zu dem folgenden geben wird. Gegen ſeinen Vetter Sigebert zu Cöln, welcher ihm erſt die Schlacht bey Poitiers gegen die Gothen hat gewinnen helfen, wiegelte er deſſen eigenen Sohn auf, und machte, daß dieſer ſeinen Vater auf der Jagd umbringen ließ. Die Belohnung des Sohns war, daß ihn Klodwig durch ſeine Geſandten, als er dieſen ſeines Vaters hinterlaſſene Schätze zeigte, ebenfalls meuchelmörderiſcher Weiſe hinrichten ließ, und ſich der Schätze ſo wohl, als ſeiner Länder bemächtigte. Einen andern Fränkiſchen Fürſten Kararich, der einen Theil der Nation beherrſchte, bekam er nebſt deſſen Sohn durch Liſt in ſeine Gewalt, ließ ihnen die Haare abſchneiden, den Vater zum Prieſter, den Sohn zum Diacon weihen, und in der Folge beyde gar umbringen. So barbariſch dieſer Gebrauch ausſieht, einen mit Gewalt zum Prieſter zu weihen, um Leute zu allen weltlichen Aemtern untauglich zu machen, ſo war ſolcher doch nicht barbariſcher Herkunft. Inſonderheit machten die Orientaliſchen Kaiſer ſtarken Gebrauch davon. Oft war es das einzige Mittel für ehrliche

Leute, einem von dem Hof auf sie geworfenen Verdachte, und dessen schlimmen Folgen auszuweichen. Einen andern Ragnacar, der zu Cambray seinen Sitz hatte, und seinen Sohn Richar brachte er durch Bestechung ihrer Leute in seine Gewalt; und als sie ihm gebunden vorgeführt wurden, rückte er es ihnen als ein großes Verbrechen vor, daß sie sich haben binden lassen, woran er doch selbst Schuld war. Hätte er mehrere Verwandte gehabt, würde er auch mehrere haben umbringen lassen. Bey den Großen stellte er sich betrübt darüber, daß er keine Verwandten mehr habe, nur in der Absicht, zu erfahren, ob nicht jemand mehr vorhanden sey, der sich für einen ausgebe. Wir finden nicht, daß solche Thaten großen Eindruck auf die Nation gemacht haben, oder daß sie ihm besonders übel wären ausgelegt worden. Selbst Gregor von Tours sieht es als einen Segen Gottes an, daß er über alle seine Feinde Meister geworden m).

Klodwig starb endlich zu Paris im Jahr 511. seines Alters im fünf und vierzigsten. Eine der sichersten Proben der persönlichen Größe eines Regenten ist, wenn seine untergebene Nation selbst einen merklich höhern Schwung, es mag seyn, in was es immer will, unter seiner Regierung nimmt. Der Ostgothische König Theodorich machte Klodwigen in einem Schreiben das Compliment, daß er die in den vorigen Zeiten in eine Trägheit versunkene Fränkische Nation glücklich zu neuen Kriegen angefrischt habe;

m) Hist. l. 2. c. 40. col. 97. lit. D.

habe; welches ſeine Thaten vollkommen beſtätigen n).

Man hat ihn mit Conſtantin dem Großen verglichen o); und in der That iſt die Aehnlichkeit ungemein auffallend. Conſtantin ward aus einem Heiden ein Chriſt; auch Klodwig. Conſtantin war zu ſeiner Zeit der einzige katholiſche Regent in der Welt; auch Klodwig. Conſtantin war glücklich gegen ſeine Feinde; auch Klodwig. Conſtantin wird der Grauſamkeit gegen ſeine nächſten Verwandten beſchuldigt; auch Klodwig. Conſtantins Bekehrung kommt manchen verdächtig vor; auch Klodwigs. Conſtantin theilte das Römiſche Reich unter ſeine drey Söhne; Klodwig das Fränkiſche unter ſeine vier. Beyder Betragen in dieſem Stücke hat faſt dieſelben Gründe für ſich und wider ſich.

n) Glorioſa quidem veſtræ virtutis affinitate gratulamur, quod gentem Francorum priſca aetate reſidem *feliciter in noua proelia concitaſtis. Epiſt. Theodor, ad Clodouaeum apud Duchesne Tom.* 1. pag. 838.

o) GREGOR. TVR. L. 2. c. 31. col. 83. lit. c. *Author vitae Dagoberti apud Duchesne Tom.* 1. pag. 587.

Zweytes Kapitel.

Klodwigs Söhne. Groſſe Veränderung in Italien. Antheil, den die Franken daran nehmen.

Klodwig hinterließ vier Söhne, wovon er den älteſten, Theodorich mit Nahmen, mit einer Beyſchläferinn erzeugt hatte, die drey jüngſten aber, Chlodomir, Childebert und Clotar mit der Burgundiſchen Prinzeſſinn Clotild. Er hatte zwar ſeine Verwandten aus dem Wege geräumt; aber nicht, um die getheilten Fränkiſchen Länder für beſtändig zu vereinigen, ſondern um ihnen Regenten von ſeinem eigenen Blute zu geben. Die Deutſchen hatten noch keine Begriffe von einer ſolchen Verfaſſung, und ſie glaubten, die Söhne eines Fürſten müßten die nähmlichen Rechte haben, wie die Söhne eines Privatmannes. Die Königinnen bekamen daher auch ſo, wie die gemeinen Weiber, den dritten Theil vom Schatze, den ihre Männer während ihrer Verehelichung erworben haben p). Die Nation mußte jedoch ihre Einwilligung jedesmahl, zur Thronfolge ſo wohl, als zur Theilung, geben. Wir finden ſo gar, daß ſie ſich geweigert einen königlichen Prinzen als König zu erkennen, weil der damahlige major domus nach des Vaters Tode die Nation zuſammen zu berufen verſäumt.

Man

p) *Author. vitæ S. Leodegar. apud Duchesne Tom. 1. pag. 602.*

Man nahm alſo nach ſeinem Tode die Theilung vor, worin Theodorich die alten Länder der Franken am Niederrhein, und was ſie erſt am Oberrhein und Main den Alemanniern abgenommen hatten, nebſt den Gegenden an der Moſel und Maas, den Städten Trier, Metz, Toul und Verdun, Rheims, und noch einigen von der Gothiſchen Eroberung. Metz ward die Reſidenz ſeines neuen Reiches, welches, weil es den übrigen Fränkiſchen Provinzen gegen Oſten gelegen iſt, den Nahmen Auſtraſien von ihnen bekam, und von Theodorichs Zeiten an meiſtens ſeine eigenen Könige gehabt hat; von denen aber nur die letzteren eigentlich für die Deutſche Geſchichte gehören, weil ſie einen groſſen Theil von Deutſchland beherrſcht haben. Die übrigen werden wir nur im Vorbeygehen berühren.

Die Söhne Klodwigs, beſonders Theodorich, nahm das ganze Syſtem ſeines Vaters an, deſſen Tugenden und Laſter er ererbt hatte. Seinen Nachbarn eben ſo gefährlich, treulos gegen ſeine Verwandten und eigenen Brüder, ſonſt aber eben ſo unternehmend und herzhaft, ſuchte er dasjenige vollends zu Stande zu bringen, was ſein Vater angefangen hatte.

Das merkwürdigſte von ſeiner Regierung iſt der Thüringiſche Krieg, und die Vereinigung dieſes Reichs mit dem Fränkiſchen. Thüringen wurde damahls von drey Brüdern beherrſcht, von Hermanfrieden, Baderichen und Bertharn. Hermanfried hatte des Oſtgothiſchen Königs Theodorich Nichte zur Ehe, die die Freundſchaft der Oſtgothen, hingegen aber Zwietracht und Feindſchaft zwiſchen den eigenen königlichen Brüdern in Hermanfrieds Haus gebracht hat. Dieſe ſtolze Prinzeſſinn konnte nicht

vertragen, daß es noch mehrere Könige oder Königinnen von Thüringen geben sollte. Sie überredete daher ihren Gemahl, seinen Bruder Berther aus dem Wege zu räumen, und desselben Antheil von Thüringen an sich zu reissen; dessen Kinder er jedoch, worunter auch die berühmte Radegund war, die nachmahls der Zahl der Heiligen einverleibet worden, an seinem Hofe standesmäßig erziehen ließ. Dem Baderich war ein ähnliches Schicksal zugedacht; weil sich aber Hermanfried nicht getraute, dieses Vorhaben durch seine Kräfte allein gegen ihn auszuführen, wendete er sich an den Fränkischen König Theodorich, mit Versprechen ihm die Hälfte der eroberten Länder seines Bruders zu überlassen, wenn er ihm denselben unterdrücken hälfe. Wir haben erst kürzlich unter Klodwigen einen ganz ähnlichen Fall in der Burgundischen Geschichte erlebet; und in der Fränkischen werden wir auf allen Blättern Familienkriege antreffen, die überhaupt mit solchen tragischen Auftritten vergesellschaftet sind, daß man diese Prinzen immer gern in ihre vorige Barbarey und in jene Zeiten zurück wünschte, wo es noch nicht so der Mühe werth war König zu seyn, noch weniger aber Leute und Länder als Erbgüter angesehen wurden. Theodorich säumte nicht, rückte so gleich mit einem Kriegsheere
J. J. Ch. 521. in Thüringen, und nachdem er sich mit dem Hermanfried vereiniget hatte, griffen beyde den unglücklichen Baderich an, der das Treffen und das Leben verlor. Seine Länder zog Hermanfried an sich, ohne dem Theodorich den versprochenen Theil zu geben. Dieser kehrte hierauf wieder zurück; aber mit solchem innerlichen Haß gegen Hermanfrieden, der nur durch den gänzlichen Untergang des Thüringischen Hauses konnte getilgt werden.

Theo-

Theodorich nahm auch Theil an dem Burgundischen Krieg, in welchem eben so traurige Scenen vorkommen. Der Burgundische König Sigismund, der seinem Vater Gundobald in der Regierung gefolgt war, hatte zuvor seinen eigenen Sohn Siegerich umbringen lassen, aus einem falschen Verdacht, den ihm seine zweyte Gemahlinn gegen diesen Prinzen beygebracht hatte, als wenn er ihm nach dem Throne strebete. Er bereute hernach diese That, als er den Ungrund davon erfahren, stiftete das berühmte Kloster St. Moritz, that Buße, und war untröstlich. Indessen überziehen ihn die Fränkischen Könige mit Krieg auf Anstiften ihrer Mutter Clotild, welche, obschon fromme Prinzessinn, den Tod ihres Vaters nicht verschmerzen konnte, und von ihm ein Recht auf Burgund zu haben glaubte. Sigismund setzt sich entgegen, wird überwunden, und verbirgt sich in eben demselben Kloster. Ein ungetreuer Unterthan liefert ihn dem Fränkischen Könige Clodomir aus, der, nicht zufrieden den Unglücklichen in seinen Händen zu haben, ihn nebst seiner Gemahlinn und zweyen Prinzen in einen Brunnen werfen ließ. Er überlebte aber J. Ch. 523. diese grausame That nicht lange. Als er das nächste Jahr gegen Sigmunds Bruder Godomarn zu Felde gezogen, ward er im Treffen bey Vienne erschlagen, und sein Kopf, den die Burgunder an seinen langen Haaren erkannt hatten, auf eine Stange gesteckt, und zur Schau herum getragen. Die Franken erholten sich nichts desto weniger, und trugen den Sieg davon. Als sich aber Clodomirs Brüder nach seinem Tode, anstatt den Sieg zu verfolgen, mit der Theilung seiner Länder beschäftigten, bekamen die Burgunder wieder auf eine Zeit lang Ruhe.

Bis daher hatte der Oſtgothiſche König Theodorich den Franken noch einiger Maßen Einhalt gethan, und durch ſeine Klugheit ſo wohl, als Macht das Gleichgewicht zwiſchen den verſchiedenen Deutſchen Nationen, die ſich in das Römiſche Reich getheilet hatten, zu erhalten gewußt. Nachdem aber dieſer im Jahr 526. mit Tode abgegangen; ohne einen Nachfolger zu hinterlaſſen, der ihm an Verſtand und Anſehen gleich geweſen wäre: ſo neigte ſich alles zu einer allgemeinen Veränderung. Die Römer fingen an, ſich in dem Orient zu regen, und von dort aus zu drohen; und die Franken fingen nun an, einen ihrer Nachbarn nach dem andern zu verſchlingen. Der Auſtraſiſche König Theodorich glaubte, daß nun die Zeit vorhanden ſey, ſich an dem Könige von Thüringen, der ſein Verſprechen nicht gehalten hatte, zu rächen. Er überfiel ihn daher in Geſellſchaft ſeines Bruders Clotar, und ſchlug ihn an der Unſtrut auf das Haupt. Hermanfried entkam jedoch durch die Flucht, und man weiß nicht, was damahls die Fränkiſchen Könige zum Rückzuge mag bewogen haben. Was ſie aber mit Gewalt durchzuſetzen nicht im Stande geweſen, führten ſie hernach mit Liſt aus. Theodorich machte Hermanfrieden ſo ſicher, daß dieſer zu ihm nach Zülpich kam. Allda führte er ſelben eines Tages auf die Stadtmauer, und da ſie ſich dem Scheine nach auf das freundſchaftlichſte mit einander unterredeten, bekam Hermanfried von einem der Anweſenden, vermuthlich auf Anſtiften Theodorichs, einen Stoß, daß er von der Mauer hinunter zu Tode fiel. Seine Gemahlinn Amelberga, die ſo viel Unheil in dem Thüringiſchen Hauſe angeſtiftet hatte, mußte ſich nach Italien zu den Gothen flüchten. Die Franken aber nahmen ungehindert Beſitz von Thüringen. Kaum haben ſich die Römiſchen

i. J. Ch. 528.

Waffen

Waffen in dieſen Gegenden ſehen laſſen, wo die Franken nun immer weiter ſich ausbreiteten. Unter allen Deutſchen Völkern waren nur die Sachſen noch allein übrig, die ihre Freyheit behaupteten. Die Baiern aber und ein Theil der Alemannier ſtanden unter den Oſtgothen, von denen wir ſie auch bald unter Fränkiſche Herrſchaft werden kommen ſehen.

Theodorich ließ auch durch ſeinen Sohn Theodebert die Viſigothen angreiffen, und ihnen Rouvergue nebſt dem Gevaudaniſchen und Albigenſiſchen Gebiethe, deſſen ſie ſich bemächtigt hatten, wieder abnehmen. Er ſtarb aber, noch ehe der Krieg geendigt war, im Jahr 534. Die beyden Könige, Childebert und Clotar, Klodwigs Söhne, die noch bey Leben waren, machten zwar auf das Auſtraſiſche Reich Anſpruch; allein, Theodebert wurde von ſeinen Leuten (Leodibus, Vaſallen) beſchützt und für ihren König erkannt. Bald nach ſeiner Thronbeſteigung eräugnete ſich eine überaus günſtige Gelegenheit für die Franken, neue Eroberungen zu machen. So ſehr von ihnen die ausgewanderten Deutſchen Nationen in die Enge getrieben wurden; ſo ſehr fing nun auch der Orientaliſche Hof an für dieſe gefährlich zu werden. Dem Kaiſer Juſtinian hatte es bereits geglückt, durch den tapfern Beliſar mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit dem Vandaliſchen Reiche in Afrika ein Ende zu machen. Nun wollte er auch den Oſtgothen in Italien zu Leibe gehen. Theodat war damahls ihr Beherrſcher, ein Schweſterſohn des berühmten Theodorich. Was dieſer für ein Held geweſen, können wir am beſten aus einem ſeiner Schreiben an den Kaiſer Juſtinian ſehen: " Ich bin nicht „ ſeit geſtern bey Hof, ſchreibt er, ſondern daſelbſt „ geboren und erzogen, wie es ſich für einen von

„ meiner

„ meiner Geburt ſchicket. Den Krieg hab ich nie „ geliebet. Aus Neigung zu den Wiſſenſchaften, ſagt „ er ferner, habe ich meine ganze Zeit damit zuge„ bracht, und daher von dem Getöſe der Waffen „ mich ſo weit entfernet, als es immer möglich „ war.“ Dieſe Sprache, wenn ſie ein Orientaliſcher Prinz unter ſeinen Verſchnittenen geführt hätte, wäre dieſem noch eher zu verzeihen geweſen; aber einem Gothen ſtand ſie ſehr übel an.

Theodat hatte ſein Glück bloß der Amalaſuntha, des Königs Theodorich Tochter, zu danken, die ihn als ihren nächſten Verwandten zur Regierung berufen hatte, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er ihr die bisherige Gewalt Zeit ihres Lebens laſſen ſollte. Er vergaß aber bald ſein Wort, und überließ die unglückliche Amalaſuntha, die einige der vornehmſten Gothiſchen Familien zum Unwillen gegen ſich gereitzet hatte, ihren Feinden, von denen ſie zum großen Verdruß der Gothen ſo wohl, als Römer ermordet wurde; indem ſie ein Weib von einem männlichen Verſtande, ungemeiner Beſcheidenheit und Gerechtigkeitsliebe geweſen. Amalaſuntha hatte nicht allein allezeit mit dem Kaiſer Juſtinian in gutem Vernehmen gelebt, ſondern ſich jetzt erſt, als ſie die Bosheit des Theodat merkte, in ſeinen Schutz begeben, und ihm ſo gar Hoffnung zur Abtretung von ganz Italien gemacht. Beydes ſchmerzte den Kaiſer, ihr Tod, und die damit verſchwundene Hoffnung einer ganz friedfertigen Eroberung von Italien. Das letztere wollte er nun mit Gewalt ausführen; das erſtere diente ihm zum Vorwande.

Juſtinian ließ die Zurüſtungen zu dem Italieniſchen Kriege, ſo viel als möglich, beſchleunigen.

Beliſa-

Beliſarius bekam das Commando. Die auf der Flotte eingeſchiffte Mannſchaft belief ſich aber nicht höher, als acht tauſend Mann Fußvolk und Reiterey zuſammen. Das Genie und das Glück ihres Generals waren ihre beſten Gefährten. Die erſte Landung unternahm Beliſar in Sicilien, einem Lande, das von jeher beſtimmt geweſen fremde Herren zu haben, aber auch allemahl bey Veränderung derſelben nicht allein gleichgiltig, ſondern auch froh war. Alle Städte, das einzige Palermo ausgenommen, öffneten ihm die Thore mit Freuden, ohne daß es die Gothen, deren viel zu wenig waren, hindern konnten. Theodorich hatte dieſen Fehler gleich bey der Einnahme von Sicilien begangen, daß er, den Römern zu Gefallen, damit mehr Getreide aus Sicilien nach Rom könnte gebracht werden, nur ſchwache Beſatzungen darin ließ; und der feige Theodat, welcher den Krieg vor Augen ſah, hatte dennoch keine Aenderung hierin getroffen. Die Nachrichten von den ſchleunigen Progreſſen des Beliſar machten ihn vollends ſo muthlos, daß er durch die niederträchtigſten Bedingungen den Frieden von Juſtinian zu erkaufen ſuchte; und, wenn allenfalls dieſe nicht ſollten angenommen werden, ſich noch anheiſchig machte, Italien ſelbſt dem Kaiſer zu übergeben, nur daß er ihm ſo viel Güter ließe, deren Ertrag zwölf hundert Pfund Gold abwürfe. Juſtinian war ungemein erfreut, lobte den Theodat, und glaubte Italien ſchon in Händen zu haben. Einige Vortheile aber, die die Gothen in Dalmatien über die Kaiſerlichen erhalten hatten, machten, daß Theodat ſeine Geſinnungen auf einmahl änderte, ohne jedoch ſich in die gehörige Gegenverfaſſung zu ſetzen, welche nun um ſo nöthiger geweſen wäre, da Beliſar, nachdem er ganz Sicilien erobert hatte, auch in Italien ſelbſt überſetzte,

wo die Sachen eben dieſelbe Wendung nahmen, wie in Sicilien. In dem ganzen untern Theile von Italien fand er keinen Widerſtand, ausgenommen vor Neapel, wo eine Gothiſche Beſatzung war. Beliſar mußte die Stadt förmlich belagern; und würde kaum etwas ausgerichtet haben, wenn nicht einige ſeiner Iſauriſchen Soldaten ſich durch einen vernachläſſigten Canal in die Stadt geſchlichen, und den übrigen die Thore geöffnet hätten.

Die Gothen ſahen nun wohl, daß ihr Unglück von der Unthätigkeit des Theodat herrühre; ſie wählten daher den Vitiges an deſſen Stelle zum König, der ihn durch einen ſeiner Vertrauten umbringen ließ. Aber auch unter den Vitiges gingen ihre Sachen nicht zum beſten. Ihre Verfaſſung hatte einen Hauptfehler, deſſen üble Folgen ſich über kurz oder lang äußern mußten. Die alten Inwohner von Italien waren ihnen an der Zahl überlegen, und die Gothen mochten ſich gegen ſie verhalten, wie ſie wollten, ſo verzieh man es ihnen niemahls, daß ſie Arianer waren. So viel Mühe ſich Theodorich gegeben hatte, Italien glücklich zu machen; ſo war doch noch allezeit der Religionshaß ſtärker, als das Andenken der erwieſenen Gutthaten. Der National-Stolz, der einer Nation bis an ihr Ende anklebet, ſo, wie der Privat-Stolz einzelnen Menſchen, wirkte auch auf ihre Gemüther. Die ſo lange Zeit zu herrſchen gewohnten Italiener konnten es nicht verdauen, daß ſie einem Volke unterthänig ſeyn ſollten, von dem ſie glaubten, daß es mit ihnen gar nicht, was Verſtand und Cultur angeht, zu vergleichen ſey, und welches ſie ſchon deßwegen verachteten, weil es barbariſcher, das iſt, nicht Italieniſcher, oder Griechiſcher Herkunft

kunft war. Die Gothen hatten alſo gegen äußere und innere Feinde zugleich zu kämpfen.

Das erſte, was Vitiges that, war, die ganze Gothiſche Macht zu verſammeln. Nur die Franken, welche Juſtinian durch Geſchenke und Verſprechen gegen die Gothen, denen ſelbe ohnehin ſchon zuvor abgeneigt waren, noch mehr aufgebracht hatte, hinderten ihn, daß er die Gothiſchen Beſatzungen aus den Provinzen Galliens, die den Gothen noch zugehörten, nicht an ſich ziehen konnte. Er ſetzte alſo die von dem Theodat bereits angefangenen Unterhandlungen mit ihnen fort, und trat ihnen mit Genehmigung ſeines Volkes nicht allein alles ab, was die Oſtgothen noch von Gallien innehatten, ſondern zahlte ihnen auch die ſchon von dem Theodat verſprochenen zwey tauſend Pfund Gold aus, um ſie zu einem Beyſtande i. J. Ch. gegen die Römer zu bewegen. Die Fränkiſchen Kö- 536.
nige Theodebert, Childebert und Clotar theilten ſo gleich die Länder und das Geld, verſprachen auch den Gothen Hilfsvölker zu ſchicken. Weil ſie ſich aber gegen den Kaiſer Juſtinian zu dem nähmlichen anheiſchig gemacht hatten, ſo ſollten dieſe Hilfsvölker nicht aus Franken, ſondern aus den ihnen unterworfenen Nationen beſtehen, damit es das Anſehen hätte, als thäten es die letztern für ſich, ohne von ihren Herren dazu beordret zu ſeyn. So bald der Vertrag geſchloſſen war, zog Vitiges die in Gallien ſtehenden Gothen an ſich; Beliſar aber, dem das Glück auf ſeinen Schritten folgte, näherte ſich bereits den Thoren von Rom, worin Vitiges, nachdem er die Römer nachdrücklich an die von Theodorichen ihnen erzeigte Wohlthaten erinnert, eine Beſatzung von vier tauſend Mann gelaſſen hatte. Die Römer kehr-

ten ſich ihrerſeits ſo wenig daran, daß ſie dem Beliſar Bothen entgegen ſchickten, und verſprachen die Thore zu öffnen; welches ſie auch thaten, ſo bald Beliſar angelangt war. Den Gothen, welche den Bürgern und dem Beliſar nicht zugleich gewachſen wären, wurde gleichſam zur Gnade der freye Abzug verſtattet.

Vitiges ward über dieſen Verluſt und die Untreue der Römer äußerſt betroffen. Er eilte demnach mit ſeiner ganzen Macht nach Rom, um dieſe Stadt mit Gewalt wieder unter ſeine Bothmäßigkeit zu bringen. Die Belagerung dauerte ein ganzes Jahr und neun Tage. Beliſar lag ſelbſt darin, und hatte kaum fünf tauſend Mann zur Vertheidigung einer ſo weitläufigen Stadt bey ſich. Man kann ſelbe auch in ihrer Art als ein Meiſterſtück anſehen, wenn anders Procopius ſeinem Helden nicht zu viel geſchmeichelt. Die Gothen, welche die Stadt durch Hunger zwingen wollten, nachdem ihre Stürme abgeſchlagen worden, litten zuletzt ſelbſt ſo großen Mangel, daß ſie genöthiget wurden, nicht allein die Belagerung aufzuheben, ſondern auch mehrere haltbare Orte zu verlaſſen. Von dieſer Zeit an ſchien das Glück die Gothen zu verlaſſen. Der kaiſerliche General Johannes nahm ihnen verſchiedene Plätze in Piceno (der heutigen Mark Ancona) weg. In Ligurien aber ergab ſich die Hauptſtadt Mayland ſelbſt an die Kaiſerlichen; und obſchon ſelbige von den Gothen mit Hilfe der Burgunder, die ihnen von den Fränkiſchen Königen zugeſchickt ward, wieder erobert und eine erſchreckliche Rache an ihr ausgeübet worden: ſo drang doch andrerſeits Beliſar bis Rimini vor, das nur eine Tagreiſe von Ravenna, der Hauptſtadt des Gothiſchen Reiches, lag. Der Mangel an Lebensmitteln

plagte

plagte ſie noch ärger, als der Feind; da hingegen die Kaiſerlichen, welche Meiſter von dem Meere und von Sicilien waren, ſich durch die Zufuhr von andern Orten helfen konnten. Alles neigte ſich zu ihrem Untergange, als ein neuer Umſtand dazwiſchen kam, welcher faſt der ganzen Lage der Sache eine andere Geſtalt gegeben, und den Gothen ſo wohl, als den Kaiſerlichen das Garaus gemacht hätte.

Die Franken hatten ſich zeither für keinen Theil öffentlich erklärt, von beyden aber Geſchenke angenommen, und beyden zum Beyſtande Hoffnung gemacht; zuletzt aber zehn tauſend Burgunder den Gothen zu Hilfe marſchiren laſſen, um nur in etwas ſich gegen die vielen Opfer, die ihnen die Gothen gethan, erkenntlich zu zeigen. Jetzt aber, da beyde Theile einander faſt aufgerieben hatten, fiel es dem Auſtraſiſchen Könige Theodebert ein, ſich ſelbſt von Italien Meiſter zu machen. Er zog mit einem großen Heere J. Chr. über die Alpen, und rückte in Italien ein. Weder 539. Gothen, noch Römer wußten, worauf es angeſehen war. Beyde aber machten ſich unter der Hand Rechnung, daß es ihnen zum Beſten geſchehe; allein ſie irrten ſich. Die Franken ſchonten nur der Gothen anfangs, damit ſie ungehindert den Po paſſiren könnten. So bald aber dieſes geſchehen, fielen ſie dieſelben ſo heftig an, daß ſie ſich in der größten Beſtürzung nach Ravenna flüchten mußten. Den Römern ging es ebenfalls nicht beſſer; auch dieſe mußten ſich in der Eile nach Thuſcien zurück ziehen. So gut aber alles ſich zu Gunſten der Franken anließ; ſo war doch ihre Herrlichkeit von kurzer Dauer. In dem von Freunden und Feinden ausgezehrten Italien fehlte es ihnen bald an Lebensmitteln, und eine Menge Krankheiten überfiel die des Italieniſchen Klima

ungewohnten Körper der Franken. Zuletzt waren sie gezwungen, den Rückzug zu nehmen, ohne ihre Absichten erreicht zu haben. Merkwürdig ist, daß der erste Feldzug der Franken in Italien sich eben so, wie in der Folge so viele andre, geendiget hat.

Nach dem Abzuge der Franken setzte Belisar den Gothen immer heftiger zu, und Osimo, die Vormauer von Ravenna, mußte sich endlich nach einer langen Gegenwehr ergeben, worauf er Ravenna selbst enger einschloß. Der kurz vorher zum Abzug genöthigte Theodebert, als er sah, wie sehr die Gothen in die Enge getrieben waren, schickte eine Gesandtschaft an den Vitiges, und ließ ihm Hilfsvölker anbiethen, wenn er ihm einen Theil von Italien abträte. Allein, das Betragen der Franken gegen die Burgunder und Thüringer, und gegen die Gothen selbst in dem letzten Feldzug hatte die Gothen so sehr abgeschreckt, daß sie nichts von der Freundschaft der Franken hören mochten, sondern, wenn sie je einen Herrn haben müßten, noch lieber die Römer als Franken dazu wünschten. Sie verlangten nur, daß keinem Gothen etwas Leids widerfahren, und Belisar sich selbst zum Kaiser im Occident aufwerfen sollte. Sie glaubten in diesem Falle um so eher wegen des Ihrigen gesichert zu seyn, indem selbiger sich nicht ohne die Gothen hätte erhalten können. Das erste versprach er ihnen eidlich, zum zweyten machte er Hoffnung. Ravenna ward ihm hierauf übergeben. Belisar hielt sein Wort, was den ersten Punct angeht, auf das genaueste; mit dem zweyten zauderte er, bis endlich alle Hoffnung dazu verschwand, da er, auf erhaltenen Befehl von Hof, bald darauf abreisete, ohne ihren Antrag ins Werk gerichtet zu haben, entweder

weder daß er nicht Muth genug, oder zu viel Redlichkeit dazu beſeſſen hat.

Nach der Uibergabe von Ravenna bekamen die Gothen erſt Muße, über ihr jetziges Schickſal nachzudenken. Ihre Weiber waren ſchon bey dem Einzuge des Beliſar in Ravenna ſo ſehr über ihre eigenen Männer erbittert, daß ſie ihnen ins Geſicht ſpieen, weil ſie ſich von ſo kleinen und unanſehnlichen Leuten, als die Römer waren, hätten überwinden laſſen. Nun erwachte auch Scham und Verzweiflung bey den Männern, und letztere flößte ihnen den ſo lange verlornen Muth wieder ein. Ihrer tauſend ungefähr beſchloßen das äußerſte zu wagen, um ſich wieder in Freyheit zu ſetzen. Weil ſie einen Anführer haben mußten, wählten ſie den Urajas, den Schweſterſohn des Vitiges, dazu, nachdem letzterer ſammt den Gothiſchen Schätzen nach Conſtantinopel hat wandern müſſen. Urajas nahm dieſe Würde in ſo gefährlichen Umſtänden nicht an, ſondern ſchlug ihnen den Ildebald, einen Verwandten des Viſigothiſchen Königs Theudas vor. Ildebald war entſchloſſener als Urajas. Obſchon die Römer ſeine Kinder in Händen hatten, griff er doch den General Vitalis an und ſchlug ihn, wurde aber von einem ſeiner eigenen Leute wegen einer Privat-Unbild ermordet. Die Gothen wählten hierauf den Totilas zum König, einen Helden, der jeder Nation würde Ehre gemacht haben, und der, wenn er auch nicht das ſchon zu ſehr geſchwächte Reich der Gothen wieder herzuſtellen im Stande geweſen, wenigſtens gemacht hat, daß es mit Ehren zu Grabe gegangen.

Totilas konnte deſto gröſſere Thaten verrichten, da er keinen Beliſar, ſondern Generale zu bekämpfen

hatte, die weder an Tapferkeit noch an Eifer für das gemeine Beste mit dem Belisar konnten verglichen werden. Nachdem er einen doppelten Sieg über die Kaiserlichen davon getragen, ging er über die Tiber, eroberte Benevent, Cuma und Neapel nebst dem ganzen untern Theile von Italien; und nun zeigte er sich auch vor Rom, stellte dem Rathe das viele Gute vor Augen, das sie von Theodorichen und Amalasunta empfangen, wie übel ihnen hingegen die Griechen bis daher begegnet, und verlangte eingelassen zu werden. Der Rath konnte und wollte sich nicht erklären. Totilas faßte also den Entschluß Gewalt zu brauchen. Von der Landseite hatte die Stadt ohnehin keine Zufuhr zu gewarten, da Italien durch die bisherigen Kriege gleichsam zur Wüste geworden. Um die andere Quelle zu verstopfen, errichtete Totilas eine Seemacht, und schnitt die Zufuhr auch von dieser Seite ab. Nichts geht über das Elend, in welches die unglückliche Stadt dadurch versetzet worden. Die Römer hatten schon bey der ersten Belagerung den Kaiserlichen in das Gesicht gesagt, entweder hätte Justinian die Gothen in Ruhe lassen, oder eine viel größere Macht gegen sie brauchen sollen. Jetzt wünschten sie die Griechen weiter von sich weg, als jemahls; allein, dieses half nichts. Die Befehlshaber der kaiserlichen Truppen in der Stadt wurden so wenig von dem allgemeinen Elende gerührt, daß sie mit dem wenigen noch vorräthigen Proviant den schändlichsten Wucher trieben. Wer kein Geld hatte, mußte ohne Barmherzigkeit aus Hunger verschmachten. Das Volk verlangte endlich mit Ungestüm entweder Nahrung oder die Erlaubniß aus der Stadt zu gehen. Die Generale ertheilten ihm diese, doch so, daß ein jeder sie mit dem letzten Heller erkaufen mußte. Der meiste Theil der Inwohner verließ

hierauf

hierauf die Stadt, aber in ſo elendem Zuſtande, daß wenige waren, die nicht auf dem Wege entweder von dem Hunger, oder Feinde aufgerieben wurden. Nun ſehe man, ſagt der Geſchichtſchreiber Procopius, der dem ganzen Kriege mit beygewohnet, wo das Glück endlich den Römiſchen Rath und das Volk hingebracht hat! Beliſar, den der Kaiſer wieder nach Italien geſchicket hatte, um alles wieder in guten Stand zu ſetzen, war viel zu ſchwach an Mannſchaft, als daß er etwas hätte unternehmen können. Als er endlich einige Verſtärkung erhalten, ſuchte er auf der Tiber Proviant in Rom hinein zu bringen. Der Anfang ließ ſich gut an; als aber ein falſcher Lärm entſtanden, als wenn die Gothen Porto eingenommen hätten, eilte er zurück, und das ganze Vorhaben ward zu nichts. Den Gothen gelang es vielmehr, ſich ohne Schwertſtreich von Rom Meiſter zu machen. Vier Iſaurer, die die Wache nahe an der Porta Aſinaria hatten, erbothen ſich von ſelbſt, dem Totilas die Stadt in die Hände zu liefern. Totilas machte ſich die Gelegenheit zu Nutz, beorderte vier Gothen dahin, die von Iſaurern an Stricken die Mauern hinauf gezogen wurden, und, nachdem ſie ſich des Thores bemächtiget, die übrigen Gothen einließen. Die Nacht hindurch hielten ſich die Gothen ruhig; ſo bald aber der Tag anbrach, drangen ſie in die Stadt. Was ihnen zuerſt in die Hände kam, ward getödtet. Der Diacon der Römiſchen Kirche, Pelagius, nahm ſich beſonders der Bürger bey dem Totilas an, der ihm auch geneigtes Gehör gab. Doch konnte die Plünderung nicht verhütet werden. Einige Gothen waren der Meinung, Totilas ſollte die Stadt bis auf den Grund zerſtören, zumahl er ſeine Truppen ſo nöthig im Felde habe, daß er ſelbe nicht beſetzen könnte. Er dachte aber viel zu edelmüthig.

Und in der That foderte es nicht so wohl das Interesse der Römer, daß Rom erhalten würde, als aller gesitteten Völker, damit aus seinen Denkmahlen Kunst und Geschmack mit der Zeit aufleben könnten. Belisar gab sich ebenfalls alle Mühe, dieses abzuwenden. Weil aber Totilas gesinnet war, bald nach Lukanien zu ziehen, ließ er den dritten Theil der Mauern niederreissen, damit sich seine Feinde darin nicht fest setzen möchten, und nahm zugleich alle Inwohner mit sich fort. Ein trauriger Anblick, daß ein sonst so mächtiges Volk, welches so viele Könige vor sich im Triumphe hat aufführen sehen, nun auf Befehl eines einzigen Barbaren von Haus und Hof wandern, und gleich einer hirtenlosen Herde sich vor ihm hertreiben lassen mußte.

Kaum aber hatte Totilas den Rücken gewendet, als ihm Belisar einen Streich spielte, dessen er sich nie versehen hätte. Belisar ging in aller Eile nach Rom, besserte die Mauern aus, so gut er konnte, versah sie auswärts mit Pallisaden, sammelte auch so viele der Inwohner, als möglich war, und stellte gleichsam das alte Rom in einigen Tagen wieder her. Totilas kehrte ebenfalls um, so bald er Nachricht hievon erhalten, in der Hoffnung die Stadt zu überrumpeln, ehe noch die Mauern fertig wären; und in der That waren bey seiner Ankunft die Thorflügel nicht einmahl eingesetzt. Allein, der erfinderische Geist des Belisar und sein unerschrockener Muth machten den Ersatz von allem, was noch abging; und Totilas, ob er schon einen tapfern Angriff that, konnte nichts ausrichten. Dieser hatte einen doppelten Verdruß hiebey, einen, daß er die Früchte seiner bisherigen Siege durch die Geschwindigkeit seines Gegners sich aus den Händen gewunden sah; den andern

dern, daß diejenigen unter ſeinen eigenen Leuten, die ihm gerathen hatten Rom zu ſchleiffen, nun öffentlich ſein Betragen tadelten. Selbſt die, welche ihn zeither bis in den Himmel erhoben hatten, erklärten ſich gegen ihn. Entweder hätte er, ſagten ſie, Rom zernichten, oder doch eine hinlängliche Beſatzung hinein legen ſollen. Totilas, dem dieſes empfindlich fallen mußte, wollte ſein Glück lieber anderwärts machen, als ſich bey einer Stadt verweilen, die ſeinen Feinden immer neue Gelegenheit gab, ihm ſeinen vermeinten Fehler vorzurücken. Der Vorwand, den er zu ſeinem Abzuge brauchte, war der kaiſerliche General Johannes, der ſich in Campanien hatte ſehen laſſen. Dieſen überfiel er, und jagte ihn in die Flucht; und als Beliſar das zweytemahl nach Conſtantinopel berufen wurde, ging er wieder vor Rom, weil er wohl wußte, wie viel die Stadt an dem Beliſar verloren hatte. Die abermahlige Verrätherey der Iſaurer, die ſchon lange Zeit keinen Sold bekommen hatten, erſparte ihm dießmahl alle Beſchwerlichkeiten der Belagerung, ſo daß er ohne den geringſten Verluſt in die Stadt kam, die bereits ſo ſehr von Häuſern entblößt war, daß die Inwohner innerhalb der Ringmäuern ſäeten und pflügeten, um ſich des Hungers zu erwehren. Totilas that auch jetzt unerachtet deſſen, was ihm erſt begegnet war, alles gegen die Stadt, was man von einem Helden aus den geſittetſten Zeiten erwarten konnte. So ſehr aufs neue viele von den Gothen wünſchten, die Stadt in Schutt und Aſche verwandelt zu ſehen: ſo ſehr war Totilas bedacht dieſelbe zu erhalten. Er rief ſelbſt alle hin und wieder zerſtreute Römer herbey, verſchaffte ihnen Lebensmittel, und baute auch vieles wieder auf, was in den vorigen Eroberungen der Stadt war zerſtöret worden. Dieſe Zerſtörung hatte ohnehin nicht die

grö-

gröſsten Denkmahle von Rom, ſondern nur die entlegenſten Häuſer betroffen q).

Der ſiegreiche Totilas faſste nach dieſer zweyten Eroberung den Muth, ſo gar in Sicilien eine Landung vorzunehmen, die ſich ungemein gut für ihn anlieſs. Als aber ein neues Heer von dem Orient durch Dalmatien nach Italien rückte, lieſs er einige Beſatzungen in den Orten, die er erobert hatte, und ging mit groſser Beute zurück. Dieſs war ſeine letzte Verrichtung, die ihm und den Gothen Ehre machte. Nach derſelben wollte ihnen nichts mehr gelingen. Das unglückliche Seetreffen bey Ancona, in welches ſie ſich eingelaſſen hatten, ohne daſs ſie ſich viel auf die Kunſt verſtanden, Schiffe auſser, noch viel weniger in einem Treffen zu regieren, brachte ihnen den empfindlichſten Stoſs bey. Auch hatten die Franken einen Einfall in Italien gethan, und ſich das meiſte von

q) Man thut alſo dem Totilas Unrecht, wenn man ihm aufbürdet, er habe den Circus, das Amphitheater, die Obelisken, Bäder und Waſſerleitungen zu Grunde gerichtet. Vielmehr war die auf ſo viele Kriege erfolgte Armuth Schuld davon. Da Rom keinen Zufluſs mehr von auſsen hatte, muſste es nach und nach von ſelbſt fallen: obſchon Procopius den Römern das Zeugniſs gibt, daſs ſie mehr als alle Städte der Welt auf die Bewahrung der Denkmahle und Zierde ihrer Stadt bedacht ſeyen. Nachdem man zu arm war Schauſpiele aufzuführen, wurden auch die Theater unnütz, und nichts ward auf deren Unterhaltung verwendet. Das Chriſtenthum trug auch das Seinige bey, daſs man ſolche Werke nicht mehr achtete, aus welchen allenthalben die Überbleibſel des Heidenthums hervor ſahen. Die Art, womit die Römer in dem eilften und zwölften Jahrhundert einander begegnet, übertraf vollends alles, was die Barbaren jemahls gethan hatten.

von Ligurien, Venetien, und Aemilien unterwürfig gemacht. Totilas, um einen ſo gefährlichen Feind vom Halſe zu ſchaffen, trat ihnen alles ab, was ſie erobert hatten.

Nebſt dieſem kam noch Narſes mit einem ganz friſchen Heere aus dem Oriente angerückt, welches zuſammen zu bringen der Hof alle ſeine Kräfte aufgebothen hatte. Von dem Narſes, als einem Verſchnittenen, hätte man gar nicht vermuthen ſollen, daß er ſich getraute den Degen zu führen; deſſen ungeachtet aber gab er keinem Feldherrn an Einſichten und Herzhaftigkeit etwas nach. Die Gothen und Franken ſuchten ihm den Weg zu verlegen; er wußte aber dennoch durchzukommen; und der tapfere Totilas, der durch ſeinen Heldenmuth das wankende Glück der Gothen bis daher aufrecht erhalten hatte, mußte endlich unterliegen. In einem Treffen in Thuſcien ward er geſchlagen, und ſtarb bald darauf an ſeinen Wunden. Narſes ſchickte ſein blutiges Kleid und den Hut dem Juſtinian nach Conſtantinopel, der ſie mit großem Vergnügen anſah, ohne daß er jemahls das Herz gehabt hätte, dem Helden im Leben unter das Geſicht zu treten. Die Gothen thaten noch den letzten Verſuch, und erwählten den Teſas zum König; aber auch dieſer ward geſchlagen, und im Treffen getödtet, worauf ſich die meiſten ergaben. Ein Theil davon ſträubte ſich noch eine Zeit lang, und ſuchte nochmahls Hilfe von den Franken. Leuthar und Bucelin, zwey vornehme Alemannier, kamen auch mit einem Heere von fünf und ſiebenzig tauſend J. Ch. Mann, theils Franken, theils Alemanniern, nach 552. Italien, unter dem Vorwande den Gothen wieder aufzuhelfen; in der That aber, um ſich Meiſter von

Ita-

Italien zu machen. Anfangs machten ſie mächtige Fortſchritte; nachdem ſie aber eine Zeit lang in Italien ſich aufgehalten, ward Leuthar mit dem größten Theile ſeiner Leute durch Krankheiten aufgerieben, welche durch die große Hitze und unzeitigen Trauben, die ſie aus Abgang der Lebensmittel zu ihrer Nahrung nehmen mußten, entſtanden waren. Bucelin durchſtreifte ganz Italien, und kam bis an die Sicilianiſche Meerenge. Narſes folgte ihm, und ſchlug ihn auf das Haupt. Bucelin und die meiſten ſeiner Leute blieben auf dem Platze; die übrigen wurden gefangen. Die Franken hatten ſchon lange keinen Feind vor ſich gehabt, der ſich auf regelmäßige Kriegsübungen verſtand; die Kaiſerlichen hingegen hatten in einem beynahe zwanzigjährigen Kriege endlich wieder gelernt, was Krieg führen heiſſe. Einige Feſtungen, die die Gothen noch beſetzt hielten, unterwarfen ſich theils freywillig, theils bezwang ſie Narſes und endigte dadurch einen ſo langwierigen Krieg, wobey Juſtinian wenig gewonnen, Italien aber außerordentlich viel verloren hat, indem es faſt ganz zur Einöde gemacht worden, und, ohne noch ſich erholt zu haben, gleich wieder nach Römiſchem Gebrauche
i. J. Ch. 568. ſtarke Abgaben geben mußte; bald darauf aber einem andern Deutſchen Volke, nämlich den Longobarden, in die Hände fiel.

Theodebert iſt bereits i. J. 547. in dem vierzehnten Jahre ſeiner Regierung geſtorben, ohne das Ende des Gothiſchen Kriegs zu erleben. Man hat noch eine Münze von ihm, wo er den Titel Dominus führt, den bisher die Kaiſer allein ſich angemaßet hatten. Sein Sohn Theodebald regierte nur ſechs Jahre, und verrichtete außer dem, daß er den Leutharis und Bucelin nach Italien geſchickt, wenig

Merk-

Merkwürdiges. Auſtraſien fiel hierauf dem noch lebenden Sohne Klodwigs, Clotarn dem erſten zu, der endlich nach dem Tode ſeines Bruders Childebert († 558) die ganze Monarchie an ſich brachte.

Drittes Kapitel.

Die Söhne Clotars I. Uible Folgen des Lehns-Syſtems. Fredegunde. Brunehild. Abnahme des königlichen Anſehens. Rohe Sitten der Nation.

Nach dem Tode Clotars I. († 561) theilten deſſen vier Söhne, Charibert, Gunthram, Chilperich und Sigebert das Reich. Sigebert bekam durch das Loos Auſtraſien. Sie verheuratheten ſich alle mit Perſonen von geringer Herkunft, ausgenommen Sigebert, welcher die Brunehild, des Viſigothiſchen Königs Athanagild Tochter, zur Ehe nahm; denn ſie war wohl gebildet, ſagt Gregorius v. Tours, ſchön von Anſehen, von einem unſträflichen Wandel, ſittſam, von einem großen Verſtand, beredt und artig in ihrem Umgange. r). So redete man von dieſer Prinzeſſinn bey ihrer Ankunft in Frankreich. Chilperich heurathete in der Folge ihre Schweſter Galſuinde; hielt ſie aber nicht zum beſten, und als ſie eines Tags todt im Bette gefunden ward, entſtand ein großer Verdacht, Chilperichs nachherige Gemahlinn, Fredegunde, möchte ſie heimlich aus dem Wege geräumt haben; und durch

r) *Hiſtor. L. 4. c. 27.*

durch dieſes mag wohl der erſte Grund zur unverſöhnlichen Feindſchaft zwiſchen Brunehilden und Fredegunden gelegt worden ſeyn, die ſo viel Einfluß auf das Schickſal der Fränkiſchen Monarchie gehabt.

Sonſt hatten dieſe Prinzen wenig mehr von ihren Vorältern, als deren Laſter, und beſonders die den Franken ſo gemeine Treuloſigkeit. Die Schwäche der inneren Verfaſſung zeigte ſich bereits an allen Orten; der Fränkiſche Eroberungsgeiſt verſchwand allmählig, und anſtatt auf Unkoſten ihrer Feinde ſich zu vergrößern, ſuchte nunmehr jeder auf den Untergang des andern ſein Glück zu bauen. Auswärtige Feinde kamen nun, die Franken ſelbſt in ihren eigenen Ländern zu bekriegen, wovon man zeither nichts gewußt hatte. Die Avaren, ein Volk, das vermuthlich aus dem Nordöſtlichen Aſien gekommen, und von den Geſchichtſchreibern manchmahl auch den Nahmen der Hunnen bekommt s), zeigten ſich zum erſten Mahl an der Donau um das Jahr 557, ſetzten ſich in dem alten Dacien feſt, und ſuchten ſich bald darauf noch weiter gegen Weſten auszubreiten; wenigſtens griffen ſie i. J. 567. den Auſtraſiſchen König Sigebert an, von dem ſie aber in Thüringen an der Elbe geſchlagen worden. Hingegen richteten ſie unter den Franken i. J. 571. eine große Niederlage in Thüringen an, ſo, daß dieſe den Frieden durch Geſchenke erkaufen mußten.

Die innerlichen Kriege machten ihnen aber noch viel mehr zu thun, als die auswärtigen. Der gute Grieche, Agathias, rühmt als etwas vorzügliches an den

s) Gatterers Einleitung in die ſynchroniſtiſche Univerſal-Hiſtorie. §. 931.

den Franken die Einigkeit ihrer Könige 1). Es ging ihm aber nicht anders, als Reisenden, die nach dem ersten besten Menschen, den sie in einem Lande antreffen, alle Inwohner desselben beurtheilen. Gregorius von Tours, der die Sache in der Nähe vor sich hatte, sagt gleich im Anfange seines fünften Buchs: "Es verdrießt mich die vielen bürgerlichen Kriege an„zuführen, die die Fränkische Nation zu Grunde rich„ten; bey welchen noch das schlimmste ist, daß wir die „Ankunft des jüngsten Tages daran erkennen. Der „Vater lehnt sich gegen den Sohn auf, der Sohn „gegen den Vater, der Bruder gegen den Bruder, „und der Verwandte gegen den Verwandten." Die durch den Todesfall des Charibert erledigte Erbschaft war der Zankapfel, der die drey noch lebenden Brüder auf immer entzweyte, und den Samen der Zwietracht auf ihre Kinder und Kindeskinder fortpflanzete. Die beyden Königinnen, Brunehild und Fredegund, zwischen denen die stärkeste Weiber-Antipathie herrschte, trugen das Ihrige vollends aus allen Kräften dazu bey. Wenn durch Gewalt nichts auszurichten war; wurde kein Mittel, wenn es auch noch so boshaft war, gesparet. Auf solche Art ward Sigebert, nachdem er den Chilperich ziemlich in die Enge getrieben hatte, und eben die Stadt Dornik belagerte, durch einige von der Fredegund dazu erkaufte Meuchelmörder umgebracht. Ihm folgte in i. J. Ch. der Regierung Austrasiens sein Sohn Childebert, der 575. die Ansprüche seines Vaters gegen seine beyden Oheime, Gunthram und Chilperich, fortsetzte, und bald mit dem einen, bald mit dem andern im Kriege oder Frieden lebte. Die Austrasier selbst hatten es schon zum

1) *Excerpta ex Agathiae Histor. apud Grotium Scriptor. Goth.* P. 530.

zum Theil während seiner Minderjährigkeit gethan; indem sie bereits Austrasien als ein eigenes Reich ansahen, dessen Kräfte sie unzertheilt zu erhalten suchten. Damahls wurde auch schon der erste Grund zu der in der Folge zwischen Austrasien und Neustrien herrschenden Eifersucht geleget.

Der nach so vielen innerlichen Kriegen endlich zu Stande gebrachte Friedens-Tractat zwischen Childeberten und dem Gunthram ist besonders merkwürdig, und verbreitet ein ungemeines Licht über die innern Angelegenheiten dieser Reiche. Gleich anfangs heißt es, daß auf Vermittelung der Bischöfe und Großen (mediantibus sacerdotibus, atque proceribus) der Friede sey gestiftet worden; man kann sich also leicht vorstellen, daß sie sich nicht werden vergessen haben. Wir wollen nur auf das, was letztere angeht, unser Augenmerk richten, weil das übrige die Abtheilung gewisser Länder und Städte betrifft, die wenig zu sagen hat. "Diejenigen Vasallen (Leudes,) heißt es, die anfangs dem Gunthram den „Eid der Treue geleistet haben, wenn sie sich in der „Folge zu dem andern Theile gewendet, sollen wieder „heraus gegeben werden; und so auch mit denen, die „dem Sigebert anfangs geschworen haben." Wir sehen also, daß bey den Vasallen der Übergang von einem Herrn zu dem andern ziemlich Mode war; wir werden auch bald die Ursache davon entdecken. Ferner heißt es: "Was die Könige den Kirchen, oder ihren „Vasallen werden zugewendet haben (*contulerint*) „oder noch zuwenden werden, soll ihnen für beständig verbleiben (*stabiliter conservetur*). Und was „ein Vasall in einem oder dem andern Reiche von Rechts „und der Gesetze wegen wieder bekommt, soll er ohne „Beeinträchtigung besitzen. Und wenn einem et-

„was

was während der Zwischenreiche ohne sein Verschulden ist abgenommen worden, soll es ihm, nachdem er darüber gehöret worden, zurück gegeben werden. Und überhaupt, was ein jeder bis auf die Zeiten des Königs Clotar besessen hat, soll er auch fernerhin besitzen.

Alles scheint von der Billigkeit selbst aufgesetzt zu seyn; in der That aber liegen große Zweydeutigkeiten darin. In dem Aufsatze wird alles insgemein hingesaget, ohne einen Unterschied zu machen zwischen Lehen und Eigenthum. Es wird nichts gemeldet, ob sie es besitzen sollen, so daß es auf die Erben fallen kann, oder nur für sich. Die Worte selbst sind so gewählt, daß sie dem allgemeinen Bestreben aller großen und kleinen Vasallen, alles in Eigenthum zu verwandeln, ungemein günstig sind. Zuletzt, wenn auch ein Zweifel entstand, konnten jene, welche die Mittler waren, auch die Auslegung geben. Die Könige konnten keinen Krieg führen, wenn es ihren Vasallen nicht gefällig war; und wenn diesen der Krieg zu lange dauerte, oder nichts mehr für sie zu gewinnen war, gingen sie nach Hause, oder zwangen die Könige, Frieden zu machen. Auch wird jener ausserordentliche Mißbrauch förmlich gebilliget, daß man Güter in einem Reiche haben, und der Vasall eines andern Königs seyn, das ist, zwey Herren auf einmahl haben konnte. Zuletzt erhellet auch noch aus folgenden die ganze Blöße des Lehns-Systems. "Gleichfalls ist „man übereingekommen," heißt es, "daß keiner die „Vasallen des andern an sich locke, oder, wenn die„se selbst kommen, sie aufnehme; und, wenn sie et„wa eines Verbrechens wegen die Zuflucht zu jemand „andern nehmen, sollen sie nach der Beschaffenheit

„deſſelben mit einer Fürſprache wieder zurück gegeben „werden“ u).

Hier ſehen wir nun, daß die Könige ſelbſt Schuld an allen Unordnungen waren, welche die Vaſallen damahls und in folgenden Zeiten begingen. Sie ſelbſt lehrten die Vaſallen ihre Stärke kennen, und verriethen ihnen das große Geheimniß des Lehns-Syſtems. Nichts konnte der geſunden Vernunft mehr zuwider ſeyn, als daß die Könige ſelbſt, um ihre kleine Rache gegen einander auszuüben, einer des andern Vaſallen gegen ſeinen Herrn aufhetzte, und von ihm ſuchte abwendig zu machen. Dieſe wußten die Umſtände zu Nutz zu machen, und ihre Untreue oft theuer genug an den Mann zu bringen. Wir werden bald hören, wie wenig dieſer Punct beobachtet worden. Das ſchlimmſte war, daß, ſo viel die Könige auf einer Seite verloren, eben ſo viel auch auf der andern Seite das Volk verlor, welches nun ein Raub der Großen wurde, und nicht beſſer auskommen konnte, als wenn es ſich an die Großen verkaufte, ſo, wie die Großen ſich an die Könige verkauften.

Childebert miſchte ſich auch in die Italieniſchen Händel, aber mit eben ſolchem Erfolge, als Theodebert. Italien wollte den Franken nie gut anſchlagen. Der Orientaliſche Kaiſer, Mauritius, hatte ihn durch funfzig tauſend Goldgulden erkauft, um durch ſeinen Beyſtand die Longobarden wieder aus Italien zu treiben. Dieſes uralt Deutſche Volk, deſſen ſchon Tacitus Meldung thut, hatte unter Anführung des Albo-in i. J. 568. den Römern den größten Theil von Italien, das ſie mit ſo großer Mühe den Oſtgothen abgenommen

u) GREGOR. TYRON. L. 9. c. 20. col. 443. lit. D.

men hatten, wieder entrieſſen, und das Longobardiſche Reich daſelbſt geſtiftet. Die Franken nahmen zwar mehrere Züge dahin vor; allein ſie liefen fruchtlos ab. J. Ch. 584. 585. 589. 590.

Nach dem im Jahr 596. erfolgten Tode Childeberts wird alles ſo finſter und voll von Widerſprüchen in der Fränkiſchen Geſchichte, ſo, wie die Zeiten ſelbſt waren. Kaum kann man das Schickſal ſeiner unglückſeligen Nachkommenſchaft nur im Ganzen genommen mit Gewißheit beſtimmen. Er hinterließ zwey Söhne, Theudeberten, und Theuderichen. Der erſte ward König von Auſtraſien, der andere von Burgund, das nach dem Tode Gunthrams an Childeberten gefallen war. Theudebert ward für dumm und einfältig gehalten; Theuderich hingegen war von aufgeweckterm Geiſte, feurig und unternehmend, auch glücklich in der Ausführung. Das Elſaß, Sundgau, Thurgau und Champagne wurden von Auſtraſien abgeriſſen, und Theuderichen zu Theil. Die Bewohner dieſer Provinzen wünſchten ſelbſt unter Theuderichen zu ſtehen, der bey ihnen ihm Elſaß war erzogen worden. Weil die beyden Prinzen noch jung waren, ſuchte ſich ihre Großmutter Brunehild ſo viel geltend zu machen, als ſie konnte. Zu eben der Zeit war ihre große Gegnerinn Fredegunde an der Spitze des Reiches von Soiſſons, das ſie im Nahmen ihres noch jungen Sohns Clotar verwaltete, nachdem der König Chilperich, ihr Gemahl, im Jahre 584. war ermordet worden, und zwar, wie Gregor von Tours ſaget, auf Anſtiften der Fredegund ſelbſt. Fredegund rückte gleich nach Childebertens Tod mit einem Kriegsheere in ſeine Staaten, um einen Theil davon ihrem Sohne Clotar unterwürfig zu machen. Sie eroberte auch nicht allein Paris, ſondern überwand

noch die beyden Brüder in einem förmlichen Treffen. Zum Glücke für Frankreich ſtarb ſie bald darauf. Der Brunehild hingegen war ein anders Schickſal vorbehalten. Fredegar ſagt, ſie ſey in dem dritten Jahre der Regierung ihrer Enkel i. J. 599. von den Auſtraſiern vertrieben worden. So viel iſt gewiß, daß ſie ſich von dieſer Zeit an faſt beſtändig in Burgund aufgehalten, wo man noch viele Denkmahle von ihr findet; und eben ſo ausgemacht ſcheint zu ſeyn, daß ſie ſich bereits bey den Großen in Auſtraſien gehäſſig gemacht hat, ſo wie ſie es in der Folge bey denen in Burgund geworden iſt. Da auch ihre beyden Enkel mit einander zerfielen, hielt man durchgehends dafür, ſie habe das Feuer angezündet, um ſich an den Auſtraſiern zu rächen. Beyde Kriegsheere ſtanden ſchon einander im Geſichte, und man erwartete das blutigſte Gefecht, als die Burgunder den Major Domus Protadius, einen Liebling der Brunehild, welcher die Feindſchaft der beyden Brüder am meiſten unterhielt, ermordeten, und ihren König zwangen Frieden zu machen.

Die Einigkeit war aber von keiner Dauer. Theudebert war mißvergnügt, daß das Elſaß ihm entzogen worden, und wollte es durch Gewalt wieder mit Auſtraſien vereinigen. Die Großen von beyden Theilen ſuchten den Ausbruch eines förmlichen Kriegs zu hindern, und beyde Könige wurden eins, daß die Sache auf einer Zuſammenkunft zu Selz ſollte abgethan werden. Theuderich kam mit zehn tauſend Mann dahin, Theudebert mit einer ungleich gröſſern Macht. Als er die Schwäche ſeines Bruders merkte, machte er ſich die Gelegenheit zu Nutz, und zwang ihn durch ſeine Uiberlegenheit an Mannſchaft, das Elſaß und die übrigen von Auſtraſien getrennten

Län-

Länder wieder heraus zu geben. So bald Theuderich nach Hauſe gekommen, ſuchte er den König Clotar zu gewinnen, und ſammelte alle ſeine Kräfte, um ſich an ſeinem Bruder zu rächen.

Nun ging erſt der Krieg hitziger an, als er jemahls geweſen, und die Erbitterung ſtieg auf das höchſte. Theudebert rückte ſeinem Bruder entgegen, ward aber bey Toul i. J. 612. auf das Haupt geſchlagen. Er entfloh zwar nach Zülphen, und ſammelte allda von Sachſen, Thüringern und andern Deutſchen Völkern, ſo viel er konnte; wurde aber das zweytemahl geſchlagen, und mußte nun die Flucht nach Cöln nehmen. Theuderich folgte ihm. Als ſich Theudebert zu Cöln nicht ſicher ſah, floh er weiter, ward aber eingeholt, nach Cöln zurück geführt, der königlichen Ehrenzeichen beraubt, und nach Chalons ins Gefängniß gebracht. Alſo erzählt Fredegar die Sache; der Lebensbeſchreiber des h. Columban hingegen meldet x), Brunehild habe ihm die Haare abſchneiden und ihn in ein Kloſter ſtecken, bald hernach aber gar umbringen laſſen. Aimoin y) und der Verfaſſer des Buchs, Geſta rerum Francorum z) erzählen die Sache wieder anders. Wenn dieſen zu trauen, ſo haben die Cölner ihrem Könige den Kopf abgehauen, und über die Mauern geworfen, um Theuderichen zu beſänftigen.

Nun war Theuderich Meiſter von Auſtraſien und Burgund. Eine ſolche Macht in den Händen eines jungen herrſchſüchtigen Monarchen kündigte ſchon

x) *Apud Surium, d. XXI. Novemb.* c. 27. p. 477.

y) L. 3. c. 97. p. 150.

z) c. 38. p. 715.

voraus Unruhen und innerliche Kriege an. Das erſte, was er that, beſtand darin, von dem Clotar, der den übrigen Theil der Fränkiſchen Monarchie beherrſchte, ein gewiſſes Herzogthum a) zurück zu fodern, das er demſelben nur erſt abgetreten hatte, damit er in dem Kriege mit ſeinem Bruder Theudebert ihn entweder auf ſeine Seite brächte, oder doch neutral erhielte. Als Clotar ſich weigerte es zu thun, machte Theuderich die fürchterlichſten Anſtalten zu einem Kriege gegen ihn. Allein, ſein bald darauf erfolgter Tod befreyete den Clotar von ſeiner Furcht, und gab der ganzen Monarchie eine andere Geſtalt. Er hatte vier Söhne hinterlaſſen, nicht zwar aus einer rechtmäßigen Ehe, ſondern von Concubinen; denn Brunehild ſoll ſeine Verehelichung allezeit gehindert haben, aus Furcht, ihr Anſehen dürfte leiden, wenn eine Königinn bey Hofe wäre. Doch konnten, nach den Fränkiſchen Geſetzen, ſolche Prinzen eben ſo wohl den Thron beſteigen, als die aus rechtmäßigen Ehen entſproſſen waren. Brunehild ſäumte auch nicht, und ließ Sigeberten, den älteſten davon, ſogleich als König ausrufen. Aber die Großen von Auſtraſien ſo wohl, als Burgund, weil ſie befürchteten, die ihnen äußerſt gehäſſige Brunehild dürfte unter dem Nahmen dieſes ihres zwölfjährigen Urenkels die Regierung führen, wendeten ſich an den Clotar, und erſuchten ihn, Beſitz von beyden Reichen zu nehmen.

Clotar rückte ſo gleich mit einem Kriegsheere in Auſtraſien ein; Brunehild aber entflieht nach Worms, und ſchickt den Sigebert nebſt dem Major Domus Warnacar nach Thüringen, um allda eine Armee zuſammen

a) Die Geſchichtſchreiber heiſſen es Denteleni, oder Denzeleni, vermuthlich von dem Herzog, der es damahls verwaltete.

ſammen zu bringen; allein, auch Warnacar war ſchon heimlich auf Clotars Seite. Sigebert zieht endlich mit ſo viel Leuten, als er zuſammen bringen kann, dem Clotar entgegen, und in Champagne bey dem Fluſſe Aiſne treffen beyde Heere zuſammen. Als aber das Gefecht angehen ſollte, kehren die Auſtraſier plötzlich dem Clotar den Rücken. Dieſer folgte ihnen, wie die Verabredung bereits getroffen war, bis an die Saone. Hier brach die Verſchwörung vollends aus. Die Mißvergnügten bemächtigten ſich der drey königlichen Prinzen, des Sigeberts, Meroveus und Corbus, und überlieferten ſie dem Clotar. Der vierte, Childebert, ſetzte ſich aufs Pferd, ritt davon, ohne daß man jemahls erfahren hat, wo er hingekommen. Brunehild ſelbſt, die ſich zu Orbe in der Franche Comte aufhielt, ward durch den Connetable Eryo gefangen genommen, und dem Könige Clotar vorgeführet, der eine erſchreckliche, und kaum jemahls erhörte Rache an dieſer unglückſeligen Familie ausübete. Die zwey älteſten Prinzen, den Sigebert und Corbus ließ er ermorden; des Meroveus, weil er deſſen Taufpathe war, ſchonte er noch, und gab ihn dem Grafen Ingobod heimlich zu erziehen. Die Brunehild ließ er drey Tage lang auf das grauſamſte peinigen, hernach auf ein Kameel ſetzen, und in der ganzen Armee zur Schau herum führen, endlich mit den Haaren, einem Arm und Bein an den Schwanz eines unbändigen Pferdes binden, und zu Tod ſchleifen. Wenn Clotar allein dieſes unmenſchliche Urtheil ausgeſprochen hätte, könnte man denken, der von ſeiner Mutter Fredegunde ererbte Haß hätte ihn dazu bewogen; allein ihr Untergang war durch die Stimme der ganzen Nation beſchloſſen, und zwar einer Nation, welche

die, wo nicht schlimmere, doch gewiß eben so schlimme Fredegund ruhig dahin sterben ließ.

Zu diesem Hasse kann nicht ihr von einigen spätern Schriftstellern vorgegebenes unzüchtiges Leben, wenn man es auch für wahr annimmt, bloß allein Anlaß gegeben haben, noch der Mord von zehen Königen, dessen sie von Clotarn beschuldiget worden; denn von diesem Vorwurfe hat man sie, wo nicht ganz, doch einiger Maßen frey gesprochen. Und gesetzt auch, sie hätte den Chilperich ermorden lassen, um sich an der Fredegunde zu rächen, die ihren Gemahl, den König Sigebert, zuvor aus dem Wege geräumt hat; gesetzt, sie hätte alle bürgerlichen Kriege veranlaßt, worin so viele Prinzen vom königlichen Geblüte ihr Leben verloren: so hätte doch dieses die Nation nicht zu einer solchen Rache gereitzet, welche schon gewohnt war, von der Regierung eines Astes der königlichen Familie unter eines andern Herrschaft zu kommen. Fredegar läßt uns nur von weiten einsehen, worin das wahre Verbrechen dieser unglücklichen Königinn bestanden. Sie machte den Protadius, einen Gallier von Geburt, zum Major Domus von Burgund; schon dieses konnte die Franken gegen sie aufbringen. Aber noch nicht genug; Protadius war ein arglistiger, geitziger und ungerechter Mann, der unter dem Vorwand, dem königlichen Fiscus das Seinige zuzuwenden, den Leuten das Ihrige nahm. Er suchte den Adel auf alle Weise zu erniedrigen, damit niemand mehr übrig wäre, den er zu fürchten hätte, daß er nach seiner Stelle trachte. Die Burgunder ermordeten endlich diesen Protadius, wie wir schon gehöret haben. Brunehild machte wieder einen Gallier zum Major Domus, der zwar ein Mann von Verdiensten war, aber schon

deßwe-

deßwegen der Nation beſtändig unangenehm ſeyn mußte, weil er ein Gallier war. Sie übte noch dabey eine erſchreckliche Rache an denjenigen aus, die zu dem Tode des Protadius etwas beygetragen hatten. Dem Unzelenus, der die meiſte Schuld daran hatte, ward ein Fuß abgehauen; auch der Patritius Wulfus ward auf ihren Befehl ermordet, und an ſeiner Statt Nicomeres, gleichfalls ein Gallier, zum Patritius gemacht.

Brunehild eignete ſich die Güter der Ermordeten zu, wodurch ihre Rache noch gehäſſiger wurde. Hierin finden wir Urſachen genug, daß die Großen ihr nicht geneigt ſeyn konnten. Nichts mußte die Gemüther mehr aufbringen, als das Vorhaben, die zu dem Fiſcus gehörigen Güter wieder zurück zu fodern. Brunehild hatte nicht ganz Unrecht. Jeder wollte von dem Fiſcus haben, keiner wieder zurück geben. Aber die Zeit und Mittel zu einem ſolchen Vorhaben waren ſehr übel gewählt. Fredegund folgte hierin einer ganz entgegen geſetzten Politik. Sie ſuchte vielmehr die Großen zu gewinnen, ſo viel ſie konnte; wenn es auch auf Unkoſten des königlichen Anſehens, und Vermögens geſchah. Auch hat ſie in den gefährlichſten Umſtänden von ihnen Beyſtand erhalten. Sie halfen ihr zwey Battaillen gewinnen; und als Guntram ihr ſo gar ſtreitig machte, daß der junge Clotar kein Sohn von Chilperichen wäre, brachte ſie in kurzer Zeit drey hundert Eidshelfer (conſacramentales) auf, die mit ihr die rechtmäßige Geburt deſſelben beſchworen.

Bey ſo vielen Zerrüttungen mußte die innere Staatsverfaſſung, die Unterordnung und der Zuſammenhang der verſchiedenen Stände nothwendiger Weiſe

leiden. Zuvor ſchon hatten ſich die Großen oft bey entſtehenden bürgerlichen Kriegen von einem Theile zu dem andern gewendet, aber nur einzeln, ſo wie es das Intereſſe des einen oder des andern erheiſchete; jetzt aber machten ſie eine förmliche Verſchwörung, erklärten ſich öffentlich gegen ihren Herrn, und unterwarfen ſich einem andern. Man weiß nicht, ob dieſer Schritt gefährlicher für das königliche Anſehen war, oder jener des Clotar, der ihre Unterwerfung angenommen hat. Wir finden jetzt ſo gar Große, die einander öffentlich bekriegten, ſo, daß die Könige nicht einmahl es zu hindern im Stande waren.

Schon zu Guntrams Zeiten zeigt ſich aller Orten die Schwäche und der Verfall des königlichen Anſehens. Nichts war unerträglicher als die Ausſchweiffungen der Truppen, wenn ſie auf Märſchen waren. Jeder plünderte und raubte, ſo viel er konnte; das Volk in der Kirche, und die Prieſter am Altar waren nicht einmahl ſicher vor der Wuth derſelben b). Guntram beklagte ſich hierüber bey ihren Befehlshabern, die ihm jene bedenkliche Antwort gaben, die uns Gregorius v. Tours c) aufgezeichnet hat: " Niemand fürchtet den König, niemand ehret den „ Herzog oder Grafen, und wenn einer dieſes ahn„ den will, ſo entſteht gleich eine Empörung unter „ dem Volke, und jeder lehnt ſich dermaßen gegen „ ſeinen Herrn auf, daß, wenn er nicht ſchweigen gelernt

b) Multa homicidia, incendia praedasque in regione propria facientes, ſed et eccleſias denudantes; Clericos ipſos cum Sacerdotibus ac reliquo populo ad ipſas ſacratas Deo aras interimentes vſque ad vrbem Nemauſum proceſſerunt. GREGOR. TVR. L. 8. c. 30. col. 399. lit. C.

c) Ibid. col. 401. lit. E.

„ gelernt hat, er mit genauer Noth davon kommen „ wird. “ Ein anderes untrügliches Kennzeichen der Schwäche der Könige iſt, daß ſie oft die niederträchtigſten Mittel ergriffen, diejenigen von den Großen, deren Macht ihnen verdächtig war, aus dem Wege zu räumen. Von ſolchen Vorfällen iſt die Geſchichte des Gregorius Turonenſis und des Fredegar faſt ganz angefüllt.

So viel iſt wahr, daß die Veränderung nicht ſo wohl in Anſehung der innern Regierungsform, als vielmehr der Könige ſelbſt vorgegangen. Die Pharamunden ſo wohl, als Klodwigen und zuletzt der gute Guntram mögen von Rechts wegen einer ſo viel Gewalt und Macht gehabt haben, als der andre; aber Klodwig war an ſich ein ganz andrer Mann. Er zeigte ſich an der Spitze ſeiner Heere als Held, als Anführer und Soldat; Guntram und die übrigen Könige zu ſeiner Zeit blieben meiſtens zu Hauſe. Klodwig beſtrafte die Ausſchweiffungen ſeiner Leute auf der Stelle, und machte ſelbſt den Scharfrichter, wenn es darauf ankam; Guntrams Befehle gingen durch die zweyte und dritte Hand.

Dieſe Umſtände waren eben ſo wenig der Verbeſſerung der Sitten der Nation günſtig. Beſonders haben ſeit der zweyten Theilung der Fränkiſchen Monarchie unter den Söhnen Clotars I. alle Arten von Gewaltthätigkeiten, Mordthaten und Raubereyen außerordentlich überhand genommen. Man empfand bereits zur Genüge die Unbequemlichkeiten der Geldſtrafen, da die Nation nun in ganz andere Umſtände geſetzt war, als zuvor in Deutſchland. Daher machten Chilbebert und Clotar gegen das Jahr 593. ein Geſetz, daß die Mordthaten mit dem Tode ſollten beſtrafet

ſtrafet werden d). Childebert wiederholte daſſelbe gegen das Jahr 595. e), aber es wurde entweder nur gegen Leute von geringem Stande, und dieſes noch mit Unordnung, beobachtet; oder es kam gar nicht in Erfüllung. Gegen die Räuber und Diebe wurde eben dieſes verordnet; weil aber ein groſſer Mißbrauch damit vorging, befahl Clotar II. daß man niemand, wenn er nicht auf der That ertappet worden, eines Diebſtahls wegen unverhört umbringen ſollte f). Auch ging der Frauenzimmerraub ſo ſehr im Schwange, daß ſich endlich Childebert und die Nation genöthiget ſah, die Todesſtrafe darauf zu ſetzen; und wenn auch die geraubte Perſon mit verſtanden geweſen, ſollten beyde, falls ſie auſſer der Kirche betreten würden, mit dem Tode geſtraft werden, weil das gottloſe Laſter gar zu ſehr überhand genommen hat g). Allein, kaum eräugnete ſich ein Fall, ſo gaben ſich die Prieſter und andere gute Leute alle Mühe, die Sache beyzulegen. Wenn die Aeltern zufrieden waren, und man ſich über dasjenige vereinigt hatte, was der Räuber ſeiner künftigen Braut zum Bewitthum ausſetzen ſollte, ſo war alles geſchehen h). Man kann es daher dem Papſte Gregorius nicht übel nehmen, wenn er in einem Schreiben

d) Apud HEINECC. Corp. J. G. A. pag. 471.

e) De homicidiis vero ita iuſſimus obſeruari, vt quicunque auſu temerario alium ſine cauſa occiderit, vitae periculum ſoſtatur, et nullo pretio redemptionis ſe redimat aut componat, apud HEINECC. Corp. J. G. A. pag. 475.

f) *Edictum Clotarii II. apud HEINEC. Corp. J. G. A. pag.* 484.

g) *Decretio Childeberti apud eundem pag.* 474.

h) *MARCVLF. form.* L. 2. *form.* 16.

den an die Königinn Brunehild dieſer Prinzeſſinn ein beſonders Compliment macht, daß ſie die wilden Herzen ihrer Landesleute (effera corda gentilium) zu lenken und zu regieren im Stande ſey, obſchon der Ausgang das Gegentheil gezeigt hat.

Die Nation hatte noch nicht einmahl hinlängliche Begriffe von den Rechten der Geſandten, die man ſonſt auch bey den roheſten Völkern antrifft. Um ſie unverletzlich und ſicher gegen Unbilden oder Beleidigungen zu machen, gab man ihnen manchmahl geweihte Stäbe in die Hände i). Nichts iſt poſſierlicher, als die innern Hof-Anekdoten, die uns Gregorius v. Tours gleichſam im Vorbeygehen aufbewahret hat. Die Königinn Fredegund und ihre Tochter Rigunth rauften und ſchlugen ſich unter einander ſo oft, daß endlich die Mutter der Tochter eine Truhe (Kiſte), da dieſe hinein griff etwas heraus zu nehmen, über dem Kopfe zuſchlug, um ſie zu erdroſſeln; welches auch geſchehen wäre, wenn nicht die Kammermägde dazu gekommen wären k). Eben dieſe Rigunth ſollte als Braut des Gothiſchen Königs nach Spanien abgeführet werden. Bey dem erſten Nachtlager, gingen gleich 50 Mann von ihrem Gefolge durch, und nahmen 100 der ſchönſten Pferde mit ſich. Auf dem Wege ging es wieder ſo; wer nur konnte, lief davon, und ſchleppte etwas von dem Brautſchatze mit ſich fort. Endlich da noch während dieſer Reiſe der Todesfall ihres Vaters bekannt wurde, nahm der ihr zur Bedeckung mitgegebene Herzog Deſiderius, was noch übrig war, und ſperrte ſie zu Toulouſe ein l). Die Königinn Ingeltrud war

ſo

i) GREGOR. TVR. L. 7. c. 32. col. 347. lit. b.
k) GREGOR. TVR. L. 9. c. 34. col. 458. lit. E.
l) GREGOR. TVR. L. 7. c. 9. col. 238. lit. A.

ſo ſehr gegen ihre Tochter aufgebracht, daß ſie noch vor ihrem Tode verordnete, man ſolle die Tochter ja nicht in dem von ihrer Mutter geſtifteten Kloſter, oder auf dem Grabe derſelben ihr Gebeth verrichten laſſen m). Und Auſtregild, des Königs Guntram Gemahlinn, erſuchte dieſen ihren guten Eheherrn, ihre zwey Leibärzte nach ihrem Tode ſo gleich umbringen zu laſſen, weil ſie glaubte, ſie wären Schuld an ihrem Tode; und Guntram hielt ihr auch Wort n).

Viertes Kapitel.

Clotar II. Einſchränkung der königlichen Macht. Dagobert. Sigebert II. Große Macht der Majorum Domus.

J. Chr. 631. Endlich ward Clotar Herr über die ganze Fränkiſche Monarchie. Sein Triumph war aber vielmehr ein Triumph der Großen über die Macht der Könige, als ſein eigener. Der Major Domus Warnacar, welcher ſo viel zur Erhöhung deſſelben beygetragen; ließ ſich ſo gleich verſprechen, daß man ihn lebenslang bey ſeinem Amte laſſen wolle, welches ungefähr ſo viel ſagen will: Warnacar ſoll Macht haben ungeſtraft zu thun, was er will.

End-

m) GREGOR. TVR. L. 10. c. 12. col. 496. Lit. D.

n) GREGOR. TVR. L. 5. c. 36. col. 244. Lit. E.

Endlich kam noch die ganze Nation zu Paris im Jahre 615. zuſammen, wo Clotar das berühmte Edict, welches man vielmehr einen Sicherheitsbrief für die Nation nennen könnte, unterſchreiben mußte. Geiſtliche und Weltliche ſuchten darin der königlichen Macht Schranken zu ſetzen. Um aber dieſes ſo merkwürdige Edict genauer kennen zu lernen, muß man bemerken, daß die Nation meiſtens ſelbſt Schuld daran geweſen, wenn die Könige ihre Gewalt mißbrauchten. Die Franken, anſtatt daß ſie auf dem Römiſchen Boden reicher geworden, wurden in der That ärmer, als zuvor. Je länger ſie ſich darauf aufhielten, deſto mehr häufeten ſich ihre Bedürfniſſe. Da aber die Gewaltthätigkeiten durch die Geſetze verbothen waren, und nicht ein jeder Herz genug hatte, denſelben Troz zu biethen, ſo war kaum ein anders Mittel übrig, ſich kurz und geſchwind empor zu heben, als die Gnade der Könige. Man begehrte alles von ihnen, eigene und fremde, Kirchen- und Fiſcal-Güter, und Weiber ſo gar o). Die Könige ihrer

o) Beſonders konnten ſich die alten Inwohner in die auch ihnen zu Theil gewordene Freyheit, der ſie zu ſehr entwohnt waren, nicht ſchicken. Dieſe waren hauptſächlich die Lehrmeiſter der Fränkiſchen Könige, in Anſehung des Gebrauchs ihrer Gewalt. Der erſte, den wir aus der Geſchichte wiſſen, daß er von dem Könige eine reiche Erbtöchter zum Weibe verlangt, iſt ein gewiſſer Andarchius, ein Römer von Geburt. GREGOR. TVR. L. 4. c. 47. col. 188. Dergleichen Beyſpiele kommen noch mehrere bey dem Gregorius vor, indem es die Franken häufig nachgemacht. Man ſehe unter andern L. 6. c. 16. Gleichwie die Nation überhaupt mit der Gewalt, die ſich die Könige in dieſem Stücke heraus nahmen, unzufrieden war; alſo eiferten auch die Biſchöfe ſtark auf ihren Concilien gegen dergleichen praeceptiones regias

ihrerſeits glaubten, alles geben zu können, was man von ihnen verlangte. Ihre ſchriftlichen Befehle hierüber wurden praeceptiones oder praecepta genannt.

In den letzten verwirrten Zeiten ſtieg der Mißbrauch davon auf das höchſte. Niemand konnte ſicher eine nur etwas beträchtliche Erbſchaft antreten, und jede reiche Wittwe, oder ledige Perſon mußte alle Augenblicke gewärtig ſeyn, daß ſie durch eine königliche Präception (Verordnung) einem Menſchen zu Theil wurde, von dem ſie in ihrem Leben nichts gehört oder geſehen hatte. Hauptſächlich betraf dieſes Schickſal diejenigen, die in beſonderm königlichen Schutze (mundeburde) ſtanden. Kein Wunder alſo, daß die Nation endlich dieſen Verordnungen Einhalt zu thun geſucht. Man hat ſchon eine Conſtitution, die man gemeiniglich Clotarn dem erſten zuſchreibt, worin unter andern verordnet wird, daß in den Erbfolgen die Geſetze genau ſollen beobachtet werden, und niemand die Erlaubniß haben ſolle, etwas dagegen zu erhalten (contra impetrandi) das iſt, eine königliche Präception ſich auszuwirken p), als wenn es nicht bey dem Könige ſelbſt geſtanden wäre, keine dergleichen geſetzwidrige Verordnungen zu ertheilen. Keiner ſoll durch unſer Anſehen, heißt es ferner, die Ehe einer Wittwe oder eines Mädchens

regias in Anſehung der Weibesperſonen ſo wohl, als der fremden Güter, und inſonderheit jener der Kirchen. Man ſehe unter andern *Can.* 1. *Conc. Pariſ.* 3. *A.* 557. *Tom. V. Conc. Labb. col.* 814.

p) Apud HEINECC. Corp. J. G. A. pag. 467.

chens verlangen q). Dieſe Mißbräuche hörten aber auch nach dieſer Conſtitution nicht auf; die Nation ſuchte ſich daher aufs neue bey Clotarn II. in dieſem Stücke ſicher zu ſtellen. Nebſt dieſen National-Beſchwerden hatten die Biſchöfe, und die Großen ihre eigenen. Inſonderheit wollten die erſteren den Königen nicht geſtatten die Bisthümer zu vergeben, wie ſie es von Klodwigs Zeiten gewohnt waren. Clotar mußte alſo verſprechen, daß er der Geiſtlichkeit und dem Volke die freye Wahl laſſen, und, wenn anders der Gewählte eine taugliche Perſon ſey, denſelben beſtätigen wolle. Mit den Beſetzungen der Bisthümer iſt es eben ſo, wie mit den ſchon gemeldeten Dingen ergangen. Klodwig würde ſich nicht darein gemiſcht haben, wenn ihm der Klerus nicht Anlaß dazu gegeben hätte. Der Uiberlauf bey Hofe von Leuten, welche Bisthümer und Beneſizien ſuchten, war ſo groß, daß die Biſchöfe auf der erſten Kirchenverſammlung zu Orleans, welche unter Klodwigen gehalten worden, den Canon machten, daß kein Geiſtlicher ohne beſondere Erlaubniß ſeines Biſchofes ſich unterſtehen ſolle, nach Hof zu kommen, um etwas von dem Könige zu begehren. Und hätte Klodwig nur einen Augenblick zweifeln ſollen, daß er nicht geben könnte, was ſo viele Leute von ihm ſo inſtändig verlangten? zumahl ihm ſo viel daran gelegen war, die biſchöflichen Stühle mit Leuten beſetzt zu ſehen, auf deren Treue und Ergebenheit er ſich verlaſſen konnte; auch die Kaiſer ſelbſt, beſonders die Orientaliſchen,

eben

q) Nullus per auctoritatem noſtram matrimonium viduae, vel puellae ſine ipſarum voluntate praeſumat expetere; neque per ſuggeſtiones ſubreptitias rapiantur iniuſte. *Ibid.*

eben dieſes Recht ſo vielfältig ausgeübet haben. Die Biſchöfe ſahen zwar bey dieſen Umſtänden ſehr darein, und verſäumten keine Gelegenheit ſich zu widerſetzen. In ihren Verſammlungen machten ſie mehrere Verordnungen, in denen die Wahlfreyheit feſt geſetzt ward. Allein, die Könige ließen ſie immerhin Verordnungen machen, und fuhren fort die Bisthümer zu vergeben, wie zuvor.

Jetzt war die Gelegenheit da, ſich deutlicher zu erklären, und von dem Könige eine förmliche Beſtätigung der Wahlfreyheit zu verlangen. Vielleicht aber waren die übrigen Großen den Biſchöfen nicht günſtig genug, weil ſie durch die Könige eher Hofnung hatten, zu Bisthümern zu gelangen, als durch freye Wahl; oder hatte der König ſelbſt die Geſchicklichkeit, eine Clauſel einrücken zu laſſen, durch welche er noch immer die Hände mit in den Wahlen behielt, und ſelbſt Perſonen nach Gefallen dazu befördern konnte? Wenn einer von Hof aus erwählt wird, heißt es zuletzt, ſoll auf das Verdienſt der Perſon und Gelehrſamkeit geſehen werden r). Der König konnte alſo noch immer Leute von Hof aus dazu befördern, wie er wollte. Daß es auch geſchehen ſey, ſehen wir ganz deutlich aus den Formeln des Markulf s), welche uns überhaupt den wah-

s) Dehinc perpetualiter obſeruetur, ita vt Epiſcopo decedente in loco ipſius, qui a Metropolitano ordinari debet cum prouincialibus, *a Clero et Populo* eligatur; et *ſi perſona condigna* fuerit per ordinationem Principis ordinetur; *vel certe ſi de palatio eligitur, per meritum perſonæ et doctrinæ ordinetur.* Edictum Chlotarii II. A. 615. c. I. pag. 481. apud HEINECC. Corp. J. G. ant.

s) MARCVLF. L. I. form. 5. Wobey noch zu merken iſt, daß Markulfs Formeln jünger ſind, als Clotars Edict.

wahren Zustand der Nation richtiger vorstellen, als die öffentlichen Gesetze und die Geschichtschreiber.

Wegen der Gerichtsbarkeit über die Geistlichen so wohl in bürgerlichen als peinlichen Fällen waren ebenfalls schon Zwistigkeiten entstanden. Was die Bischöfe selbst betrifft, so hatten sie sich in persönlichen und Criminal-Fällen, oder überhaupt in solchen Verbrechen, auf welche durch die Kirchengesetze die Absetzung verhängt war, fast gänzlich von der weltlichen Gerichtsbarkeit losgemacht. Auch in den Fällen, wo sie der beleidigten Majestät, oder der öffentlichen Friedensstörung wegen angeklagt wurden, getrauten sich die Könige nicht, ein Urtheil über sie zu fällen, sondern überließen dieses den Versammlungen der Bischöfe selbst. Alsdann aber, wenn einer schuldig befunden und abgesetzt wurde, legten sie ihm manchmahl auch eigenmächtig eine Strafe auf, z. B. die Verweisung in das Elend t). In andern Dingen, welche nicht ihre Personen, sondern ihre so wohl, als die Kirchengüter angingen, standen sie wie die weltlichen Großen unter dem Könige, und mußten, wenn sie belanget wurden, vor dem königlichen Hofgerichte erscheinen u).

Nur war die Frage noch wegen der übrigen Geistlichkeit. Die Bischöfe machten jetzt das Gesetz, daß kein Richter einen Priester, Diacon, oder andern Clericum, oder Kirchenbedienten ohne Vorwissen seines Bischofs vor Gericht fodern, oder ein Urtheil über ihn sprechen soll; wenn er es aber thun wird,

t) Ein merkwürdiges Beyspiel findet man bey dem Gregorius von Tours. L. 5. c. 19. col. 228. lit. C.

u) MARCVLF. Form. L. 1. form. 26.

ſoll er aus der Gemeinſchaft der Gläubigen ausgeſchloſſen werden x). Dieſe Verordnung mag den König und die Großen in eine nicht geringe Verlegenheit gebracht haben. Von einer ſo unbedingten Befreyung der Geiſtlichen von der weltlichen Gerichtsbarkeit war zeither noch nichts in Frankreich bekannt; andrerſeits aber war es zu bedenklich für den König, die Geiſtlichen ſich zu Feinden zu machen. Er rückte alſo einen Artikel in ſein Edict ein, der ſehr ſchwer zu verſtehen iſt, und dieſes ohne Zweifel darum, weil daran gekünſtelt und gedreht, vielleicht auch gar, nachdem er ſchon aufgeſetzt war, einige Dinge erſt ſind eingeſchoben worden. So viel ſcheint der Sinn davon zu ſeyn, daß ein Richter in Civil-Fällen, wo die Sache ganz klar iſt, über die Geiſtlichen, die nur die geringern Weihen haben, ſeine Gerichtsbarkeit ſoll ausüben können, nicht aber über Prieſter und Diaconen; in Criminal-Fällen hingegen ſollen alle, ohne Unterſchied, nach den Canonen gerichtet werden, und der Richter ſoll ohne den Biſchof kein Urtheil fällen können y). So viel aber ſcheint endlich

x) Vt nullus iudicum neque presbyterum neque diaconum, vel Clericum vllum aut iuniores Eccleſiae ſine ſcientia Pontificis per ſe diſtringat, aut damnare praeſumat. Quod ſi fecerit, ab eccleſia, cui iniuriam irrogare dignoſcitur, tamdiu ſit ſequeſtratus, quamdiu reatum ſuum corrigat, et emendet. *Conc. Pariſin. A.* 615. *Canon.* 4. *apud* LABB. *Tom. V.* Col. 1650. lit. E.

y) Vt nullus iudicum de quolibet ordine clericos de ciuilibus cauſis, praeter criminalia negotia, per ſe diſtringere aut damnare praeſumat, niſi conuincitur manifeſtus: excepto presbytero aut Diacono. Qui vero conuicti fuerint de crimine capitali, iuxta Canones diſtringantur, et cum Pontificibus examinentur. *Edictum Clotar. II. apud* HEINECC. Corp. J. G. A. pag. 481.

endlich die herrschende Praxis geworden zu seyn, daß zwar die weltlichen Richter auch in Civil-Sachen der Geistlichen zu sprechen gehabt, jedoch nichts entweder ohne Vorwissen, oder ohne Beyseyn der Bischöfe haben vornehmen dürfen. Den Geistlichen selbst war es dabey allemahl auf das schärfste verbothen, sich unter einander bey weltlichen Richtern zu verklagen.

Der König mußte auch, gleich Clotarn dem ersten, die Erklärung thun, daß die Erbfolgen nach den Gesetzen ungestört vor sich gehen sollen; daß, wo nur immer ein neuer Zins und eine neue Anlage mit Unrecht aufgebracht worden, solche wieder sollen abgethan werden. Die Könige, als sie merkten, wie sehr sie ihren Fiscus durch die vielen Verschenkungen an Geist- und Weltliche erschöpft hatten, verfielen endlich auf die Gedanken, neue Anlagen zu machen. Diese Sache hatte schon sehr mißliche Folgen gehabt, und zu großen Klagen Anlaß gegeben. Clotar mußte sich demnach zu der Abschaffung derselben anheischig machen. Endlich sollen keine Präceptionen, in Ansehung der Heurath eines Mädchens, oder einer Wittwe, oder Nonne gegeben werden. Wenn wir das Edict ganz hätten, würde sich vielleicht noch eines oder das andere in Ansehung dieser Präceptionen aufklären.

Von der übrigen Regierung Clotars weiß man nur so viel, daß er nach dem Gebrauche seiner Vorfahren einige der Großen meuchelmörderischer Weise hat umbringen lassen; daß er den Longobarden, nachdem sich seine Minister von ihnen haben bestechen lassen, den jährlichen Tribut gegen eine gewisse Summe Geldes, die sie auf der Stelle erlegten, nachgelassen,

laſſen, ſeinem Sohne Dagobert aber noch bey Lebszeiten das Auſtraſiſche Reich abgetreten hat. Weil er aber einen Theil davon für ſich behielt, ſo wäre es einige Jahre darauf zwiſchen dem Vater und Sohne bald zu Thätlichkeiten gekommen. Die Auſtraſier, welche die Zergliederung ihres Reiches als ein ihnen ſelbſt angethanes Unrecht anſahen, mögen den Prinzen gegen den Vater gereitzet haben. Beyde ließen es auf den Ausſpruch von zwölf aus der Nation gewählten Schiedsrichtern ankommen, die dem Vater, was an der Loire und der Provence, dem Sohne aber, was zwiſchen dem Ardennerwald, dem Vogeſiſchen Gebirge, Neuſtrien und Burgund gelegen war, zuſprachen. Clotar ſtarb im Jahr 628, nachdem er 45 Jahre regieret hatte. Sonſt ſagt ein Geſchichtſchreiber von ihm, daß er geduldig, gelehrt, gottesfürchtig, ſehr freygebig gegen Kirchen, Geiſtliche und Arme, und gutthätig gegen jedermann geweſen; daß er aber die Jagd zu viel geliebt, und zuletzt ſich zu ſehr von Weibern und Mägden habe regieren laſſen, und daher von den Großen getadelt worden ſey z). In unſern Zeiten würde es wunderlich klingen, wenn man bey der Lobeserhebung eines Monarchen die Geduld als deſſen erſte rühmliche Eigenſchaft anſetzte; allein damahls, da die Nation noch roh und unbändig in ihren Leidenſchaften war, war es allerdings etwas ſeltenes, einen Menſchen, beſonders auf dem Throne zu finden, der ſie nur einiger Maßen zu bezähmen gelernt.

Dagobert folgte ſeinem Vater nebſt Auſtraſien auch in der Regierung der übrigen Länder, indem er die Geſchicklichkeit hatte, ſeinen jüngern Bruder Chari-

z) FREDEGAR. c. 42.

Charibert mit Beyſtimmung des Volkes davon auszuſchließen, dem er doch zuletzt noch einen Theil von Aquitanien zum Unterhalte anwies. Anfangs erwarb er ſich viel Hochachtung bey dem Volke, da er nach ſeines Vaters Tod eine Reiſe nach Burgund vornahm, die Klagen ſeiner dortigen Unterthanen anhörte, und jedem Gerechtigkeit ohne Anſehen der Perſon widerfahren ließ; beſonders aber den Großen, die ſich immer auf Unkoſten des Volks mächtiger zu machen ſuchten, Einhalt that. Er verdarb aber alles, da er ſelbſt, aus der den Fränkiſchen Königen gemeinen Begierde Schätze zu ſammeln, die Großen und die Kirchen um das Ihrige zu bringen ſuchte. Auf dieſe Art reden die Chroniken von ihm. Wahrſcheinlicher Weiſe ſuchte er nur den Plan der Brunehild wieder hervor, und wollte die alten Fiſcal-Güter, die vielleicht andere Könige zur Unzeit verſchenket, oder manche Große auf eine unrechtmäßige Art an ſich gebracht haben, zurück fodern. In ſolchen Umſtänden mußte ſich ein König allezeit gefaßt machen, daß man über Ungerechtigkeit ſchrie. Wenigſtens hat Dagobert, was er mit einer Hand genommen, mit der andern wieder hergegeben. Von ſeiner Freygebigkeit gegen die Klöſter iſt das von ihm geſtiftete, und noch zu unſern Tagen berühmte Kloſter zu St. Denys ein Beweis; es mag ihn nun ſeine Andacht zu dieſem Heiligen und die ſeiner Meinung nach von ihm erhaltenen Wohlthaten, oder die Begierde, den Nachruhm eines Stifters zu erhalten, dazu angetrieben haben. Faſt war dieſes das einzige Mittel den Weihrauch der damahligen Schriftſteller, die meiſtens Mönche waren, zu verdienen. Dem Dagobert fehlte es auch nicht an ſolchen Lobrednern, ob er ſchon ein ſo ausſchweiffendes Leben geführt, daß er, nebſt einer Menge von Beyſchlä-

ferinnen, drey Weiber zugleich hatte, die den Titel der Königinnen führten.

i. J. Ch. 631. Unter Dagoberten bekamen die Franken das erſtemahl mit den Slaven zu thun. Die Urſache des Kriegs war, weil die Slaven einige Fränkiſche Kaufleute geplündert hatten, und keine Genugthuung dafür leiſten wollten. Dagobert ſchickte zwey Kriegsheere gegen ſie, davon eines aus Alemanniern, das andere aus andern Auſtraſiſchen Völkern beſtand; und wiegelte noch gegen ſie die Longobarden auf, daß dieſe, von Italien aus, einen Einfall in die Länder derſelben thaten. Die Alemannier und Longobarden waren glücklich, und kamen mit vieler Beute zurück; die Auſtraſier aber mußten auf eine ſchändliche Art die Flucht nehmen, welches man ihrer Untreue zuſchrieb, weil ſie auf Dagoberten theils wegen mehrerer angeblichen Unterdrückungen, theils, weil er nach ſeines Vaters Tod ſeinen Sitz nach Paris verlegt hatte, übel zu ſprechen waren. Die Slaven wurden dadurch ſo verwegen gemacht, daß ſie nun ohne Scheu ihre Streifereyen in die Fränkiſchen Provinzen unternahmen. Als endlich Dagobert den Auſtraſiern in der Perſon ſeines obgleich nur zwey- bis dreyjährigen Sohns Sigebert wieder
i. J. Ch. 632. einen eigenen König gab: ſo machten ſie ernſthaftere Vertheidigungsanſtalten gegen die Slaven.

i. J. Ch. 632. Bey Gelegenheit des Slaviſchen Kriegs ward den Sachſen ihr bisheriger Tribut von fünf hundert Kühen, die ſie zur königlichen Küche liefern mußten, nachgelaſſen, weil ſie ſich erbothen, die Slaven von dem Fränkiſchen Boden abzuhalten; welches ſie aber nicht zum beſten erfüllt haben, ſie mögen nun nicht gekonnt, oder nicht gewollt haben. Um den Slaven

beſſer

besser gewachsen zu seyn, machte auch Dagobert einen gewissen Radulf zum Herzoge von Thüringen, der zwar viele Siege gegen sie erfocht, dadurch aber so hochmüthig wurde, daß er sich wenig mehr aus dem jungen Sigebert, oder vielmehr aus dem Herzoge Adalgisil machte, der unter Sigeberts Nahmen Austrasien verwaltete. Dagobert starb im sechzehnten Jahre seiner Regierung. Als er merkte, daß er gefährlich krank war, ließ er sich in die Kirche des von ihm gestifteten Klosters St. Denys bringen, in eben der Absicht, in welcher vormahls die Königinn Fredegund ihre beyden Prinzen in die Kirche des h. Medardus hatte bringen lassen. Allein, der h. Dionysius that eben so wenig ein Mirakel, als der h. Medardus es gethan hat. 638. i. J. Ch.

Sigebert behielt Austrasien, und der jüngere Prinz Klodwig folgte dem Vater in Neustrien und Burgund. Der erste war nur neun, und der andere fünf Jahr alt. Sigebert hatte in der Person des Pipin seines Major Domus einen vernünftigen, und die Gerechtigkeit liebenden Mann zur Seite. Zu seinem Unglücke starb dieser gleich in dem ersten Jahre seiner Regierung. Der Sohn Pipins Grimoald wollte dem Vater in der Würde eines Major Domus folgen; ein gewisser Otho aber machte es ihm streitig, und er konnte seinen Zweck nicht eher erreichen, als bis er diesen Otho durch den Alemannischen Herzog Leutharis aus dem Wege räumen ließ. Das geringe Alter der Könige machte schon damahls, daß sie zusehen mußten, wenn sich die Großen unter einander schlugen, wer das meiste über sie zu sagen haben sollte. So wie am Hofe wenig Ordnung mehr war; so fiel das königliche Ansehen an den Gränzen noch mehr. Unter andern machte sich der mächtige

Herzog Radulf von Thüringen faſt ganz unabhängig. Der König verſammelte daher eine große Armee, und ging damit nach Thüringen. Radulf verſchanzte ſich auf einem Berge an der Unſtrut; allein, mehr ſich ſtützend auf das heimliche Verſtändniß, das er mit ſeinen Anhängern unter des Königs Armee unterhielt, als auf ſeine Verſchanzungen, fiel er eines Tages aus denſelben heraus, und richtete ein großes Blutbad unter des Königs Truppen an, der ſichs endlich für ein Glück ſchätzen mußte, daß ihn Radulf den Rückzug ungehindert über den Rhein nehmen ließ. Von dieſer Zeit an ſchien zwar Radulf noch dem äußerlichen Anſcheine nach die königliche Oberherrſchaft zu erkennen; an ſich aber that er, was er wollte. Die Baiern und Alemannier haben ſich, wo nicht um eben dieſe Zeit, doch bald darauf faſt in gleiche Verfaſſung und Unabhängigkeit geſetzt; wozu ihnen die nach Sigeberts Tod, der ungefähr im Jahre 656. erfolgte, entſtandenen innern Zerrüttungen unter den Franken ungemein günſtig waren.

Jetzt zeigten ſich bereits die üblen Folgen der zu großen Gewalt der Majorum Domus in voller Größe. Grimoald ging ſo weit, daß er ſeinen eigenen Sohn auf den Thron zu erheben gedachte. Er ließ zu dieſem Ende Sigebertens hinterlaſſenen jungen Sohn nach Irland bringen, und in Auſtraſien die Nachricht verbreiten, daß er nicht mehr am Leben wäre. Allein, Sigebertens Bruder Klodwig, König von Neuſtrien und Burgund, bekam Grimoalden durch die Verrätherey einiger Auſtraſier in ſeine Hände, und ließ ihn im Gefängniſſe hinrichten, worauf er ſelbſt Auſtraſien an ſich zog. Aber auch Klodwig ſtarb noch in eben dieſem Jahre. Sein älteſter Sohn Clotar III. folgte ihm in Neuſtrien

j. J. Ch. 656.

und

und Burgund. Weil aber die Auſtraſier einen eigenen König haben wollten, ſo wurde Klodwigs zweyter Sohn, Childerich II. entweder gleich, oder doch bald darauf zum König von Auſtraſien ernannt, und ihm Wulfoald zum Major Domus beygegeben.

Nach Clotars Tod ward Childerich, nach einigem Widerſtande des dortigen Major Domus Ebroin, auch König von Neuſtrien und Burgund. Der Anfang ſeiner Regierung war ruhmwürdig. Er machte ſich aber, nachdem er den Biſchof Leodegar, der das meiſte zu ſeiner Erhöhung beygetragen hatte, vom Hofe entfernet, durch Grauſamkeit und andre Ausſchweiffungen verhaßt, und ward von einigen Verſchwornen auf einem Luſthauſe nahe bey Chelles ermordet. Die Neuſtrier machten hierauf ſeinen noch übrigen Bruder Theodorich zum König; die Auſtraſier hingegen wollten nichts von ihm hören. Die Eiferſucht und Feindſchaft zwiſchen beyden Reichen, ob ſie ſchon eigentlich nur zwey Theile des nähmlichen Reiches ausmachten, nahm täglich zu. Wenn nur ein einziger König alle beyde beherrſchte, beſorgte immer ein Theil, der andere möchte zu viel zu ſagen haben. Inſonderheit wollten die Auſtraſier keinem Major Domus, der ein Neuſtrier von Geburt war, und die Neuſtrier keinem Auſtraſier gehorchen. Die feinſte Politik der nachherigen Majorum Domus, des Pipin und ſeiner Nachfolger, beſtand darin, daß ſie ſich dieſe Denkungsart beyder Reiche zu Nutz zu machen, und ihr eigenes Intereſſe mit der Auſtraſier ihrem auf das engſte zu verknüpfen gewußt haben.

J. Ch. 670.

J. Ch. 673.

Die

Die Auſtraſier nahmen dießmahl den von dem Major Domus Grimoald nach Irland verſchickten Prinzen Dagobert II. zum Könige an. Als auch dieſer durch einige Mißvergnügte umgebracht wurde, wollten ſie ſich noch nicht unter Theodorichs Herrſchaft bequemen. Sie erklärten vielmehr den Pipin und Martin, beyde Enkel des ehemaligen Biſchofs zu Metz, des h. Arnulf, der ſchon zu Dagoberts des erſten Zeiten vieles unter den Franken zu ſagen gehabt, zu Herzogen von Auſtraſien, und übertrugen ihnen unter dieſem Titel die ganze Regierung. Durch dieſen Schritt der Auſtraſier ward der Grund zu einer gänzlichen Veränderung in der Monarchie gelegt. Pipin, ein Mann von trefflichen Einſichten, tapfer im Felde, zu Hauſe billig und gerecht, wußte ſich und ſeine Nachkommen in der neuen Würde feſt zu ſetzen, und ward der Vater Karl Martels, der Großvater Pipins, und Urgroßvater Karls des Großen, einer Reihe von Helden, die man noch nicht in einer Familie beyſammen, und von Vater zu Sohn auf einander hat folgen ſehen.

Es war nicht ſo wohl die Perſon Theodorichs, die ſie verabſcheueten, als die Perſon des Neuſtriſchen Major Domus Ebroin, eines hochmüthigen und rachgierigen Mannes, der damahls im Beſitze Theodorichs war. Denn ſo weit war es gekommen, daß die Könige nicht viel beſſer waren, als die Reichskleinode in den mittlern Zeiten bey uns und andern Reichen, die, ob ſie ſchon nur ein todtes Meuble waren, doch demjenigen unter verſchiedenen Kron-Candidaten ein beſonders Anſehen verſchafften, der ſie in den Händen hatte, und eines der erſten Dinge waren, deſſen ſie ſich zu verſichern ſuchten. Ebroin, der ſich eben deßwegen mehr heraus nahm, weil

weil er den König in seiner Gewalt hatte, überzog die Austrasier mit Krieg, um sie zu zwingen, den Theodorich für ihren König zu erkennen, oder vielmehr um sie unter dessen Nahmen zu beherrschen. Pipin und Martin wurden zwar geschlagen, und Martin so gar, nachdem er mit List an Theodorichs Hof gelockt worden, daselbst ermordet; allein, Pipin ließ den Muth nicht sinken. Er wußte, dessen ungeachtet, sein Ansehen in Austrasien zu behaupten; und als endlich Ebroin von einem vornehmen Franken erstochen worden, fand der neue Major Domus in Neustrien Waratto selbst für gut, mit den Austrasiern Frieden zu halten. Unter seinem Nachfolger Berthar kam es zwar wieder zum Krieg; allein, Pipin war so glücklich, ihn sammt seinem Könige auf das Haupt zu schlagen, und sich der Stadt Paris, der königlichen Schätze, und der Person des Königs selbst zu bemächtigen. Er ließ ihm zwar den Nahmen eines Königs, um sich nicht bey der Nation gehässig zu machen, welche doch einmahl einen König haben wollte; in der That aber hatte er die höchste Gewalt in Händen. Der König mußte ihn zum Major Domus der ganzen Monarchie machen, und in dieser Eigenschaft regierte er sie nach Gefallen.

i. J. Ch. 681.

i. J. Ch. 687.

Die Neustrier mußten ihm nun als Sieger gehorchen; und die Austrasier, welche durch ihn das lang gesuchte Uibergewicht über die Neustrier erhalten hatten, thaten es freywillig. Er wußte aber auch seine Gewalt auf eine solche Art zu gebrauchen, daß er sich bald das allgemeine Zutrauen erwarb. Er hielt dadurch die Nation gefesselt, ohne daß sie es selbst wußte. Damit es nicht das Ansehen haben möchte, als wenn er allein alles willkührlich für sich thäte,

thäte, ſtellte er das alte Märzfeld wieder her, das iſt, jene Verſammlung des Volkes, die in den alten Zeiten alle Jahr zu Anfange des März gehalten wurde. Man berathſchlagte ſich auf derſelben über die innern und äußern Reichsangelegenheiten. Nichts war nothwendiger, als dem bey der bisherigen Anarchie überhand genommenen Rauben und Morden zu ſteuern. Pipin ergriff die kräftigſten Maßregeln dagegen. Auch wurde für den Kriegsſtaat, und die Vertheidigung des Reiches geſorget. Der König hatte bey den öffentlichen Handlungen den Vorſitz, aber nicht viel beſſer, als eine Marionette, die man nach Gefallen lenkt, und ſprechen läßt, wie man will.

Nachdem Pipin das Innere der Monarchie in Ordnung gebracht, war er darauf bedacht, die Völker, die bey dieſen Unruhen ſich von der Oberherrſchaft der Franken losgemacht hatten, wieder zum Gehorſam zu bringen. Er that zu dieſem Ende mehrere Feldzüge gegen die Friſen, Baiern und Schwaben; wir werden aber aus dem folgenden ſehen, daß die gänzliche Unterwerfung derſelben unter ihm nicht zu Stande gekommen.

In Neuſtrien hatte er einen gewiſſen Norbert zurück gelaſſen, um die Neuſtrier ſo wohl, als den König zu beobachten. Nach deſſen Tod ſchickte er ſeinen eigenen Sohn Grimoald dahin; und als dieſer zu Lüttich ermordet worden, ſetzte er an deſſen Stelle ſeinen Enkel, Grimoalds hinterlaſſenen Sohn, den jungen Theudebald, zum Major Domus von Neuſtrien ein. So groß war bereits ſeine Macht. Er ſelbſt ſtarb im Jahre 714. Von ſeiner Gemahlinn Pleetrudis hatte er zwey Söhne, den Drogo

und

und den erst genannten Grimoald; von der Alpais, die er noch bey Lebzeiten der Plectrud sich beygelegt hatte, den berühmten Karl, mit dem Zunahmen Martel, und Childebranden. Nebst seinen persönlichen Eigenschaften half ihm meistens der frühzeitige Tod mehrerer Könige sein Ansehen befestigen. Ein besonders Schicksal wollte, daß die Fränkischen Könige von Sigeberten III. an meistens in der Blüthe ihres Alters starben, und andere in sehr jungen Jahren ihnen folgten. Theodorich, den endlich die Austrasier als König erkannt, starb im Jahre 691.; sein Nachfolger Klodwig III., von dem man nichts weiß, als daß er König gewesen, vier Jahre darnach im Jahr 695. Sein Nachfolger Childebert, III. war zwölf Jahr alt, als er ihm in dem Nahmen eines Königs gefolgt, und starb im Jahr 711. Ihm folgte sein Sohn Dagobert III. der ebenfalls nur zwölf Jahr alt war.

Fünftes Kapitel.

Karl Martel. Pipin. Absetzung Childerichs III.

Der Tod Pipins ermunterte den König Dagobert, oder vielmehr die Neustrier, einige Versuche zu machen, sich von der Oberherrschaft der Familie Pipins, und der Austrasier überhaupt, zu befreyen. Die Umstände schienen ungemein günstig zu seyn, da in Pipins eigenem Hause Zwistigkeiten entstanden. Plectrud, dessen hinterlassene Gemahlinn, welche die Vormundschaft über den zum Major Domus von Neustrien ernannten jungen Theudebald führte, war ihrem Stiefsohne Karl nicht geneigt, und hielt ihn zu Cöln im Verhafte. Da auch dieser einen starken Anhang in Austrasien hatte, schien ein innerlicher Krieg nicht mehr entfernet zu seyn. Plectrud wollte sich von Neustrien versichern, ehe noch die Mißvergnügten zu mächtig geworden. Sie schickte daher den jungen Theudebald mit einer zahlreichen Armee von Austrasiern dahin; allein die Neustrier überfielen ihn, und machten sein Gefolge meistens nieder. Theudebald selbst wurde kaum noch durch die Flucht gerettet. Die Neustrier wurden durch diesen Sieg so muthig, daß sie sich einen eigenen Major Domus in der Person des Raginfried wählten, der bald einen Einfall in Austrasien that, und alles bis an die Maas verheerte. Hingegen fand Karl seinerseits Mittel zu entwischen, und bekam so gleich starken Anhang unter den Austrasiern, die bereits des Weiber-Regiments müde waren, und sich nach einem tapfern Anführer sehnten. Da inzwischen der König Dago-

bert

bert starb, übergingen die Neustrier dessen jungen Sohn, weil sie ihn Alters wegen nicht für tauglich hielten, ihre Absichten gegen die Austrasier auszuführen, und wählten an seiner Statt einen noch übrigen Sohn Childerichs, der den geistlichen Stand angenommen hatte, unter dem Nahmen Chilperichs II. zum Könige. i. J. Ch. 715.

Der neue König ließ seine erste Sorge seyn, jenes Gebäude niederzureissen, das Pipin aufgeführt hatte. Er machte mit den Frisen ein Bündniß, daß auch diese die Austrasier angreiffen sollten; seinerseits aber rückte er mit einem Heere bis vor Cöln, wo Plectrud mit ihren Enkeln sich aufhielt. Plectrud, die vielleicht dem Karl nicht traute, der zum Entsatz von Cöln herbey eilte, suchte sich mit Geld abzukaufen, welches die Neustrier um so eher geschehen ließen, da bereits Karl, vor dem sie sich mehr fürchteten als vor einem Weibe, im Anzuge war. Dieses half ihnen aber wenig. Karl setzte ihnen nach, holte sie nicht weit von dem Kloster Stablo ein, da sie sich dessen am wenigsten versahen, und richtete eine große Niederlage unter ihnen an.

Im folgenden Jahre suchte Karl die Neustrier mit einem starken Heere auf ihrem eigenen Grund und Boden heim. Unweit Cambrai kam ihm Chilperich mit seinem Major Domus entgegen. Karl erboth sich zum Frieden, wenn man ihn in die Stelle seines Vaters wollte treten lassen; allein, weder dem Könige, noch dem Major Domus, der das meiste dabey verloren hätte, war solches anständig. Beyde foderten ihn vielmehr zum Treffen i. J. Ch. 717.

heraus. Karl nahm es an, und blieb Sieger. Der König ward bis nach Paris gejagt. Dieſer Sieg brachte Karln doppelten Vortheil. Die Neuſtrier wurden nun geſchmeidiger, und die Auſtraſier, die es noch mit Plectrud hielten, wendeten ſich vollends auf ſeine Seite. Plectrud ſelbſt öffnete Cöln, und lieferte ihm die Schätze ſeines Vaters aus.

Weil die Nation noch immer an das Schattenbild eines Königs gewöhnet war; ſo ſtellte Karl theils ihr zu Gefallen, theils dem Neuſtriſchen Könige Chilperich zum Trotze einen Prinzen unter dem Nahmen
i.J.Ch. 717. Clotar als König auf. Man hat zu wenig Nachrichten von ihm, um ſicher beſtimmen zu können, wie nahe er mit dem königlichen Hauſe verwandt geweſen; doch hält man ihn für einen Sohn des Auſtraſiſchen Königs Dagobert II. Chilperich, der aus Karls Anſtalten wohl merkte, daß er auf nichts anders umgehe, als ihn gänzlich zu unterdrücken, ſuchte Hilfe bey dem Aquitaniſchen Herzoge Eudo. Dieſer Schritt war deſto bedenklicher, da Eudo in Anſehung der Fränkiſchen Monarchie ſich mehr hat zur Laſt kommen laſſen, als Karl und deſſen Vorfahren. Dieſe thaten ihr ſelbſt keinen Abbruch, ſondern nur der Macht der Könige; hingegen hatte ſich Eudo gänzlich von derſelben getrennet. Beyde ſtießen mit ihren Armeen zu Paris zuſammen. Karl rückte auch herbey, und zu Soiſſons kam es zu einem dritten
i.J.Ch. 719. Treffen, worin Karl abermahl den Sieg davon trug. Chilperich floh dießmahl mit dem königlichen Schatze bis nach Aquitanien. Karl hingegen ließ ſeinen Clotar als König von Neuſtrien und Burgund, ſich aber als deſſen Major Domus erkennen. Der bald erfolgte Tod dieſes Prinzen machte endlich, daß Karl ſelbſt dem Chilperich antrug, ihn als König zu erkennen

kennen, und mit dem Eudo Frieden zu erhalten, wenn ihm Chilperich seine Stelle bestätigte. Chilperich und Eudo waren froh, auf solche Art aus einem so gefährlichen Handel zu kommen. Chilperich, der nichts als den leeren Nahmen eines Königs davon trug, genoß auch dessen nicht lange. Im Jahr 720. starb er, und hatte Theodorichen, einen Sohn Dagoberts III. zum Nachfolger.

Da Karl Niemand mehr fand, der sich ihm hätte widersetzen können, dachte er, nach dem Beyspiele seines Vaters, an die Wiedereroberung von Baiern und Schwaben. Nachdem er ganz Schwaben mit seinem Heere durchstreifet, ging er über die Donau nach Baiern; und kam endlich mit vieler Beute nebst der Bilitrude, des Bairischen Herzogs Grimoald Wittwe, und ihrer Nichte Sunehild, die er zur andern Gemahlinn nahm, zurück. Es scheint, damahls haben sich diese Länder, wenigstens auf eine Zeit lang, wieder unter Fränkischen Herrschaft bequemt. Die verschiedenen Deutschen Nationen hatten die Idee noch nicht, einen einzigen für sich bestehenden Staatskörper auszumachen. Eine jede handelte nur für sich; die Kräfte der Franken hingegen waren jetzt wieder vereiniget, und die Nation selbst durch die innerlichen Kriege desto tapferer geworden. Die Fränkischen Geschichtschreiber thun auch noch von einem Zuge gegen die Sachsen Meldung, in welchem ein großer Theil ihres Landes verwüstet, und ein Theil der Nation den Franken zinsbar gemacht worden.

Bis daher hat sich Karl nur um sein eigenes Haus, und um die Fränkische Monarchie verdient gemacht. Nun bekam er auch Gelegenheit dem ganzen Europa, und der christlichen Religion insonder-

derheit, den wichtigſten Dienſt zu leiſten, da er über die in Gallien eingefallenen Saracenen einen der herrlichſten Siege erfocht. Dieſe Gäſte waren in Arabien zu Hauſe. Ammian Marcellin, der ſie ungefähr drey hundert Jahre zuvor kennen gelernt, beſchreibt ſie folgender Maßen: " Sie gehen halb „ nackend — keiner berührt den Pflug, oder pflanzt „ einen Baum. Sie irren immer in ihren weit„ ſchichtigen Feldern herum, ohne Haus, ohne ge„ wiſſe Wohnung oder Geſetze. Weder der nähm„ liche Himmel, noch der nähmliche Boden gefällt „ ihnen lange. Ihr Leben beſtehet in einer immer „ währenden Flucht. Die Weiber werden auf eine „ Zeit lang gemiethet, und damit es einigen Anſchein „ der Ehe habe, bringt das Weib dem Manne zur „ Mitgift einen Spieß und ein Zelt mit. Wenn die „ Miethzeit vorfloſſen iſt, geht ſie ihres Weges, „ wenn es ihr nicht gefällt. Auf ſolche Art ziehen „ ſie herum, ſo lange ſie leben, ſo, daß das Weib „ an einem Orte heurathet, an einem andern ihre „ Kinder zur Welt gebährt, und an einem drit„ ten ſie aufzieht. Ihre Nahrung beſteht in Wild„ pret, Milch und Kräutern; die wenigſten wiſſen „ etwas von Wein, oder Brod a).

Wer hätte es wohl glauben ſollen, daß ſolche Leute der Schrecken des Orients und Occidents, und einiger Maßen auch die Lehrmeiſter werden ſollten b)? Mahomet war es, ein geborner Araber, der

a) AMMIAN. MARCELLIN. *Hiſt. L.* 14. *c.* 3.

b) Nebſt mehrern mediciniſchen Büchern iſt auch Ariſtoteles durch ihre Hände zu den Lateinern gekommen, von dem wir noch hören werden, was er für eine Revolution in den Wiſſenſchaften geſtiftet.

der sich unterfangen, die Sitten dieses rohen Volkes umzuschaffen. Er gab ihnen Religion und Gesetze, vereinigte die verschiedenen von einander unabhängigen Stämme und Nationen, und vermöge des stärkesten Enthusiasmus, den er ihnen einflößete, machte er sie zu Eroberern, die sich in kurzer Zeit Persien, Syrien, Aegypten, Afrika und Spanien unterwarfen, und zu der nähmlichen Zeit, als sie an dem einen Ende von Europa Constantinopel belagerten, an dem andern über die Pyrenäen gingen um Gallien zu bezwingen. Wenn ihnen die Eroberung von Constantinopel gelungen wäre, so hätten sie Europa von zweyen Seiten in die Mitte gefaßt. Allein, Constantinopel ward durch seine starken Mauern, und das berühmte Griechische Feuer gerettet, und in Gallien kamen sie funzig Jahr zu spät an. Karl, welcher nun schon zu siegen gewohnt war, und eine eben so kriegerische Nation commandirte, ging ihnen beherzt entgegen, und schlug sie zwischen Tours und Poitiers durch Hilfe des Aquitanischen Herzogs Eudo auf das Haupt. i. J. Ch. 732.

Nachdem die Saraeenen durch ihre große Niederlage auf eine Zeit lang zur Ruhe waren gebracht worden, konnte Karl seinen übrigen Feinden desto besser begegnen. Das merkwürdigste, was er in dieser Zwischenzeit gethan hat, ist die gänzliche Bezwingung der Frisen. Sie hatten von allen Zeiten her den besondern Vortheil der Lage ihres mit Sümpfen und Morästen angefüllten Landes. Allein, das Genie Karls fand eben den Weg, welchen vor Zeiten Drusus gefunden hat. Er bauete eine Flotte, und führete seine Truppen zur See in Frisland, wo alles in desto größerer Verwirrung war, je unvermutheter ihnen Karl über den Hals kam. Die Fränkischen

Geſchichtſchreiber melden, Karl habe den Friſiſchen Herzog Poppo im Treffen erlegt, die Haine und Götzenaltäre zerſtöret, und das Land ſich unterwürfig gemacht.

Nach dieſem glücklichen Unternehmen regten ſich auch die Saracenen oder Araber wieder, welches Karln nur Gelegenheit gab, neue Lorbeere zu ſammeln, die ihm deſto mehr Ehre machten, je größer der Ruf dieſes Volkes in allen damahls bekannten Welttheilen war. Ein gewiſſer Maurontius in der Provence hatte ſie zu Hilfe gerufen. Die Städte Avignon und Vienne waren bereits von ihnen erobert. Karl, ſchickte ſeinen Bruder Childebrand, Avignon zu belagern, welcher es auch that; und als endlich Karl ſelbſt mit friſchen Völkern ankam, ward es mit Sturm erobert. Karl drang in Septimanien vor bis nach Narbonne, welche Stadt die Saracenen zu ihrem Waffenplatze gewählet hatten. Ein Haufen derſelben landete zwiſchen Narbonne und Leucate, um Narbonne zu entſetzen. Karl ging ihnen entgegen, und machte ſie faſt alle nieder; doch konnte er Narbonne nicht erobern. Hingegen nahm er andere Städte ein, und machte, daß den Saracenen die fernere Luſt, in Gallien einzufallen, verging.

Karls Anſehen wuchs durch ſeine vielfältigen Siege ſo ſehr, daß nun auch auswärtige Reiche anfingen auf ihn als ihren Retter zu ſehen, und ihr Schickſal ſeinen Händen anzuvertrauen. Wir haben gehöret, wie, und wann die Longobarden nach Italien gekommen ſind. Bis daher war Italien zwiſchen ihnen und den Griechen getheilt. Der Kaiſer Mauritius machte noch einige Verſuche, die Longobarden durch Hilfe der Franken zu bezwingen; nach ihm

aber

aber griffen die letztern immer weiter um ſich. Rom kam einige Mahl ſehr ſtark dabey in das Gedränge. Dieſe Stadt hatte nun eine ganz beſondere Verfaſſung. Sie erkannte zwar die Oberherrſchaft der Kaiſer zu Conſtantinopel, und die Päpſte ſelbſt mußten erſt von den Exarchen zu Ravenna beſtätiget werden, ehe ſie von ihrer Würde Beſitz nehmen durften; doch hing ihre innere Verfaſſung meiſtens von ihr ſelbſt ab. Die Kaiſer hatten keine eigene Macht in Italien; was von Truppen da war, wurde von den Italienern ſelbſt unterhalten; ſie mußten alſo einiger Maßen froh ſeyn, wenn dieſe noch unter ihnen ſtehen wollten. Die Italiener hielten ſich aber gern an die Kaiſer, weil dieſe doch immer ein großes Anſehen hatten, und wenigſtens durch Intriguen, woran der Orientaliſche Hof allezeit fruchtbar war, und durch Geld ihnen gegen ihre gemeinſchaftlichen Feinde, die Longobarden, beyſtehen konnten. Sonſt hatten die Päpſte, was die Stadt Rom inſonderheit und ihr Gebieth angeht, ſchon damahls ſo wohl in Staats- als innern Angelegenheiten das größte Anſehen. Ihr großes Patrimonium, und ihre Einkünfte waren für die Römer gleichſam eben das, was ſonſt Sicilien und Aegypten geweſen; auch, wenn es fehlte, mußten ſie die Truppen bezahlen, welche damahls die Stadt unterhielt. Je größer das alte Rom geweſen, deſto verächtlicher waren ſeine damahligen Bewohner. All ihr voriges Anſehen war verſchwunden, und das jetzige, was ſie noch hatten, kam aus einer ganz andern Quelle, nähmlich von den Apoſteln Petrus und Paulus, gegen welche auch die Barbaren die größte Ehrerbiethung hegeten, und wegen derſelben auch gegen die Päpſte. Die Kaiſer aber ſelbſt mußten letzteren gute Worte geben, theils wegen des großen Anſehens derſelben in Italien, theils aber wegen der

ewigen Religions-Streitigkeiten, die zu Constantinopel geführet wurden, da die Meinung der Päpste allemahl die Meinung des ganzen Occidents war.

Eben ein solcher Religionsstreit machte endlich der Herrschaft der Kaiser über Rom gar ein Ende. Die Frage war, ob man die Bilder der Heiligen verehren solle. Der Kaiser Leo Isauricus wollte die Bilder und ihre Verehrung aller Orten abgeschafft wissen, und gab darüber ein besonderes Edict heraus, welches er auch nach Italien schickte. Allein, der Papst widersetzte sich, und ermahnte die Italiener, sich vor dieser Lehre als einer Ketzerey zu hüten. Alles gerieth hierauf in eine Gährung. Die kaiserlichen Soldaten zu Ravenna, Rom und an andern Orten, die fast durchgehends geborne Italiener waren, wollten dem Kaiser förmlich den Gehorsam aufkünden, und sich einen andern wählen; welches aber der Papst, nach dem Zeugnisse des Paulus Diac. hinderte c). Es ist daher auch nicht glaublich, was einige vorgeben, daß sich damahls die Römer dem Gehorsam der Kaiser ganz und gar entzogen, und noch viel weniger, was einige Griechische Geschichtschreiber vorbringen, als wenn der Papst den Kaiser excommuniciret, und des Reiches entsetzt hätte. Es war die Zeit noch nicht, daß sich die Römer nur von weiten konnten einfallen lassen, einen besonderen Staat ausmachen zu wollen.

Da sie auf allen Seiten die Longobarden zu Nachbarn hatten, welche von ihnen tödtlich verabscheuet wurden, so erfoderte es die Politik und gesunde Vernunft, die Sache mit den Griechen nicht gänzlich zu verderben. Daß es aber so weit gekommen, daß

c) *De gestis Langobard. L. 6. c. 49.*

daß man nur gehorchte, so viel man wollte, und nach vorläufiger Untersuchung der Sache, ist gewiß. Ihr Zustand in dieser Zwischenzeit bis auf Karln den Großen läßt sich nicht besser ausdrücken, als durch das, was Tacitus von den Armeniern sagt, daß sie mehr ohne Herrn als in der Freyheit (magis sine domino quam in libertate) gelebt hätten d); sie gehorchten dem damahligen Kaiser nicht; sie waren aber auch nicht in eigentlichem Sinne frey, indem sie als ein Theil des Römisch-Griechischen Reiches angesehen seyn wollten.

Mit den Longobarden verhielt sich die Sache ganz anders. Auch diese nahmen Theil an dem Bilderstreite; und als der Exarch Paulus den Papst aus Rom gefangen hinweg führen wollte, zogen sie den Römern zu Hilfe, und hinderten den Exarchen an seinem Vorhaben; zugleich aber sahen sie die Abneigung der Italiener gegen den Kaiser als eine erwünschte Gelegenheit an, den Griechen das Ihrige in Italien vollends wegzunehmen. Ihr König Luitprand griff um sich, und eroberte eine Stadt nach der andern. So sehr der Papst und die Römer mißvergnügt waren: so konnten ihnen doch die großen Fortschritte der Longobarden nicht gleichgiltig seyn, indem sie alle Augenblicke besorgen mußten, die Longobarden möchten, nachdem sie den Uiberrest der Griechen verschlungen, sich auch an Rom wagen. Als daher der Exarch sich nach Venedig gewendet hatte, um dort Hilfe zu suchen, ermahnte der Papst gleichfalls den Venetianischen Herzog Ursus, den Griechen die Stadt Ravenna wieder erobern zu helfen, welches auch geschah. Dieses hätte zu einer gänzlichen Aus-

d) *Annal.* L. 2. c. 4. p. 95.

Aussöhnung beyder Parteyen dienen sollen. Allein, die Sachen waren zu weit gekommen, und wären von solcher Beschaffenheit, daß kein Theil glaubte nachgeben zu können. Leo wiederholte seine Befehle und Drohungen; und der Papst so wohl, als die Römer fuhren fort sich nicht daran zu kehren. Der Kaiser entzog der Römischen Kirche ihre wichtigen Güter und Gefälle, die sie in Sicilien, Calabrien und andern Provinzen hatte; hingegen weigerten sich die Römer den bisherigen Tribut zu zahlen.

In dieser Lage blieben die Sachen, bis sich im Jahr 739. in Italien ein neuer Umstand ereignete, worüber man fast die Griechen und Bilder vergessen hätte. Die Gelegenheit dazu gab eine innere Unruhe unter den Longobarden. Gleichwie die Fränkischen Herzoge, besonders die, welche die Gränzprovinzen verwalteten, sich von Zeit zu Zeit unabhängig zu machen suchten: also verhielten sich auch die Longobardischen, besonders von Spolet und Bevent. Der Longobardische König Luitprand kam ihnen aber so bald über den Hals, daß sie sich mit der Flucht retten mußten, der eine zu den Griechen, der von Spoleto aber Thrasimund zu den Römern. Die Römer, mit denen er zuvor schon Freundschaft unterhalten hatte, nahmen ihn willig auf; und als ihn Luitprand zurück foderte, weigerten sie sich ihn heraus zu geben. Luitprand sah die Römer hierauf selbst als Feinde an, und nahm ihnen verschiedene zu ihrem Herzogthum gehörige Städte weg. Als Luitprand nach Pavia zurück gekehrt, nahm Thrasimund mit Hilfe der Römer sein Herzogthum Spoleto wieder ein. Luitprand kam aber so gleich wieder, und setzte nun den Römern viel härter zu, als zuvor. Die Noth öffnete ihnen die Augen, und sie

sahen

sahen jetzt, was sie für Schritte gethan, da sie sich einen so mächtigen Feind auf den Hals gezogen, dem sie aus eigenen Kräften Widerstand zu thun viel zu schwach waren. Da auch von den Griechen theils wegen ihrer Ohnmacht, theils wegen des noch fortdauernden Bilderstreites nichts zu hoffen war: geriethen sie endlich auf den Einfall, Karln den Fränkischen Major Domus um Beystand anzuflehen. Der Papst mußte das Wort führen, wie es in ähnlichen Fällen zeither allemahl war gehalten worden. Wir haben noch zwey Briefe von ihm, woraus man so wohl die Verlegenheit der Römer, als ihre Verbitterung gegen die Longobarden sieht. Der Papst gibt überhaupt der Sache die feinste Wendung. Die Römische Kirche ist die Hauptperson, die von den Longobarden verfolget wird, und Hilfe von Karln fodert; obschon im Grunde der Streit selbst ganz weltlich war. Luitprand nahm einige Städte weg, die zu dem Römischen Herzogthum, nicht der Römischen Kirche gehörten. Weil die Römer einen rebellischen Herzogen Vorschub thaten; und weil der Papst nicht allein mit den Römern verstanden war, sondern auch das meiste in solchen Geschäften zu sagen hatte: so hielt Luitprand sich auch an die Güter der Römischen Kirche, um selbigen zu andern Gesinnungen zu zwingen. Besonders stellt der Papst die Mißhandlung der außer der Stadt Rom gelegenen St. Peterskirche ganz kläglich vor, woraus unter andern auch die von den Voraltern Karls selbst dahin verehrten Leuchter und andere Kostbarkeiten wären geraubet worden.

Allein Karl, der noch so viele heimliche Feinde unter den Großen in Frankreich selbst hatte, trug ein Bedenken sich in einen weitaussehenden auswärtigen

Karl hat den Ausgang dieſer Sache nicht erlebet, indem er bereits im Jahr 741. Todes verblichen. Man hat ihm den Zunahmen Martel, welcher einen Hammer anzeiget, gegeben, um vielleicht ſeinen Charakter dadurch auszudrücken; indem man in der That wenig Helden in der Geſchichte findet, die ihre Feinde mit ſolcher Geſchwindigkeit zu Boden geſchlagen, und gleichſam zermalmet haben, wie Karl.

Faſt hätten wir über ſeinen Heldenthaten unſern König Theodorich vergeſſen. Man weiß aber eben ſo viel von ihm, wie von ſeinen Vorfahren, nähmlich daß er ein König geweſen, im Jahr 737. alſo noch fünf Jahre vor Karln, geſtorben. Nach ſeinem Tode ward kein König gemacht. Vielleicht wollte Karl die Nation auch von dieſen, obſchon noch geringen Uiberbleibſeln des königlichen Anſehens nach und nach entwöhnen.

Pipin und Karlmann, Karls älteſte Söhne, theilten ſich in die Fränkiſche Monarchie. Griffo, der jüngere, ward von ihnen ausgeſchloſſen, welches in der Folge zu einigen Unruhen Anlaß gegeben. In dem Inneren der Monarchie wurden ſie ohne Widerſpruch erkannt; hingegen wollten die Deutſchen ſich noch immer nicht unter die Herrſchaft den Majorum Domus bequemen. Wenn doch jemand Recht haben ſollte ſie zu regieren, dachten ſie, wären es allein die Nachkömmlinge Klodwigs und die Könige aus dem Meroveiſchen Stamme, mit deren Ausſchließung von der Regierung auch alles Recht der Franken, das ſie an Deutſchland zu haben glaubten, aufhöre.

Am

Zacharias, der Nachfolger des Papstes Gregorius III. ließ sich angelegen seyn, die Sache in der Güte beyzulegen. Zuvörderst aber suchten die Römer wieder gut zu machen, was sie zuvor verderbet hatten. Da der ganze Handel wegen des Thrasimund seinen Anfang genommen, zogen sie jetzt selbst in Gesellschaft der übrigen Longobarden gegen ihn zu Felde. Der Vorwand war, daß er ihnen nicht gehalten, was er versprochen. Thrasimund ward bald so weit gebracht, daß er sich ergeben mußte. Sein Herzogthum ward ihm genommen, und er mußte, nach damahliger Gewohnheit, in das Kloster wandern. Als aber Luitprand nichts desto weniger die den Römern abgenommenen Städte zurück behielt, ergriff der Papst die Gelegenheit, da er sich eben zu Narni aufhielt, bey ihm einen Besuch abzustatten, der die besten Folgen hatte. Der König schien auf einmahl zu vergessen, daß Zacharias als ein Römer zu ihm kam, und verehrte nur in dessen Person das Haupt der Christenheit. Alles, was man von einem Könige, der nie etwas Feindliches gegen Rom gedacht, hätte erwarten können, that Luitprand. Nebst den vielen Ehrenbezeugungen, die er dem Papste erwies, versprach er, nicht allein die vorenthaltenen Städte heraus zu geben, sondern räumte auch der Römischen Kirche ihre Güter in der Landschaft Sabina, zu Narni, Osimo, Ancona und in andern Orten wieder ein, und machte zugleich mit dem Römischen Herzogthume einen Stillstand auf zwanzig Jahre. Aldeprand, Herzog von Chiusi, des Königs naher Verwandter, und andere Longobardische Herren mußten den Papst zurück begleiten, und alles Versprochene so gleich in Erfüllung bringen.

Karl hat den Ausgang dieſer Sache nicht erlebet, indem er bereits im Jahr 741. Todes verblichen. Man hat ihm den Zunahmen Martel, welcher einen Hammer anzeiget, gegeben, um vielleicht ſeinen Charakter dadurch auszudrücken; indem man in der That wenig Helden in der Geſchichte findet, die ihre Feinde mit ſolcher Geſchwindigkeit zu Boden geſchlagen, und gleichſam zermalmet haben, wie Karl.

Faſt hätten wir über ſeinen Heldenthaten unſern König Theodorich vergeſſen. Man weiß aber eben ſo viel von ihm, wie von ſeinen Vorfahren, nähmlich daß er ein König geweſen, im Jahr 737. alſo noch fünf Jahre vor Karln, geſtorben. Nach ſeinem Tode ward kein König gemacht. Vielleicht wollte Karl die Nation auch von dieſen, obſchon noch geringen Uiberbleibſeln des königlichen Anſehens nach und nach entwöhnen.

Pipin und Karlmann, Karls älteſte Söhne, theilten ſich in die Fränkiſche Monarchie. Griffo, der jüngere, ward von ihnen ausgeſchloſſen, welches in der Folge zu einigen Unruhen Anlaß gegeben. In dem Inneren der Monarchie wurden ſie ohne Widerſpruch erkannt; hingegen wollten die Deutſchen ſich noch immer nicht unter die Herrſchaft den Majorum Domus bequemen. Wenn doch jemand Recht haben ſollte ſie zu regieren, dachten ſie, wären es allein die Nachkömmlinge Klodwigs und die Könige aus dem Meroveiſchen Stamme, mit deren Ausſchließung von der Regierung auch alles Recht der Franken, das ſie an Deutſchland zu haben glaubten, aufhöre.

Am

Am wenigſten wollte dieſes den Deutſchen Herzogen gefallen, daß ſie von ſolchem Herren, die ſie als bloße Kronbeamte anſahen, Befehle annehmen ſollten; zumahl ihre Familien viel länger in dem Beſitze ihrer Stellen, als der jetzigen Majorum Domus ihre, waren. Allein, ſie mußten zuletzt der Tapferkeit der beyden Prinzen weichen, die in verſchiedenen glücklichen Feldzügen alles zur Ruhe brachten.

Nachdem ſie ihr Anſehen auf ſolche Art befeſtigt hatten, glaubten ſie klärer reden, und die Maske ablegen zu dürfen. Pipin that es, als ſein Bruder Karlmann der Regierung entſaget, und ſich in ein Kloſter begeben hatte. So bald die Gemüther zu der bevor ſtehenden Veränderung genug vorbereitet waren, ſchickte man eine Geſandtſchaft an den Papſt Zacharias mit der Anfrage, ob man denjenigen den König nennen müſſe, der die königliche Gewalt in Händen habe, oder den, welcher nur den Nahmen trage f), das iſt, ob Pipin mit gutem Gewiſſen als König aus-

f) Die Annales Fuldenſes ſagen: Pippinus —— orat ergo ſibi decerni, quis eorum juſte Rex debeat dici et eſſe, is qui ſecurus domi ſedeat, an ille qui curam totius regni et omnium negotiorum moleſtias ſufferat. Die Loiſeliani ſagen: Burchardus Wirſeburgenſis Epiſcopus et Folradus Capellanus miſſi fuerunt ad Zachariam Papam interrogando de Regibus in Francia, qui illis temporibus non habentes regalem poteſtatem, ſi bene fuiſſet an non — Die Laureshamenſes reden auf eben dieſe Art: gleichwie man nähmlich einen Beichtvater fragt, ob es erlaubt ſey einen Krieg anzufangen oder nicht. So wenig man hernach ſagen kann, wenn es zum Kriege kommt, der Beichtvater habe ihn angefangen, ſo wenig kann man ſagen, der Papſt habe den König Childerich abgeſetzt.

ausgerufen und anerkannt werden könne, oder nicht. Der eben damahls bey den Franken und Deutschen wegen seines Eifers, die christliche Religion zu verbreiten, in großem Ansehen stehende heilige Bonifacius hatte die Franken gewöhnt, in allen Dingen, wo irgend ein Zweifel entstehen konnte, sich an den Papst zu wenden. In dieser wichtigen Sache thaten sie es demnach desto eher. Zuvor hätten erst andere Fragen müssen erörtert werden, ob nähmlich der Besitzer der höchsten Gewalt auf eine rechtmäßige Art dazu gelangt sey oder nicht; sonst ließen sich alle Anmaßungen und Tyranneyen, die jemahls in der Welt gewesen sind, rechtfertigen. Allein, der Papst entschied die Sache, ohne den andern Theil zu hören, zu Gunsten des Mächtigern. Wahrscheinlicher Weise würde sie doch den nähmlichen Gang genommen haben, der Papst möchte gesprochen haben, was er wollte; und da man zu Rom ohnehin schon Absichten auf Fränkische Hilfe gegen die Longobarden hatte, ist es nicht zu verwundern, daß sich der Papst so bald erkläret, wie es Pipin haben wollte.

Beyde gewannen dadurch, Pipin und der Papst. Ersterer, weil er durch das Ansehen des Römischen Stuhls den Vorwurf einer unrechtmäßigen Thronbesteigung von sich ablehnte, und dadurch auch den Gewissensbissen vorbeugte, die einer oder der andere von den Großen, insonderheit aber das Volk haben könnte, welches, wenn es noch so gleichgiltig gegen einen Prinzen gewesen ist, Mitleiden mit ihm zu haben anfängt, so bald er unglücklich wird, wenn er nur kein Tyrann gewesen ist. Und in diesem Falle waren wirklich die letzten Merovingischen Prinzen nicht. Wenn sie auch nicht viel Gutes gethan, so haben sie doch auch niemanden etwas zu Leide gethan.

Viel-

Vielleicht, that er es auch zum Theil, um ſich ſelbſt zu beruhigen. Wer weiß, warum ſein Bruder ein Mönch geworden?

Der Papſt gewann noch mehr als Pipin. Wir haben gehört, wie die älteſten Annaliſten die Sache erzählen; und Zweifels ohne verhielt ſie ſich nicht anders. Allein, es kommt nicht darauf an, was eine Sache an ſich iſt, ſondern wie ſie von den Zeitgenoſſen aufgenommen wird. Eginhard in dem Leben Karls des Großen, und die angeführten Annaliſten ſelbſt in der Folge ihrer Erzählung ſagen, Pipin ſey per auctoritatem Romani Pontificis König geworden g). Es kann ſeyn, daß ſie es nicht ſo genau genommen, als ihre Worte lauten. Sie befliſſen ſich der Kürze, ohne die Ausdrücke abzuwägen, die ſie brauchten, oder nur die Sprache zu verſtehen, worin ſie ſchrieben; die wenigſten waren auch genau unterrichtet von dem, was vorging. Uiberhaupt aber will das Wort auctoritas, iuſſio, und dergleichen nichts anders ſagen, als daß die Sache mit Gutheiſſen des Papſtes geſchehen h). Es mag aber ſeyn, wie ihm wolle, ſo entſtand von dieſer Zeit an die Meinung, der Papſt könne Könige ab- und einſetzen. Der Papſt Gregorius VII. beruft ſich auf dieſe Abſetzung Childerichs III. als eine ungezweifelte Sache, um ſein Recht zu erweiſen, Kaiſer abſetzen zu können. Vielleicht führten auch einige der Anna-

g) Die Stellen hat Bellarmin L. 2. *de Rom. Pontif.* c. 17. p. 325. geſammelt.

h) MARCVLF ſetzt z. B. auf ſeine meiſten Formeln das Wort *præceptum*, wenn ſie auch bloß eine königliche Erlaubniß, ein priuilegium, oder Gnadenbezeugung betreffen.

Annaliſten dieſe Sprache, um die regierende Familie deſto mehr außer Schuld zu ſetzen; ſo wie ſie auch die Mängel der letzten Merovingiſchen Könige aus eben der Urſache übertreiben. Sie machen dieſen faſt alle den Vorwurf, daß es feige, verſtandloſe und träge Menſchen geweſen. Wenn man aber einem Hände und Füße bindet, ſo läßt ſich in der That nicht ſagen, ob er träg, oder nicht träg, ob er geſchwind oder langſam laufe. Eginhard ſelbſt, der einer mit von ihren Verächtern iſt, ſagt in dem Leben Karls des Großen, ſie hätten auf einem einzigen ihnen noch übrigen Meierhofe gleichſam als Gefangene ſich aufgehalten, ſie wären bey der jährlichen Verſammlung des Volkes erſchienen, und hätten die fremden Geſandten abgefertiget, aber bey dieſen Gelegenheiten nichts reden dürfen, als was ihnen der Major Do-
J. J. Ch. mus vorgeſaget. Genug, Pipin ward König und
752. Childerich mußte nebſt ſeinem Sohne in das Kloſter wandern. Dieß war das Ende der Nachkömmlinge des ſiegreichen Klodwigs.

Es ſtand nicht lange an, ſo foderte der Papſt eine reelle Erkenntlichkeit vom Pipin für den ihm erwieſenen Dienſt. Der damahlige König der Longobarden Aiſtulf, hatte ſich von neuem von Ravenna, und allem, was dazu gehörte, Meiſter gemacht. Die Römer ſahen ſchon dieſes außerordentlich ungern, weil Ravenna und Rom bis daher allezeit einander wechſelsweiſe Unterſtützung geleiſtet. Er ging aber noch weiter. Rom ſelbſt, und was noch in Italien von der Griechiſchen Herrſchaft übrig war, ſuchte er nun auch vollends ſich unterwürfig zu machen. Der Papſt Stephan III. der dem Zacharias gefolget, ſchickte in dieſen Umſtänden nach Conſtantinopel um Hilfe, ein ſicheres Zeichen, daß man noch

nicht

nicht ganz mit den Griechen gebrochen hatte; hielt eine Procession, die er und das ganze Volk mit bloßen Füßen, und Asche auf den Häuptern, begleitete; trug dabey das berühmte Bild unsers Heilands, Anthecopsita genannt; heftete den ehemahls mit den Longobarden errichteten Friedensbrief an das Kreuz, und bath den Himmel um Hilfe und Rache. Zu dem Aistulf selbst schickte er Gesandte mit großen Geschenken. Als aber alles nichts verfangen wollte, wendete er sich, nach dem Gebrauche seiner Vorfahren, an den Fränkischen König Pipin. Damit er diesen aber desto eher zum Beystand bewöge, reisete er selbst nach Frankreich, obschon Aistulf solches auf alle Art zu hindern suchte. Dieser Besuch war für Pipinen und ganz Frankreich etwas eben so Neues als Unerwartetes.

Der König und das Volk empfingen ihn mit außerordentlicher Ehrerbietigkeit, theils wegen der erstaunlichen Hochachtung, die man gegen die Apostel Petrus und Paulus hegete, theils wegen des großen Ansehens, worin sich die Römische Kirche in der ganzen Christenheit befand. So lange das Reich stand, hatte man noch keinen Papst oder Bischof von Rom in Frankreich gesehen i). Es war ihm daher ein Leichtes von Pipinen und der Nation zu erhalten, was er verlangte; zumahl er ansehnliche Geschenke für den König und die Großen mitgebracht. Den Winter hielt er sich zu St. Denys auf,

i) Pipin ging dem Papste entgegen, fiel vor ihm nieder, und hielt ihm hernach die Steigbügel. Allein, dieses ist um so weniger zu verwundern, da der Orientalische Kaiser Justinian sich, mit der Krone auf dem Haupt, vor dem Papste Constantin zur Erde geworfen.

wo er den König, welchen der heilige Bonifacius schon gesalbet hatte, noch einmahl salbete. Aistulf bemühete sich zwar, die Franken auf seine Seite zu bringen, und schickte daher des Pipin eigenen Bruder, Karlmann, der bis daher als ein Mönch auf dem Berge Cassino gelebet, nach Frankreich, um
n. J. Ch. Frieden zu stiften. Allein, es half nichts. Im Frühjahre
754. zog Pipin so gleich nach Italien, belagerte den Aistulf in Pavia; und da dieser versprach, der Römischen Kirche Genugthuung zu leisten, kehrte er wieder um.

Aistulf, der vielleicht die Rückkehr der Franken ihrer Schwäche zuschrieb, setzte den Römern, anstatt sein Versprechen zu halten, noch ärger zu. Pipin, über dieses Betragen um so mehr aufgebracht, unternimmt noch einen Feldzug, kommt eben so glücklich über die Alpen wie zuvor, und belagert den Aistulf nochmahls, der sich aufs neue anheischig machen muß, alles wieder heraus zu geben, was er den Römern abgenommen. Unter diesem befand sich auch das Exarchat, welches ihm am meisten wehe that. Der Papst hatte die Vorsorge gebraucht, daß dieses nicht seinen vorigen Herren, den Griechen, sondern dem heiligen Peter mußte eingeräumet werden. Als die Gesandten des Kaisers zum Pipin vor Pavia kamen, und in ihre vorige Rechte eingesetzet zu werden verlangten, antwortete er ihnen, daß er nicht den Griechen, sondern bloß dem heiligen Peter zu Gefallen, und um Nachlaß seiner Sünden zu erhalten, diesen Feldzug unternommen.

Die Original-Urkunde dieser Schenkung ist nicht mehr vorhanden; und eben daher lassen sich auch die Gränzen davon nicht genau bestimmen. Die

Sache

Sache aber an ſich iſt um ſo ungezweifelter, da die Päpſte in ihren Briefen, und Stephan III. ſo gar auf Pipins Handſchrift ſich beruft k). Daß die Schenkung nicht bloß die der Römiſchen Kirche vor Zeiten abgenommenen ſo genannten Patrimonien, die nichts anders als Privat-Güter waren, in ſich begriffen, ſcheint die That ſelbſt zur Genüge zu erweiſen, da ſich die Päpſte wahrhaft als Herren von Ravenna und dem Exarchat aufgeführet, ſo zwar, daß Hadrian I. nicht einmahl gern ſah, daß Karl der Große ſeine Geſandten der Biſchofswahl zu Ravenna beywohnen laſſen wollte l).

Im Jahre 757. ſchenkte der Kaiſer Copronymus dem Pipin die erſte Orgel, die man in Frankreich geſehen. Im folgenden führte Pipin noch einen Krieg mit den Sachſen, und machte ſie

k) Decertate bonum opus quod coepiſtis, & quae per donationem *manu veſtra* confirmaſtis, Protectori veſtro B. Petro reddere feſtinate. —— Sciatis enim quia *Chirographum* veſtram donationem Princeps Apoſtolorum firmiter tenet, & neceſſe eſt, vt ipſum *Chirographum* expleatis. *Epiſt. Stephani ad Pipin. Carol. & Carolom. Cod. Carol. IX. apud Cenni monum. dominat. Pontif. Tom. I. p. 81.*

l) Nos excellentiſſime fili, quemadmodum tempore Domini Stephani Papæ —— cui & *Exarchatus traditus eſt*, ita & noſtris temporibus eum ſub *noſtra poteſtate diſponere atque ordinare volumus*. Etenim ipſe prædeceſſor noſter cunctas *actiones* (Aemter) eiusdem Exarchatus ad peragendum diſtribuebat, & omnes Actores ab hac Romana vrbe *præcepta* earundem actionum accipiebant. Nam & Iudices ad faciendas iuſtitias omnibus vim patientibus in eadem Ravennatium Vrbe reſidentes ab hac Romana Vrbe direxit. *Epiſt. Hadrian. I. ad Carolum Codic. Carol. 54. apud Cenni. Tom. I. pag. 322.*

ſich zinsbar. Im Jahr 759. lieferten ihm die Gothen die Stadt Narbonne aus, und Pipin vertrieb die Saracenen aus den dortigen Gegenden. Die letzten acht Jahre ſeines Lebens beſchäftigte ihn der Krieg gegen den Aquitaniſchen Herzog Waifar. Im Jahr 768. befreyte ihn endlich der Tod von dieſem Gegner, der von ſeinen eigenen Leuten, und, wie man glaubt, auf Pipins Anſtiften ermordet worden. Pipin ſtarb aber auch in demſelben Jahre, in dem vier und funfzigſten ſeines Alters.

Sechſtes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über den Charakter der Franken unter den Merovingiſchen Königen. Wiſſenſchaften. Vergnügungen. Luxus.

Wir haben nun mit den Franken ihre erſte Periode durchlaufen. Wenn ſie ſich länger als andere Deutſche Nationen erhalten haben, iſt dieſes mehr in beſondern äußerlichen ihnen günſtigen Umſtänden, als in ihrem Verſtande und in ihrer Tapferkeit zu ſuchen. Es war ein Vortheil für ſie, daß die Römiſche Macht von andern Deutſchen Nationen, die vor ihnen Deutſchland verlaſſen haben, faſt ganz zernichtet war, und daß eben dieſe Völker durch ihren Aufenthalt auf Römiſchem Boden ſchon vieles von ihrer Tapferkeit verloren hatten. Bey ihnen wurde auch jener Vorſchlag des Grotius m), daß ſie mit ihrem Vaterlande eine beſtändige Verbindung hätten unter-

m) *Proleg. Scriptor. Gothic.*

unterhalten ſollen, einiger Maßen erfüllt, da ſie aus ihren alten Wohnungen, die ihnen noch zugehörten, ſo oft ſie wollten, friſche Mannſchaft und Recruten an ſich ziehen konnten, indem dieſe mit ihren Eroberungen zuſammen hingen, und ein ganzes ausmachten.

Am beſten aber für ſie war, daß ſie keine Nation hinter ſich gelaſſen, die gleichfalls auf Eroberungen wäre bedacht geweſen. Die Alemannier, die ihnen hätten gefährlich werden können, wurden gleich von Klodwigen gedemüthiget. Die Baiern waren noch von der Römer Zeiten her der Dienſtbarkeit zu ſehr gewohnt; die Sachſen aber durch den Ausmarſch eines großen Theils ihrer Landsleute nach Britannien zu ſehr geſchwächt, als daß ſie etwas Großes hätten unternehmen können. Die Thüringer ſcheinen von allen Zeiten her friedfertig geweſen zu ſeyn, und hatten genug zu thun, um ſich der Sachſen zu erwehren. Die katholiſche Religion gereichte ihnen noch zum beſondern Vortheile, indem ſie ſich dadurch nicht allein die Zuneigung ihrer eigenen Unterthanen, ſondern auch ihrer Feinde erwarben.

Sonſt merkt man nur zu deutlich, daß ſich eben ſo, wie bey den andern ausgewanderten Nationen, ihr alter kriegeriſcher Geiſt nach und nach verloren hat. Nichts hing ihnen länger an, als die Neigung zum Rauben und Plündern in ihren Kriegen. Sie machten es nicht allein auf dieſe Art zu Hauſe, ſondern auch bey Auswärtigen, wenn ſie ihnen zu Hilfe zogen, obſchon ihre Ehre dabey ungemein litte. Wir haben einige Schreiben des Kaiſers Mauritius und des Exarchen Romanus, worin ſie die kaiſerlichen Unterthanen zurück fodern, welche die Franken

ten mit sich fortgeschleppet, als sie ihnen gegen die Longobarden zu Hilfe zogen; und fürs künftige bitten, daß sie wenigstens die Kirchen schonen sollten n).

Der Abgang der kunstmäßigen Kriegsübungen, die schlechte Disciplin bey den Heeren, und die vielen Ausschweiffungen, die gleichsam erlaubt waren, hatten auf der andern Seite eine Folge, die den Franken vortheilhaft war. Der Kriegsgeist erwachte auch wieder bey den alten Inwohnern. Je weniger der Krieg kunstmäßig getrieben wird, je wenigerm Zwange der Kriegsmann unterworfen ist; desto kriegerischer ist insgemein die Nation selbst. Wenn es nur zum Schlagen und Rauben angesehen ist, entschließt sich leicht ein jeder, die Waffen zu tragen. Wir finden die nähmlichen Wirkungen allenthalben, wo die Deutschen Nationen hingekommen sind, und das Römische Exercitium verdränget haben; nur meinten es die neuen Unterthanen mit ihren Herren der Religion halber selten gut, und schadeten ihnen aus dieser Ursache vielmehr, als daß sie ihnen hätten nützlich seyn sollen, wie wir bey den Gothen gesehen.

Die zuletzt unter den Majoribus Domus entstandenen National-Kriege zündeten das fast erloschene Kriegsfeuer in den Adern der Nation wieder an. Die lange Erfahrung brachte auch wieder mehr Regelmäßiges in den Krieg. Die vorher gegangenen Kriege unter den Königen hatten lange keine solche Wirkung, als die letztern unter den Majoribus Domus. Die erstern waren mehr Familienkriege, woran die Nation selbst keinen sonderlichen Antheil nahm. Die letztern

n) *Apud* FREHER. *Tom.* I. *Script. Franc. p.* 208. *seq.*

letztern aber waren im eigentlichem Verstande bürgerliche Kriege, worin ein Theil der Nation gegen den andern bewaffnet zu Felde zieht, und ein jeder Bürger das Interesse seiner Partey als sein eigenes ansieht.

Was den übrigen Theil ihres Charakters und ihrer Sitten angeht, so gilt von ihnen auch das meiste, was ich von den übrigen Deutschen Nationen insgemein bemerkt habe. Ihre Bedürfnisse mehrten sich, und ihre Sitten wurden eher schlimmer als besser. Sie vermisseten die Vortheile ihres vorigen Standes, und genoßen die Vortheile des gesitteten nicht. Sie kannten die feinern Vergnügungen des gesellschaftlichen Lebens nicht; und die Bequemlichkeiten, die sie kennen gelernt, waren meistens nur für die Großen und Reichen. Nun fingen sie erst an die Armuth mit ihren schrecklichen Folgen kennen zu lernen, da sie zuvor reich waren, ohne viel zu haben. Die ganze Frucht ihrer Eroberung war, daß sie entweder einen kleinen Tyrannen über einen Haufen Knechte vorstellen, oder selbst arbeiten mußten, welches zu vermeiden sie sich doch so viel Blut so lange Jahre durch haben kosten lassen.

Wir haben gehört, wie die Könige und der Hof beschaffen gewesen. Wenn eine gewisse Feinheit und guter Ton bey Hof herrscht, läßt sich zwar noch nicht schließen, daß die Nation eben so beschaffen sey; hingegen, wenn die Sitten des Hofes noch roh, ungeschlacht, und wild sind, so ist es eine unfehlbare Probe, daß das Volk noch roher seyn muß. Die Könige waren grausam; auch die Geschichte der Nation ist mit Mordthaten und Grausamkeiten angefüllt. Die Könige achteten die Ehegesetze wenig;

auch

auch bey der Nation kam es ſo weit, daß ein gewiſſer Eulalius, der ſein Weib, das ihm ein andrer entführt hatte, zurück foderte, ſich dem allgemeinen Gelächter ausſetzte o). So wie hingegen die Könige ihrerſeits, wenn ſie eine fremde Prinzeſſin heurätheten, erſt durch einen Eid verſprechen mußten, ſie niemahls zu verlaſſen p).

Das ſchlimmſte war noch der Abgang desjenigen, das der Grund von allem geſellſchaftlichen Leben iſt, nähmlich der Mangel an Treu und Glauben. Zu keiner Zeit und bey keiner Nation iſt ſo viel geſchworen worden, und bey keiner ſo wenig Treu und Glauben zu finden geweſen. Wie weit es damit gekommen, kann man ſich aus dieſem einzigen Zuge des Gregorius Turonenſis vorſtellen. "Gunthram, „ſagt er, ſonſt ein ehrlicher Mann, nur daß er zum „Meineid zu ſehr geneigt war; indem er ſeinen Freun„den nie etwas eidlich zugeſaget, das er nicht ſo gleich „wieder gebrochen hätte" q). Man konnte demnach bey den Franken ein guter ehrlicher Mann (vir bonus) ſeyn, wenn man auch gewöhnt war falſch zu ſchwören, und ſeine Freunde zu hintergehen.

Man erdachte immer neue Mittel, um den Eidſchwüren mehr Kraft zu geben; es blieb aber immer bey dem Alten. Weil bey den damahligen Zeiten

o) AIMOINVS *de geſtis Fran: L.* 3. *c.* 5. *pag.* 81. *Ibid. c.* 94. *p.* 147.

p) GREGOR. TVRON. *L.* 8. *c.* 27. *p.* 396. lit. *C.*

q) Gunthramnus vero, *alias ſane bonus*, nam ad periuria nimium praeparatus erat, veruntamen nulli amicorum Sacramentum dedit, quod non protinus omiſiſſet. GREGOR. TVR. *L.* 5. *c.* 14.

ten die Verehrung der Reliquien der Heiligen ungemein groß und die Meinung allgemein war, daß die Entehrung davon sichtbarlich von Gott und den Heiligen, denen sie gehörten, gestraft würde; so mußte der Schwörende die Hand auf dieselben legen. Aber noch nicht genug; man ging bald weiter, und führte ihn in die Kirche an das Grab selbst eines Heiligen, der in großem Rufe der Wunder stand. In der Folge war einer nicht genug; und wenn die Sache wichtig war, führte man ihn in den berühmtesten Kirchen des ganzen Königreiches herum, und ließ ihn aller Orten seinen Eid aufs neue abschwören r). Auch bey den schriftlichen Aufsätzen von einiger Wichtigkeit, besonders bey Stiftungs- oder Verschenkungsbriefen an Kirchen und Klöster, wurden die Heiligen zu Zeugen genommen, und bald fing man auch an die entsetzlichsten Vermaledeyungen gegen die Verletzer solcher Schenkungen hinzu zu setzen.

Man ließ sie noch von Königen und Bischöfen, und endlich gar von den Päpsten bestätigen. Dieß war der Weg, wodurch die Päpste zuerst die Hände in die Verwaltung der Güter anderer Kirchen bekamen. Allein, man schwur, und raubte dennoch, oder hielt wenigstens nicht, was beschworen worden. Die Reliquien hatten fast noch die größte Wirkung. Der König Chilperich, weil er gegen sein mit einem Eidschwur bekräftigtes Versprechen nach Paris kam, ließ eine Menge Reliquien vor sich hertragen, damit nicht die in dem Vertrage mit seinen Brüdern enthaltenen Vermaledeyungen über ihn kommen möchten

r) Ein Beyspiel findet man bey dem Aimoin *de Gestis Francorum* I. 4. c. 14. p. 163.

ten s). Der Neuſtriſche Major Domus Ebroin ſchwur dem Auſtraſiſchen Herzoge Martinus Sicherheit, brauchte aber die Vorſorge die Reliquien zuvor heimlich aus der Kapſel (capſa), auf welche die Hände gelegt wurden, wegzuſchaffen, und nun glaubte er an keinen Schwur gebunden zu ſeyn t).

Wenn zur Verfeinerung der Sitten die Aufklärung des Verſtandes nothwendig iſt, ſo konnten die Franken deſto weniger dazu gelangen, je mehrern Hinderniſſen die letztere bey ihnen ausgeſetzet war. Sie hatten anfangs zu viel Vorurtheile und Verachtung gegen alles, was Römiſch war, als daß ſie ſich nur einiger Maßen hätten ſollen einfallen laſſen, etwas von den Römern zu lernen. Das ſchlimmſte dabey war noch für ſie, daß ſo wohl die alten Römiſchen Meiſterſtücke des Verſtandes und des Geſchmackes, als das Wenige von Gelehrſamkeit, das damahls noch übrig war, in einer Sprache geſchrieben waren, die bereits große Veränderungen erlitten hatte, und beſonders ſtudirt werden mußte.

Weil die Erziehung der königlichen Prinzen meiſtens den Biſchöfen anvertraut war, wurden noch die Wiſſenſchaften einiger Maßen mit in den Plan davon aufgenommen. Chilperich wollte ſo gar den Gelehrten machen, Buchſtaben (vielleicht Diphthonge) zu dem Alphabet ſetzen, neue Hymnen, Meſſen und Verſe machen, die Theologie reformiren, und Juden bekehren. Man merkt aber keine oder wenige Spuren von der Gelehrſamkeit, welche ſanftere Sitten einflößt, oder den Geſchmack und das Herz

s) GREGOR. TVRON. *L.* 6. *c.* 27. *col.* 301. lit. A.

t) *Geſta Francor. epitomata* c. 46. *p.* 718. lit. B.

Herz bildet. In Gesellschaft der Könige wurden bey Hofe auch noch anderer angesehener Leute Kinder erzogen; sie suchten aber meistens, wenn sie erwachsen waren, Bisthümer oder Abteyen. Dieß war überhaupt das Vorurtheil der Nation, daß man glaubte, nur diejenigen dürften etwas wissen, die zu dem geistlichen Stande bestimmt wären. Alles, was noch von Gelehrsamkeit übrig war, ward nach diesem Zwecke eingerichtet; und ein Glück war es noch, daß man fortgefahren, den Gottesdienst in der alten Lateinischen Sprache zu halten. Vielleicht wären ohne diese Einrichtung alle Werke der Alten und deren Sprache ganz verloren gegangen. Auch bey der Geistlichkeit war die Unwissenheit bereits so weit gekommen, daß man Verordnungen machen mußte, keinen Illiteratum unter dieselbe aufzunehmen, das ist, Leute, die nicht einmahl lesen konnten, wie wir aus dem eilften Canon der Kirchenversammlung von Narbonne i. J. 589. sehen u).

Was nach dem Eintritte der Franken in Gallien noch geschrieben worden, ist weit von dem guten Geschmacke entfernt; man hörte endlich gar auf zu schreiben, bloß daß noch von Zeit zu Zeit eine oder die andere Lebensbeschreibung eines Heiligen aufgesetzt ward. Aber auch in dieser vermißt man das Erbauliche und Lehrreiche, und findet fast nichts als wunderbare und außerordentliche Dinge. Die edle Einfalt der Erzählung, die diesen Werken fast eigen seyn sollte, ist ganz außer Acht gelassen. Die Verfasser derselben, so wie auch der Geschichtschreiber, Gregorius Turonensis, sind so leichtgläubig bey den Mira-

u) *Tom.* 5. *Labbei* c. 1039.

Mirakeln, daß man die gröſte Schwierigkeit findet, das Wahre von dem Falſchen abzuſondern.

Die kriegeriſche Erziehung der Franken, die allein auf das Reiten, Jagen und Waffenführen gerichtet war; die inneren Kriege und Empörungen; die zunehmende Schwäche der Könige, alles half die Unwiſſenheit befördern. " Die Welt wird nun alt, „ ſagt der Chronik-Schreiber Fredegar x), der „ Menſchenverſtand nimmt ab. Keiner von unſern „ Zeiten kann es, oder getraut ſichs nur den guten „ Rednern gleich zu thun ".

Den Klöſtern haben wir es hauptſächlich zu danken, daß wir noch viele Schriften der Alten haben. Obſchon die Handarbeit damahls in den Klöſtern eingeführt war, mußten doch die Mönche ſo wohl, als Nonnen täglich eine gewiſſe Zeit dem Leſen widmen. Man fing endlich an, ſtatt der Handarbeit, das Abſchreiben der Bücher in die Klöſter einzuführen. Der berühmte Caſſiodor beförderte hauptſächlich dieſe Anſtalten, wodurch ſo viele Meiſterſtüke des Genies, und des guten Geſchmackes der Vergeſſenheit ſind entriſſen worden.

Die Mönche thaten noch mehr. Man findet ſchon in den älteſten Zeiten Spuren, daß ſie Schulen in ihren Klöſtern gehabt. Allein, das dadurch verbreitete Licht war viel zu ſchwach gegen die aller Orten einbrechende Finſterniß. Dieſe traurige Veränderung zeigte ſich bereits in dem fünften Jahrhundert; bey dem Anfange des achten war die Unwiſſenheit auf das höchſte geſtiegen. Eine Menge aber-

x) *In Prologo Chronici* p. 741.

abergläubiſcher Gebräuche aus dem Heidenthume ward auch unter den Chriſten, nur unter veränderten Nahmen, beybehalten. Anſtatt der Druiden trifft man nun Pythoniſſen unter ihnen an. Anſtatt daß man ſonſt aus dem Fluge der Vögel, und den Eingeweiden der Thiere wahrſagete, ſchlug man jetzt die Bibel auf, und aus dem, was einem zuerſt vorkam, ſuchte man das Künftige zu beſtimmen. Dieſe Art der Weiſſagung wurde *ſortes ſanctorum* genannt. Die Concilien eifern ſtark dawider, ohne daß ſie ſelbige ganz haben unterdrücken können. Die Gallier haben Menſchen geopfert, weil ſie glaubten, das Leben eines Menſchen könne nur durch das Leben eines andern erkauft werden. Dieſe Meinung erhielt ſich noch zum Theil; und weil es nicht mehr erlaubt war Menſchen zu opfern, ſuchte man ſie durch andere Mittel aus dem Wege zu räumen, um ſein eigenes Leben dadurch zu verlängern. Die Königinn Fredegund ließ den Grafen Mummolus auf das ärgſte peinigen, weil einige Pariſer Weiber ausgeſagt hatten, ſie hätten ihren Prinzen durch Hexenkünſte das Leben genommen, um des Mummolus ſeines zu verlängern y). Ein jeder Komet, jede nicht alltägliche Lufterſcheinung, ein jeder Traum, der etwas Sonderbares an ſich hatte, ein Baum ſo gar, der z. B. im Spätjahre blühete, war eine wichtige Vorbedeutung. Unerachtet aller Verbothe der Concilien, eilte doch das Landvolk noch häufig zu den Felſen, Brunnen, Bäumen und Wäldern, die in dem Heidenthum im Rufe der Heiligkeit geſtanden waren, und brachte Opfer dahin.

Wegen

y) GREGORIVS TVRON. L. 6. c. 35. col. 310. lit. B.

Wegen der Unwiſſenheit der Zeiten fand man ſelten Leute, die die erforderlichen Eigenſchaften zu den Kirchenämtern hatten; und als nach und nach auch die Franken, als die herrſchende Nation, dazu gelangten, brachten ſie ihre rohen Sitten mit bis zu dem Fuße des Altars, und die Begriffe von dem geiſtlichen Wohlſtande, der ſo viel Einfluß auf die Sitten der Geiſtlichen ſelbſt hat, verſchwanden faſt ganz. Aus Mangel einer nützlichen Art ſich zu beſchäftigen, brachten ſie ihre Zeit mit Spielen und Jagen zu. Zuletzt aber zogen ſie gar den Küraß an. Anfangs mögen ſie wohl nur bey den Heeren ſich eingefunden haben, um ihre Leute, die ſie ſtellen mußten, in Ordnung zu erhalten; hernach fochten ſie an der Spitze derſelben, manche aus Neigung zu dem Kriege, andere um den Laien den Vorwand zu benehmen, ſich die Kirchengüter von den Königen geben zu laſſen.

Von den Römiſchen Vergnügungen und Schauſpielen ward anfänglich noch etwas beybehalten. Chilperich ließ ſo gar zu Soiſſons Cirke bauen, um dem Volke öffentliche Schauſpiele zu geben z). Aber auch dieſe mußten bald der Jagd und Tafel Platz machen, welche die Franken allein ſchätzten. Die Könige hatten bey ihren Meierhöfen meiſtens große Waldungen, die zur Jagd bequem waren, und ſonſt auch ihre verſchloſſenen Thiergärten, um ſich, nach Gefallen, mit der Jagd beluſtigen zu können.

Nach einem noch vorhandenen Verzeichniſſe a) deſſen, was zur Bewirthung eines königlichen Geſandten

z) GREGOR. TVRON. L. 5. c. 18. col. 222. *lit.* B.

a) MVRCVLF. *form.* L. 1. *form.* 11.

ten beygeſchafft werden mußte, wenn er auf der Reiſe begriffen war, muß der Aufwand auf die Tafel ungemein groß geweſen ſeyn. So viel Scheffel feines Brod, — heißt es, müſſen bereit ſeyn, ſo viel Wein — Bier — ſo viel Pfund Speck, ſo viel Pfund Fleiſch, ſo viel Schweine, ſo viel Spanferkel, ſo viel Schöpſe, ſo viel Lämmer, ſo viel Gänſe, ſo viel Faſane, ſo viel Hühner, ſo viel Eyer, ſo viel Pfund Oel, ſo viel Pfund Sardellenbrühe b), ſo viel Honig, ſo viel Eſſig, ſo viel Kümmel, ſo viel Pfeffer, ſo viel Koſtwurzel c), ſo viel Nägelchen, ſo viel Lavendel, ſo viel Zimmet, ſo viel Maſtix, ſo viel Datteln, ſo viel Piſtazien, ſo viel Wägenln, ſo viel Wachs, ſo viel Pfund Salz, ſo viel Mande voll Gemüſes.

Die Kleiderpracht ſcheinet nicht minder groß geweſen zu ſeyn. Die Franken fingen nicht allein bald an, ganz ſeidene Kleider zu tragen, die damahls noch ungemein koſtbar waren; ſondern auch ihre übrigen Kleider, Gürtel, Taſchen und dergleichen ließen ſie mit Goldblech und edlen Steinen auszieren d).

Bey

b) *Gari*, eigentlich eine Sauce, die von einem Fiſch, den die Griechen γαρος nannten, bereitet wurde. In der Folge wurden auch andere Fiſche dazu genommen. HEDERICH. *Lex.*

c) *Coſti*, eine Wurzel, deren Saft den Alten anſtatt des Zuckers diente. Hederich *ibid.*

d) In der Lebensbeſchreibung des heiligen Eligius, der zwar an dem Hofe ſehr wohl angeſehen, doch keiner der vornehmſten Herren war, kommt folgende Stelle von ſeinen Klei-

Bey dem allem aber läßt ſich keineswegs daraus ſchließen, daß die Nation reich geweſen, und überhaupt im Uiberfluſſe gelebt habe. Vielmehr kann man aus den harten Bedingungen, die ſich diejenigen mußten gefallen laſſen, welche Geld wollten geliehnt haben, abnehmen, daß es ſehr ſelten müſſe geweſen ſeyn. Der ordentliche Zins war von einem Solidus ein Triens e). Dabey mußte ſich aber der Schuldner noch anheiſchig machen, daß, wenn er zur beſtimmten Zeit die Hauptſumme nicht erlegen würde, er zur Strafe doppelt ſo viel geben wolle. Bey armen Leuten wurde anſtatt der Zinſe ausgemacht, daß ſie, bis ſie die Hauptſumme würden erleget haben, alle Wochen gewiſſe Tage dafür arbeiten ſollten, und wenn ſie darin nachläſſig ſeyn würden, auch der Leibszüchtigung gleich den andern Knechten unterworfen ſeyn ſollten.

Aus

kleidern vor: Vtebatur quidem in primordio *auro & gemmis in habitu.* Habebat quoque *zonas ex auro & gemmis comptas*, nec non & crumenas *eleganter gemmatas*, *lineas vero metallo rutilas*, *oras* farearum *auro opertas*, cuncta quidem veſtimenta pretioſiſſima, *nonnulla etiam Holoſerica.* Wie groß der Aufwand in den Kirchen geweſen ſey, können wir aus einer andern Stelle der nähmlichen Lebensbeſchreibung ſehen: Fabricauit etiam Eligius Mauſoleum Sancti Martyris Dyonifii in Pariſienſi ciuitate & ſuper illud tectum marmoreum mirifico opere, *auro & gemmis ornatum*, itemque Criſtam & Species de fronte magnifice compoſuit. Nec non & axes in circuitu throni altaris *auro operuit*, & *poſuit in eis poma aurea atque gemmata.* Lectorium quoque & oſtia *diligenter argento veſtiuit.* Sed & tectum throni altaris *argenteis operuit axibus.* *Apud* SVRIVM I. *Decembris* c. 32.

e) MARCVLF. *L.* 2. *form.* 25. 26. 27.

Aus dem nur erſt angeführten Verzeichniſſe von Gewürzwaaren, und nebſt dieſen noch aus den ſeidenen Kleidern kann man ſchon abnehmen, wie viel Geld nach dem Orient müſſe gegangen ſeyn, dem man wenig oder gar nichts dagegen geben konnte.

Siebentes Kapitel.

Zu- und Abnahme der königlichen Gewalt. Einrichtung des Hofſtaates. Art, Urkunden auszufertigen. Eintheilung des Reichs. Herzoge. Grafen.

Da ſich die äußern Umſtände der Nation ſo ſtark geändert, ſo iſt es gar kein Wunder, daß auch die Regierungsverfaſſung ihre Aenderungen erlitten. Unter Klodwigen war der Nahme des Volkes nicht allein ein Ehren- ſondern auch ein vielſagender Nahme. Unſer Volk verlangt, ſchreibt Klodwig nach dem Treffen bey Poitiers an die Biſchöfe, daß, wenn ſie einen Gefangenen unter dem Vorwande, daß er einer Kirche gehöre, zurück forderten, ſie dieſes mit einem Eide bekräftigen, und ihm (dem Volk) ihren Segen geben ſollten f). Zu einer andern Zeit würde es geheiſſen haben: Wir verlangen, oder befehlen.

f) *Sic tamen populus noſter petit*, vt cuicumque epiſtolas veſtras præſtare fueritis dignati, cum Sacramento per Deum & benedictione veſtra dicere non tardetis, rem iſtam, quæ poſſei-

In der Folge ſuchten die Könige durch die Lehen einen Theil der Nation zu erkaufen, damit er ihnen hälfe, dem andern die Feſſel anzulegen. Es gab Niederträchtige, denen nichts zu ſchlecht war, wenn ſie nur eine Gnad von den Königen dadurch verdienen konnten. So weit brachten die vervielfältigten Bedürfniſſe die Nation. Wenn nur die Könige allezeit genug zu geben gehabt hätten, oder nicht durch ihre eigenen Geſchenke mehrere ihrer Unterthanen ſo mächtig geworden wären, daß dieſe ihren Wohlthätern ſelbſt trotzen konnten: ſo würde die Nation ganz in die Sclaverey verſunken ſeyn.

Um die Großen, welche durch die eigenen Gutthaten der Könige zu mächtig geworden, wieder in die Ordnung zu bringen, ergriffen dieſe ein Mittel, das eben ſo verzweifelt, als die Krankheit ſelbſt war. Sie wählten ſich einen von den Großen aus, um die übrigen durch ihn in den Schranken zu halten g). Damit aber dieſe Abſichten erreicht würden, mußte ihm eine ungemeſſene und uneingeſchränkte Macht ertheilt werden, welches noch gefährlicher für die Könige war, als die unter verſchie-

poſcitur, veram eſſe. *Apud* DVCHESNE *Script. Francic. Tom.* I. *p.* 836. Aus dem ganzen Schreiben ſieht man, daß der König vor dem Kriege erſt Berathſchlagung mit dem Volk über die Vertheilung der Beute gehalten, und mit demſelben gewiſſe Puncte hierüber feſt geſetzt hat.

g) Mich däucht, daß dieſes der wahre Geſichtspunct ſey, aus welchem die entſtehende große Macht der Majorum Domus müſſe betrachtet werden. Wenigſtens zeiget uns die Fränkiſche Geſchichte (*), daß die Könige Majores Domus haben wollten, die Großen aber anfänglich keine, und warum dieſes?

*) FREDEGAR. *Chron. c.* 54. *p.* 756.

ſchiedenen Großen zertheilte Macht. Die innere Verwaltung des Reiches, und das Commando der Heere war nun in der Gewalt eines einzigen. Eben derſelbe vergab alle Aemter, und theilte alle Gnaden aus, die zuvor die Großen in einer immer währenden Abhängigkeit von den Königen erhalten hatten. Die letztern Majores Domus waren damit noch nicht zufrieden, ſondern bemächtigten ſich auch der königlichen Schätze. Nebſt dem perſönlichen Uibergewichte, das ſie wegen ihrer großen Eigenſchaften über das Volk hatten, und nebſt dem ſtarken Haſſe der Auſtraſier und Neuſtrier gegen einander, den ſelbige ſich ſo gut zu Nutz zu machen wußten, war nichts gefährlicher für die Könige, als dieſes letztere. Durch die eigenen Schätze der Könige konnten die Majores Domus bey dem Volke ausrichten, was ſie wollten. Dieſe Schätze waren etwas ganz Außerordentliches. Man hatte keine Begriffe bey den Deutſchen Völkern, als ſie in das Römiſche Reich einrückten, von einer gemeinen Schatzkammer. Jeder ſorgte nur, für ſich gute Beute zu machen; die Könige bekamen allemahl das Beſte, und waren begierig allezeit mehr und mehr für ihre Familien zu ſammeln. Einem einzigen koſtbaren Stücke zu gefallen trugen ſie manchmahl kein Bedenken einen Krieg anzufangen h). Bey den Viſigothiſchen Königen machte es einen Theil ihrer Vergnügungen aus, ihre Schätze zu einer beſtimmten Zeit zu beſchauen i). Bey den Franken

h) Ein Beyſpiel findet man bey dem Aimoin *de geſtis Francor. L. IV. c. 25. p. 173.*

i) Hora eſt ſecunda! Surgit e ſolio (Theodoricus) aut *theſauris inſpiciendis* vacaturus, aut ſtabulis. SIDONIUS APOLL. *Epiſtol. L. 1. Ep. 2, pag. 4.*

theilten ſich die königlichen Prinzen allezeit mit eben der Genauigkeit und Begierde darein, als in die Länder ſelbſt. Klodwig hat durch die Eroberung eines Theils des Viſigothiſchen den Grund zu dem Fränkiſchen geleget; alle ſeine Nachfolger mehrten daran, und die Majores Domus machten Gebrauch davon. Der königliche Fiſcus war ohnehin ſchon zu ihren Zeiten ſo erſchöpft, daß nichts mehr zu verſchenken übrig war.

Als auch die Schätze nicht mehr hinreicheten, um die Großen ſich geneigt zu machen, ergriff Karl Martel noch ein anders Mittel. Er gab ihnen den Genuß von Kloſtergütern, Abteyen und Bisthümern. Da die Klöſter und Bisthümer ohnehin ihre Leute in das Feld ſchicken, dieſen aber, damit ſie den Kriegsdienſt übernähmen, ein Gewiſſes an Gütern zum Genuſſe überlaſſen mußten: ſo glaubte Karl hierin von des Staats wegen Vorſehung zu thun, und ſolchen Leuten den Genuß davon anweiſen zu dürfen, die ſich bereits verdient gemacht, und ihm ſo wohl als dem Staate fernere Dienſte leiſten konnten.

Man kann ſich wohl einbilden, daß er ſich bey der Geiſtlichkeit dadurch nicht werde beliebt gemacht haben, zumahl da dieſe Einrichtung mit groſſen Unordnungen verknüpft geweſen. Dergleichen Beſitzer der Kirchengüter waren entweder verheurathet, oder nahmen nichts als die Tonſur an, um nur den Nahmen der Biſchöfe und Aebte führen zu können. Uibrigens änderten ſie nichts an ihrer Lebensart. Ihr Geſchäft war entweder der Krieg, oder andere Dinge, nur nicht die, welche ihr Beruf von ihnen forderte. Nachdem die Majores Domus

mus Könige geworden, fing das alte Syſtem wieder von vorn an. Sie hatten die Großen nöthig, wie die Merovingiſchen Könige, und mußten ſie kaufen, wie dieſe. Wir werden unter ihren Nachfolgern bald eben dieſe Entwickelung ſehen.

Was die Hofämter betrifft, nahmen die Franken gleich den andern Deutſchen Völkern vieles von den Römern an, und behielten auch vieles von ihrer eigenen Verfaſſung bey, ſo, daß man ſich gleich großer Gefahr zu irren ausſetzt, wenn man alles aus Römiſchen Quellen erklären will, oder alles aus dem Tacitus herholt. Kein Amt war berühmter, als das Amt der ſchon angeführten Majorum Domus, welche anfangs die Aufſicht über den Hof hatten, nach und nach aber die höchſte Gewalt ſowohl in Civil- als Kriegsſachen an ſich brachten. Eine vorzügliche Stelle behauptete der Referendarius. Die Römer hatten dergleichen, die dem Kaiſer den Inhalt der Bittſchriften vortragen, und ſeine Antwort darauf bekannt machen mußten. Bey den Franken hatte er das königliche Siegel in Verwahrung, half die königlichen Urkunden mit unterzeichnen, und hatte überhaupt die Verrichtungen, die in der Folge der Kanzler zu beſorgen hatte k). Merkwürdig iſt, daß damahls ſchon die Stelle eines Referendarius die nächſte Stufe zu einem Bisthume war; wie wir aus mehrern Beyſpielen bey dem Gregorius Turonenſis l) ſehen; welchen Gebrauch hernach die Deutſchen Kaiſer mit ihren Kanzlern beybehalten haben, da man ohnehin,

k) Man ſehe Bignons Noten über die Formeln des Markulf *L.* 1. *c.* 25.

l) *Lib.* 9. *c.* 23. *col.* 448. *lit. B.*

außer den Geistlichen, keine Leute mehr antraf, die im Stande waren, dergleichen Aemter zu versehen.

Bey den Franken kommen auch vor:

1) Domestici, welche die Sorge über die Oekonomie der königlichen Meierhöfe trugen, und welchen die Meier oder Verwalter derselben die Rechnungen ablegen mußten.

2) Camerarii oder Cubicularii (Kämmerer), denen die königlichen Zimmer und Schätze anvertrauet waren; und die nebst diesen für die Reinlichkeit und Zierde des königlichen Pallastes, wie auch für die jährlichen Geschenke der Grossen zu sorgen hatten m).

3) Comes Pallatii (Pfalzgraf), der bey Hofe zu Gericht saß, damit der König nicht zu sehr mit Justiz-Sachen beschweret würde. Ein jeder Rechtshandel, der vor den König kommen sollte, mußte erst bey selbigem angebracht werden, um zu sehen, ob es nothwendig sey oder nicht, daß der König ihn selbst entscheide. Auf eben diese Art mußten geistliche Dinge, die vor den König gelangen sollten, erst bey dem Erzcapellan (*Archicapellanus*) angebracht werden. Diese Stelle war daher von großer Wichtigkeit, und selbst Bischöfe und Aebte trachteten darnach. Weil die Pfalzgrafen ihre Gewalt in Ansehung der Großen manchmahl mißbrauchten: so machte endlich Karl der Große die Verordnung, daß kein Pfalzgraf ohne dessen Befehl die Rechtshän-

m) Bignon ibid.

händel der Großen (potentiorum cauſas) abthun ſolle, ſondern nur der Armen und Mindermächtigen n).

4) Marſchalli (Marſchälle), die eben das zu beſorgen hatten, was die Comites Stabuli, Stallmeiſter, wie man ſie in der Folge genannt hat.

5. Seneſchalci, die über das Hofgeſinde die Aufſicht hatten, und in deren Stelle die jetzigen Hofmarſchälle getreten ſind. Nebſt dieſen kommen auch Buricularii (Mundſchenken), Truchſeſſen, Jägermeiſter, Falkenmeiſter und dergleichen vor. Sonderbar iſt, daß alle dieſe Hofbeamten, ſo wenig Verbindung ihre Aemter mit dem Juſtiz-Weſen zu haben ſcheinen, doch allemahl, wenn der König bey Hofe zu Gericht ſaß, mit dabey waren, und das Urtheil finden halfen o).

Sonſt war der Hof in Anſehung ſeines Aufenthalts wandelbar. Die Könige hielten ſich meiſtens auf ihren Meierhöfen auf, und zogen von einem zu dem andern; wie wir ſchon überhaupt von den Deutſchen Völkern bemerkt haben, daß ſie in ihren neuen Wohnungen die Städte nicht geachtet. Von den Fränkiſchen Königen geben uns die Unterſchriften ihrer Urkunden eine untrügliche Probe; indem ſolche meiſtens auf den Meierhöfen ausgefertigt ſind. Nur an den höchſten Feſttagen kamen ſie in die Städte, wo ſich alsdann auch die benachbarten Großen und Biſchöfe einfanden, und

n) L. 3. *Capitular.* c. 77.

o) *Formul. Marculf.* L. 1. *form.* 25.

und wo, nach gehaltenen Mahlzeiten und andern Luſtbarkeiten, von wichtigen Dingen berathſchlaget wurde. Wir werden in der Folge eben dieſen Gebrauch auch bey unſern Deutſchen Kaiſern finden.

Die Art, Urkunden auszufertigen, war bey den Merovingiſchen Königen folgende. 1.) Gleich anfangs heißt es: Chlodouæus rex Francorum vir illuſter, ohne weitere Meldung des göttlichen Nahmens; 2.) mit den Schlußformeln: manus noſtræ ſubſcriptione infra roborare (oder confirmare) decreuimus, (ſtuduimus &c.) oder: ſubtus eam propria manu decreuimus roborare, ohne dabey ordentlicher Weiſe eines Siegels zu gedenken, wenn ſelbiges gleich angedeutet war; 3) mit der eigenhändigen Unterſchrift: Chlodouæus Rex, auch meiſtens mit Beyfügung des Worts ſubſcripſi, oder deſſen Anfangsbuchſtaben; 4) mit hinzugefügter Unterſchrift des Referendarii, z. B. Dado obtulit, Aghilbertus recognouit, oder des Notarii, z. B. Drochoaldus *iuſſus* obtulit, oder *iuſſus* ſubſcripſit; 5) mit Anmerkung der Regierungsjahre, des Tages, des Monathes und des Orts, wo die Urkunde ausgefertigt ward; zu welchen ſie zuweilen die Indiction ſetzten. Oft haben ihre Urkunden gar keine Zeit angemerkt. Endlich iſt zu bemerken, daß dieſe Urkunden meiſtens auf Aegyptiſches Papier geſchrieben ſind p).

Die Franken nahmen auch bald unter ſich bey ihren rechtlichen Geſchäften den Gebrauch der ſchriftlichen Aufſätze an. Deßwegen wurden die Urkunden bey ihnen eingetheilt in königliche (chartas rega-

p) *L'art de verifier les Dates p.* 522.

regales), und landgerichtliche (chartas pagenſes); ſie waren dabey auch große Liebhaber der Symbole, oder anderer äußerlichen Zeichen, die eine gewiſſe Bedeutung hatten; worunter bey Käufen, Schenkungen u. ſ. w. das berühmteſte war das Werfen eines Reiſiges oder Zweiges in den Schooß eines andern (guerpitio feſtucæ in Laiſum); von deren Bedeutung man ein mehreres beym Eccard Annotation. ad Tit. XLIX. LL. Salic. p. 91. nachſehen kann.

Die Thronfolge war erblich, ſo zwar, daß der König das Reich auch unter ſeine Söhne theilen konnte; jedoch wurde jedesmahl die Einſtimmung des Volkes erfordert, welches zuſammen berufen werden mußte, theils den neuen König zu ſehen und anzuerkennen, theils auch ſeine Beſchwerden vortragen zu können q). Wie ſehr man von Seiten des Volkes hierüber gehalten, haben wir bereits gehöret. Der neue König wurde auf einem Schilde herum getragen. Von dem Pipin melden die Geſchichtſchreiber, daß er gekrönet und geſalbet worden; da ſie aber von dieſer Sache gleichſam als von einer bekannten Ceremonie reden, ſo iſt es wenigſtens ungewiß, ob nicht andere ſchon vor ihm gekrönt worden ſeyen.

Das Reich war überhaupt in Gaue (pagos) eingetheilt, die durch Grafen verwaltet wurden. Mehrere Gaue machten eine Provinz aus, welcher ein Herzog oder Patritius vorgeſetzt war. Was ein ſol-

q) Bey dem Markulf L. 1. *form.* 40. heißt es: Dum nos vna *cum conſenſu Procerum noſtrorum* in regno noſtro illo glorioſum filium noſtrum illum regnare præcepimus.

ſolcher Herzog, Graf, oder Fränkiſcher Patritius geweſen, läßt ſich am beſten aus der ihnen mitgegebenen Inſtruction, die uns Markulf aufbewahret hat, abnehmen. Man ſiehet klar daraus, daß das Amt eines Grafen in der Verwaltung der Juſtiz, Polizey und königlichen Gefälle beſtanden r). Er mußte nähmlich Franken, Römern und Burgundern, jedem nach ſeinen Geſetzen Recht ſprechen; Mord, Straßenraub und andere Uibelthaten beſtrafen, das iſt, für die öffentliche Sicherheit wachen; und zuletzt noch des Königs Gefälle einnehmen. Man ſieht auch daraus, daß ein Herzog, Patritius und Graf bey den Franken in nichts unterſchieden waren, als daß den erſtern ein größerer Bezirk anvertraut war, und daß ſie meiſtens Grafen unter ihrer Aufſicht hatten. Ich ſage, meiſtens; denn

es

r) Præcipue regalis in hoc perfecta conlaudatur Clementia, vt inter cunctum populum bonitas & vigilantia requiratur perſonarum. Nec facile cuilibet *iudiciariam* conuenit committere *dignitatem*, niſi prius *fides* & *ſtrenuitas* videntur eſſe probatæ. Ergo dum & fidem & vtilitatem tuam videmur habere compertam, ideo *actionem Comitatus*, *Ducatus*, *Patritiatus* in Pago *illo*, quem anteceſſor tuus *ille* vſque nunc viſus eſt egiſſe, tibi ad agendum regendumque commiſimus. Ita vt ſemper erga regimen noſtrum fidem inlibatam cuſtodias, & *omnes populi ibidem commanentes tam Franci, Romani, Burgundiones vel reliquae nationes ſub tuo regimine & gubernatione degant*, & *moderentur*, & *eos recto tramite ſecundum legem & conſuetudinem eorum regas: viduis & pupillis maximus defenſor appareas: Latronum & malefactorum ſcelera a te ſeueriſſime reprimantur: vt populi bene viuentes ſub tuo regimine gaudentes debeant conſiſtere quieti: & quidquid de ipſa actione in fiſci ditionibus ſperatur, per vosmet ipſos annis ſingulis noſtris erariis inferatur.* MARCVLF. L. 1. *form.* 8.

es gab auch Grafen, die unmittelbar unter dem Könige ſtanden s).

Von den Kriegsdienſten der Herzoge und Grafen kommt in ihrer Inſtruction nichts vor, obſchon dieſes das wichtigſte von allem war. Es verſtand ſich aber auch bey den Franken von ſelbſt; indem kein Amt den Kriegsdienſt ausſchloß. Man findet daher, daß des Königs Stallmeiſter, Mundſchenken, Kämmerer, ja ſo gar Kanzler und Referendarien Armeen commandirt haben t). Der Unterſchied war nur, daß ein Patritius, Herzog und Graf ſeinen gemeſſenen Bezirk hatte, wo er über das Kriegsweſen Sorge trug, und deſſen Bewohner er zu Kriegszeiten in das Feld führte. Zuletzt zogen ſo gar die Biſchöfe und Aebte den Harniſch an. So kriegeriſch war die Fränkiſche Verfaſſung.

Aus dem Ausdrucke (actionem comitatus) erhellet ganz deutlich, daß Grafſchaft damahls ein Amt bedeutet, und noch nicht in geographiſchem Verſtande genommen wurde. Deßwegen werden die Grafſchaften bey den Fränkiſchen, und nachher auch bey den Deutſchen Schriftſtellern nicht von einem gewiſſen Ort oder Bezirk, ſondern von dem Grafen ſelbſt benannt, z. B. die Grafſchaft des Bebolen, Maracher u. ſ. w. Die von einem Grafen geforderten Eigenſchaften waren nach dem Ausdruck der Inſtruction fides und ſtrenuitas, Treue gegen den

s) *Append. Fredegarii c. 78. p. 762.*

t) Dagobertus de vniuerſo regno Burgundiæ exercitum promonere iubet, ſtatuens eis caput exercitus nomine Chadoinum Referendarium. *Ibid.*

den König und Geſtrengheit oder Tapferkeit, wovon die erſtere wahrhaftig bey einem Richter der damahligen Zeiten wegen der vielen innerlichen Kriege nothwendig war; die andere, weil nur zu oft die Beklagten mit Gewalt mußten dahin gebracht werden, daß ſie ſich vor Gericht ſtellten, und ſich dem Spruch des Richters unterwarfen.

Anfangs folgten die Franken dem Römiſchen Gebrauche, und verliehen dieſe Aemter nur auf eine gewiſſe Zeit. Gregor von Tours erzählt von einem gewiſſen Pönius, daß er ſeinen Sohn Nummolus mit Geld nach Hofe geſchickt, um von dem Könige die Erneuerung ſeines Amtes zu erhalten; welches aber der Sohn dahin verwendet, daß er die Grafſchaft für ſich bekommen u). Nachdem das Geld ſo viel ausrichten konnte, mußten auch Verdienſte, noch mehr aber Ränke und mächtige Empfehlung bey Hofe den Weg dazu bahnen, beſonders nachdem dieſe Aemter in der Folge faſt durchgehends mit Franken beſetzet worden ſind, welche überhaupt nicht an diejenigen Grundſätze gewöhnt waren, die in ſolchen Staaten zu Hauſe ſind, die entweder wegen ihrer übermäßigen Größe, oder zu großen Kleinigkeit Urſache haben, Mißtrauen auf ſich ſelbſt und ihre eigenen Glieder zu ſetzen. Man kann jedoch nicht eigentlich die Zeit beſtimmen, wann dieſe Beybehaltung der Aemter auf lebenslang allgemein geworden. In dem Gregor von Tours kommen zwar mehrere Stellen vor, wo von Entſetzungen der Herzoge und Grafen Meldung geſchieht;

u) Cumque ad *renouandam actionem* munera regi per filium transmiſit, ille datis rebus paternis comitatum patris ambiuit. *L.* 4, *c.* 36. *col.* 182. *lit.* i.

ſchieht; man merkt aber aus der Erzählung zur Genüge, daß ſie als eine Wirkung einer beſondern königlichen Ungnade anzuſehen ſind x).

Achtes Kapitel.

Saliſche Geſetze. Juſtiz-Verfaſſung. Eintheilung der Güter. Grund des Saliſchen Geſetzes von der Ausſchließung der Weiber von der Erbſchaft Saliſcher Güter. Abgaben. Adel. Knechte.

Das älteſte Deutſche einheimiſche Denkmahl ſind die ſo genannten Saliſchen Geſetze. Saliſche wurden ſie genannt, weil ſie für jenen Theil der Fränkiſchen Nation gehörten, welchen man die Salier hieß; ſo wie die andern leges ripuariorum genannt wurden, die für die Ripuarier beſtimmt waren. Warum man den erſten den Nahmen der Salier gegeben, iſt ſchwer zu errathen. Einige muthmaßen, ſie hätten ihn von der Fränkiſchen Saal bekommen, an der ſie eine Zeit lang ſollen gewohnet haben; nach einigen aber von der Yſſel (Hala), und nach andern von noch andern Dingen. Von den Ripuariern, die zwiſchen dem Rheine, der Moſel und Schelde wohnten, läßt ſich noch eher etwas mit Zuverläſſigkeit ſagen. Da die Bewohner dieſer Gegenden noch vor dem Einmarſche der Franken Ripuarier (Bewohner der Ufer) von den Römern ge-

x) Man ſehe unter andern L. 9. c. 12. col. 432. lit. C. und c. 14. col. 433. lit. D.

genannt worden, ſo ſcheinen die Franken hernach nur an ihre Stelle getreten zu ſeyn.

Aus der Vorrede ſiehet man, daß der erſte Aufſatz zu einer Zeit gemacht worden iſt, da die Franken weder Chriſten waren, noch Könige hatten. Man ſetzt daher die Saliſchen Geſetze meiſtens in das Jahr 422. Klodwig, Theodorich und andere Könige verbeſſerten, was nicht völlig mit der chriſtlichen Religion überein kam. Vier der Vornehmſten der Nation, mit Nahmen Wiſogaſt, Bodogaſt, Salogaſt und Widogaſt, die von denen Gegenden oder Gauen, in welchen ſie wohnten, alſo genannt wurden, hatten den Auftrag ſie ſchriftlich abzufaſſen y).

Herold war der erſte, der ſie aus der Fulder Bibliothek und zwar mit den ſo genannten glossis Malbergicis, oder den uralten Deutſchen Erklärungen, die in den Text ſelbſt eingerückt ſind, hat abdru-

y) Die Gelehrten haben ſich außerordentliche Mühe gegeben, die wahre Lage dieſer Gaue, und folglich das Vaterland der Saliſchen Geſetze zu finden. Eccard glaubt ſie an der Saale, der Weſer, der Unſtrut und dem Flüßchen Bote, das aus dem Harzgebirge entſpringt, angetroffen zu haben; Conring ſucht ſie zwiſchen Mainz und Oppenheim; Gundling im Wormſiſchen; Wendelin in Brabant. Andere glauben aus dem 49. und 50. Titel, wo ein Unterſchied gemacht wird unter den Franken, die intra Ligerim aut Carbonariam wohnen (dem Flüßchen Leſer im Trieriſchen und dem Ardennerwald), und denen, die außer dieſen Gränzen wohnen, ſchließen zu können, daß dieſe Geſetze in den erſt erwähnten Gegenden ſeyen gemacht worden. Zuletzt läuft doch alles auf Muthmaßungen hinaus. Siehe HEINECC. *Hiſtor. Juris Rom. Pars Alt. L. 2. c. 1. p. 661.*

abdrucken lassen. Ihm folgten in Frankreich Tilius, Pithou und Bignon, jedoch ohne die Glossen ihrem Texte einzuverleiben; indem die Entzifferung derselben wegen ihres meistens Deutschen Ursprunges einem Franzosen in der That härter fallen muß, als einem Deutschen. Wendelin, ein Brabanter, war der erste, der sich an eine Erklärung dieser Glossen wagte, welches hernach Eccard mit großem Scharfsinne, manchmahl auch mit sehr gewagten und weit hergeholten Muthmaßungen, durch welche doch immer ein großer Forschungsgeist und nicht gemeine Kenntnisse durchschimmern, besser ausgeführet hat.

Einige sind der Meinung, die Original-Urkunde müsse in Deutscher Sprache aufgesetzt worden seyn. Allein, es ist nicht wahrscheinlich, daß die Franken damahls schon hinlängliche Versuche sollten gemacht haben, in ihrer Sprache dergleichen Aufsätze zu entwerfen; sonst würde man noch viel eher in den folgenden Zeiten die Alemannischen und Baierischen Gesetze in Deutscher Sprache verfaßt haben, da diese Völker in ihrem Vaterlande mit Römern oder Galliern ganz unvermischt lebten. Die Franken hatten ohnehin schon lange Zeit, ehe sie noch Gallien erobert, vielen Umgang mit den Römern, wodurch sie so viel mögen erlernt haben, als ihnen nöthig war, diese Gesetze in Lateinischer Sprache abzufassen. Nebst dem gaben ihnen die Glossen vieles Licht in diesen Gesetzen; indem diese mehrentheils in einem Worte das ganze Verbrechen, oder sonst etwas, wovon die Rede ist, ausdrücken.

Diese Gesetze tragen zwar durchaus das Gepräge der alten Deutschen Sitten; doch stellen sie uns die

die Nation um einen groſsen Schritt weiter in dem geſellſchaftlichen Leben vor, als Tacitus die Deutſchen angetroffen. Das Fauſtrecht iſt nun abgeſchafft; und anſtatt deſſen findet man ordentliche Gerichte bey der Nation. Wie hart es aber gehalten, die Franken daran zu gewöhnen, ſehen wir gleich aus dem erſten Geſetze, wo demjenigen, der vor Gericht citirt iſt, und nicht erſcheinet, eine Strafe von 15 Solidis (Goldgulden) aufgelegt wird, wenn er ſich nicht durch eine rechtmäſsige Verſäumniſs entſchuldigen kann. Nichts war gemeiner, als daſs der Beklagte ſich nicht ſtellen wollte. Deſswegen ward bey den Franken eingeführt, daſs der Richter aus der Verwandtſchaft Bürgen ausheben konnte; indem, nach den alten Sitten der Deutſchen, Freunde und Verwandte zuſammen für einen Mann ſtehen muſsten, und Beleidigung ſo wohl, als Genugthuung mit einander theilten. Der Kläger muſste aber auch ſeine Bürgen ſtellen, um in dem Falle einer muthwilligen und ungegründeten Klage den Beklagten ſchadlos zu halten.

Noch ſchlimmer war es auf der andern Seite, daſs der beleidigte Theil gar oft ſich lieber die Genugthuung nach Willkühr verſchaffen, als ſolche erſt durch gerichtliche Wege ſuchen wollte. Woraus nothwendig folgte, daſs die kleinen Familienkriege, auch unter der königlichen Regierung, beſtändig und unaufhaltſam fortgingen. Die Biſchöfe traten oft in das Mittel, ſo daſs ſie ſo gar die Friedegelder aus den Kirchengütern zahlten. Gregor von Tours erzählt uns eine Menge von dergleichen Gewaltthätigkeiten, wovon ich nur ein einziges Beyſpiel anführen will, um die damahlige Verfaſſung genauer kennen zu lernen. Zu Tournay ereignete es ſich, daſs

ein

ein junger Mensch seinen Schwager, weil dieser der Schwester desselben übel begegnete, überfiel, und mit mehrern von dessen Leuten ermordete; aber auch selbst mit den meisten von denen, die er mitgebracht hatte, auf dem Platze blieb. Noch nicht genug. Jetzt kamen erst die Verwandten von beiden Seiten in Wuth, und verfolgten einander auf alle mögliche Art. Die Königinn Fredegund gab sich zwar alle Mühe, sie mit einander auszusöhnen; aber umsonst. Sie entschloß sich also, dem Unheile ein Ende zu machen; aber dieß geschah auf eine solche Art, die zur Genüge lehrt, wie schwach auch das königliche Ansehen selbst oft in diesen Fällen gewesen. Sie lud die Vornehmsten beyder Verwandtschaften zu Gaste, machte sie und deren mitgebrachtes Gefolge trunken, und ließ sie über der Tafel ermorden z).

Wenn sich aber beyde Theile entweder in Güte mit einander verglichen, oder sich dem richterlichen Spruche unterwarfen: so ward ein Sicherheitsbrief (charta securitatis) aufgesetzt, vermöge dessen der Thäter von nun an weder von dem beleidigten Theile, noch von den Erben und Verwandten, oder dem Richter, oder sonst jemanden wegen der Beleidigung sollte können in Anspruch genommen werden. Diejenigen, welche die Mittelspersonen abgaben, unterschrieben meistens den Sicherheitsbrief. Die, welche glaubten, einen rechtmäßiger Weise ermordet zu haben, ließen sich von den Königen einen solchen Brief geben, damit ihnen niemand von den Verwandten des Getödteten etwas in Weg legen sollte a). Woraus man siehet, daß die Sache fast bloß

z) GREGOR. TVRON. L. 10. c. 27. col. 521.

a) Dergleichen chartæ securitatis kommen bey dem Markulf vor L. 1. form. 32. und L. 2. form. 18.

auf die Verwandten ankam, und wenn sich diese nicht regten, auch die Richter sich selten darein mischten. Deßwegen war es auch für höchst schimpflich bey den Franken gehalten, wenn die Verwandten auf keine Rache und Genugthuung bedacht waren, welches eben so viel war, als aller Verwandtschaft und dem Erbrechte entsagen.

Uibrigens sind diese Gesetze, im Ganzen genommen, in eben dem Geiste abgefasset, wie die Gesetze der übrigen Deutschen Völker. Alle Verbrechen und Unbilden (Beleidigungen) wurden durch einen gewissen Ersatz an Geld abgethan. Leib und Leben, und ein jedes Glied am Leibe waren taxiret. Jedes Thier, wenn es gestohlen wurde, und auch die Art des Diebstahls, hatten ihren bestimmten Preis. Diese Taxen und Wehr- oder Friedegelder waren zugleich ein fest stehender Unterschied für alle Stände. So, wie diese verschieden waren, war auch das Friedegeld verschieden. Ein freyer Franke, wenn er ermordet wurde, mußte mit zwey hundert Solidis gut gemacht werden; ein freyer Römer oder Eigenthümer mit hundert; ein zinsbarer Römer (tributarius) mit fünf und vierzig. Die Burgunder und Visigothen dachten hierin billiger, als die Franken. Nach den Burgundischen Gesetzen b) ward der Todtschläger mit dem Tode bestraft, der Ermordete mochte ein Burgunder, oder ein Römer seyn. Sie hatten aber auch Ursache mit den Römern glimpflicher umzugehen. Merkwürdig ist, daß fast die Geburt allein bey den Franken in diesem Falle entschied. Ein Geistlicher, wenn er auch ein Bischof war, wurde bloß nach seiner Geburt, nähmlich entweder als ein

b) *Tit. 2. LL. Burgund.*

ein Freyer, Freygelassener oder Knecht, oder als ein Römer oder Franke bezahlet. Das höchste Friedegeld hatten die so genannten Antrustionen des Königs, das ist, Leute, die der König in besondern Schutz genommen hatte; welches geschah, wenn sie zuvor mit ihrer Arimanie, das ist, ihrem Gefolge bewaffneter Leute einen besondern Eid der Treue in die Hände des Königs abgelegt hatten c). Bey den übrigen Dingen war der Nutzen der Maßstab, wonach man sie schätzte. Wenn daher ein gestohlener Hengst mit 45 Solidis d), ein Knecht nur mit 35 e) gut gemacht wurde: so müssen wir uns um so weniger wundern, da der Engländer noch heut zu Tage ein Pferd auf der Küste von Arabien mit drey hundert Guineen, einen Menschen aber auf den Küsten von Afrika mit vier oder fünf bezahlet.

Von den so genannten Gerichten Gottes kommt in den Salischen Gesetzen nur die Probe des siedenden Wassers (ænei) vor. Der Beklagte mußte mit der Hand in ein Becken fahren, das voll siedenden Wassers war. Die Hand wurde hernach in einen mit dem Siegel des Richters verwahrten Sack gesteckt, nach dreyen Tagen in Augenschein genommen, und wenn sie nicht beschädigt war, wurde der Beklagte für unschuldig erkannt. Er konnte sich aber zuvor mit dem Kläger abfinden, und sich durch ein Stück Geld von dem siedenden Wasser loskaufen. Es ist daher leicht zu glauben, daß man nicht alle Tage die Hände in siedendes Wasser werde gesteckt haben

c) MARCVLF. L. I. *form.* 18.

d) *LL. Sal. tit.* 41.

e) *LL. Sal. tit.* 11.

ben f). Die Franken nahmen auch bald den Zweykampf von den Burgundern an, der mehr nach ihrem Geſchmacke war, als das ſiedende Waſſer. In den folgenden Zeiten trifft man bey ihnen noch mehrere Gerichte an, von denen wir noch hören werden.

Sonſt war auch bey ihnen, wie bey den übrigen Deutſchen Völkern, der Eidſchwur, wobey auch conſacramentales oder Eidshelfer zugelaſſen wurden, eine ihrer Hauptproben. Doch ſtand es nicht allemahl in des Schwörenden Willkühr, ſeine Eidshelfer ſelbſt zu wählen; ſondern ſie wurden nur ihm manchmahl von Obrigkeits wegen benannt, welche hernach denominati zum Unterſchiede der ſelbſt Gewählten genannt wurden.

Noch etwas beſonders bey der Fränkiſchen Gerichtsverfaſſung war, daß ein jeder ſeinen Rechtshandel ſelbſt vor Gericht anbringen und ausführen mußte. Nur denen, die wegen Blödſinnigkeit des Verſtandes, oder Krankheit, oder anderer Urſachen nicht erſcheinen konnten, wurde ſolches durch eine jedesmahlige ausdrückliche königliche Erlaubniß nachgelaſſen, und zugleich ein anderer von dem Könige beſtimmt, der in ihrem Nahmen erſcheinen mußte g); welches beſonders in Anſehung der Geiſtlichen geſchah.

Bey den Franken ſaßen die Könige ſelbſt zu Gericht. Es ſcheint ſo gar, ſie haben dieſes als ihre erſte Pflicht angeſehen. Otfried überſetzt daher das

f) *LL. Sal. tit. 66.*

g) MARCVLF. *Lib. I. form. 21.*

das Wort regere durch richten h), und in dem Eingange der Formel einer von dem König gefällten Sentenz bey dem Markulf heißt es: Derjenige, dem der Herr die Regierung anvertrauet, muß alle Streitsachen genau untersuchen i).

Nach dem Könige waren die Herzoge und Grafen die ordentlichen Richter. Ihr Amt wird daher in der schon angeführten Instruction bey dem Markulf eine richterliche Würde (dignitas iudiciaria) genannt. Wenn die Könige zu Gericht saßen, waren zugleich ihre Hofbeamte, und mehrere Bischöfe zugegen. Auch die Herzoge und Grafen hatten ihre Beysitzer, die bey den Franken Scabini und Racimburgi genannt wurden. Sonst hatten sie auch noch ihre besonderen Vicarien, die zu Gericht sitzen mußten, wenn sie selbst verhindert waren. Für geringere Bezirke waren auch noch Centenarii und Thungini vorhanden, die unter den Grafen standen, aber nicht über Sachen von Wichtigkeit, z. B. wo es um Leib und Leben, oder um Freyheit und Eigenthum zu thun war, urtheilen durften. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie den Nahmen von der Zahl Hundert bekommen haben; weil sie vielleicht die Aufseher in Friedenszeiten über hundert Männer, und in Kriegszeiten ihre Anführer gewesen sind. Eben so glaublich ist es auch, daß unsere heutigen Centgrafen von diesen centenariis den Nahmen haben, wenn sich gleich ihre Bestimmung merklich geändert hat.

h) Er *oſtarrichi* rihtit, anstatt, der Oesterreich regiret. *Fragm. fat. ad Ludov. Regem.*

i) Cui dominus regendi curam committit, cunctorum iurgia diligenti examinatione eum sinire oportet. MARCVLF. *L. I. form.* 25.

Weil das ganze Volk den Gerichten beywohnen durfte, und zu Zeiten auch mußte, ſo wurden dieſelben meiſtens auf freyem Felde, oder auf einem Berge gehalten, der deßwegen Mahl- oder Mallberg, auch Mallſtatt von dem Fränkiſchen Worte Mall, welches Gericht bedeutete, genannt worden. Daher hieß auch einen vor Gericht fordern, aliquem admallare. Kein Richter durfte Gericht halten, ohne ſeinen Schild bey ſich zu haben. Die Rechtsſachen der Wittwen, Waiſen und Kirchen wurden allemahl zuerſt vorgenommen, hernach die übrigen. Da ihre Geſetze ganz kurz, deutlich und beſtimmt waren, und nichts ſchriftlich verhandelt wurde, konnten ihre Prozeſſe in kurzer Zeit zu Ende gebracht werden.

Man lieſet nichts von einer wirklichen Gütervertheilung, welche die Franken gleich den Burgundern vorgenommen hätten, die ſich zwey Drittel davon in den Gegenden, wo ſie zu wohnen gekommen, haben einräumen laſſen. Da ſie aber nichts deſto weniger große Ländereyen beſaßen, ſo iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der König ſo wohl als die Nation von liegenden Gründen ſich ſo viel zugeeignet, als ihnen anſtändig war. Bey den Franken kommen die Lehen eben ſo wenig von dieſer erſten Vertheilung her, als bey andern Deutſchen Völkern, von welchen wir ſchon oben dieſes bemerkt haben. Weil aber die Könige nach und nach vieles von dem Ihrigen, und zwar meiſtens mit Vorbehalt des Rückfalls verſchiedenen ihrer Unterthanen überlaſſen haben; ſo entſtand daraus die Abtheilung in eigenthümliche, und Fiſcal-Güter. Eigenthümliche waren, auf die ſonſt niemand ein Recht hatte, und die auf des Beſitzers Erben fielen; Fiſcal-Güter aber (fiſci beneficia) die von dem Könige, und in der Folge

auch

auch von andern Großen unter der Bedingung, gewisse Dienste zu leisten, gegeben wurden, und nach dem Tode des Besitzers wieder zurück fielen. Die eigenthümlichen waren wieder entweder allodial (allode), das ist, väterliches oder mütterliches Erbgut; oder selbst erworbene (ex comparato, ex conquisitu). In der Folge aber wurden auch letztere Allodien genannt k). Das Wort Allode hat vermuthlich seinen Ursprung von dem Loos, durch welches anfangs die Güter vertheilt worden; von welchem auch die so genannten sortes Gothicæ, Vandalicæ &c. herkommen.

Die liegenden und eigenthümlichen Güter eines Franken wurden Salische Güter (terra Salica) genannt, zum Unterschied der Güter, die den Römern zugehörten; gleichwie aus eben der Ursache bey den Gothen, Vandalen, Burgundern die sortes Gothicae, Vandalicae, Burgundicae vorkommen l). Keines von den Salischen Gesetzen ist berühmter, als eben das, so von der Ausschließung der Töchter von der Erbschaft dieser terra Salica handelt. De

k) *Vide Notas* BIGNON ad MARCVLF. L. 1. c. 12. pag. 271.

l) Was in den Salischen Gesetzen Tit. 62. terra Salica genannt wird; heißt bey dem Marculf L. 2. form. 12. terra paterna insgemein. Diese jetzt angeführte Formel scheint mir überhaupt die beste Auslegung über das so verrufene Gesetz von Ausschließung der Töchter von der terra Salica zu seyn. Eben dieses wird in den LL. Ripuarior. Tit. 56. haereditas aviatica, und in den LL. Saxon. Tit. 7. haereditas schlechtweg genannt. Die Töchter wurden demnach von der Erbschaft aller liegenden Gründe bey den Franken und andern Deutschen Völkern ausgeschlossen.

terra Salica, heißt es LL. Sal. Tit. 62. in mulierem nulla portio haereditatis tranſit, ſed hoc virilis ſexus acquirit, hoc eſt, filii in ipſa haereditate ſuccedunt. Sed ubi inter Nepotes et pronepotes poſt longum tempus de alode terrae contentio ſuſcitatur, non per ſtirpes ſed per capita dividantur: das iſt von einem Saliſchen Gut hat bloß das männliche, nicht das weibliche Geſchlecht zu erben.

Die meiſten Ausleger geben die Urſache an, weil auf den Saliſchen Gütern die Pflicht, Kriegsdienſte zu thun, gehaftet; weil nun die Töchter dieſer unfähig geweſen, ſo hätten ſie eben daher auch die Güter nicht erben können. Allein, wenn dieſes der wahre Grund wäre, ſo hätten die Töchter nie etwas von liegenden Gründen erben können. In der Regel waren ſie zwar von der Erbſchaft ausgeſchloſſen; allein, wenn nur der Vater wollte, konnte er ſie erbfähig machen m); und nach dem nähmlichen Titel der Saliſchen Geſetze §. 2. ſeq. erbten die Töchter wenigſtens in dem Falle, wo keine Brüder vorhanden waren. Die Tochter heurathete entweder ohnehin, und ſo fiel der Dienſt auf ihren Mann; oder wenn ſie allenfalls unverheurathet blieb, konnte ſie jemanden zum Dienſte ſtellen, gleichwie die Kirchen thaten.

Montes-

m) Bey dem Markulf L. 2. form 12. heißt der Aufſatz dazu: Diuturna ſed impia inter nos conſuetudo tenetur, vt de terra paterna ſorores eum fratribus portionem non habeant, ſed ego perpendens hanc impietatem, ſicut mihi a domino aequaliter donati eſtis filii, ita et a me ſitis aequaliter diligendi, et de rebus meis poſt meum diſceſſum aequaliter gratulemini; ideoque per hanc epiſtolam te dulciſſima filia mea contra germanos tuos filios meos in omni haereditate mea aequalem et legitimam eſſe conſtituo haeredem, etc.

Montesquieu schlägt einen andern Weg ein, und versteht durch Salgüter diejenigen, die zu einem Hause oder Hofe gehörten, und davon unzertrennlich waren. Da nun die Töchter ohnehin, wenn sie heuratheten, das väterliche Haus verließen, so konnten sie auch nichts von den dazu gehörigen Gütern erben. Allein, man muß sich nicht vorstellen, daß ein Mann allezeit nur einen Hof besessen. Das Gegentheil kann man vielmehr fast auf allen Blättern des Markulf sehen. Die Tochter hätte demnach erben können, ohne daß die Hofgüter wären zerrissen worden. Auch läßt sich nicht begreiffen, wie der Vater in dem Falle, wo er nur einen Hof hatte, seine Tochter hätte erbfähig machen können. Ich halte demnach dafür, daß die ganz einfache und wahre Ursache, warum die Töchter bey den Franken nichts von liegenden Gründen erbten, daher zu leiten sey; weil nach dem uralt Deutschen Gebrauche der Mann vielmehr die Dotem, oder wie man es nennen will, mitbringen mußte, und nicht das Weib, oder wenn wir die Sache nach ihrer ursprünglichen Beschaffenheit ausdrücken wollen, weil bey den Deutschen die Weiber gekauft wurden, mithin an keine Mitgift zu denken war, sondern vielmehr der Käufer sich mit den Aeltern absinden, und noch mit der Braut wegen ihrer künftigen Nahrung sich vergleichen mußte. Obschon die Sache nach und nach Veränderung erlitten, so erhielten sich doch lange die Spuren und Folgen davon n).

Wir

a) Vide formulas. incertas apud BIGNON form V. FREDEGAR. c. 18. LL. Burgund. Tit. 12. et 34. LL. Saxonum c. 38. LL. Sal. Tit. 47.

Wir haben gehört, daß die Deutſchen zu des Tacitus Zeiten nichts von Teſtamenten gewußt; allein, die Franken nahmen in Gallien dieſen Gebrauch bald an, wie wir aus mehrern Formeln des Markulf erſehen o). Die Enkel erbten bey ihnen nicht zugleich mit ihres verſtorbenen Vaters Brüdern; jedoch konnte ſie der Großvater durch eine hierüber ausgefertigte Urkunde auf eben die Art, wie wir von den Töchtern gehört haben, erbfähig machen p). Was Eheleute während ihres Eheſtandes erwarben, davon bekam das Weib nach dem Tode des Mannes den dritten Theil q).

Die Franken erhielten ſich auch in dem Beſitze jenes Stückes der Deutſchen Freyheit, daß ſie keine Abgaben, außer freywillige Geſchenke, wovon auch die Biſchöfe und Aebte, noch weniger aber die übrigen Großen frey waren, bezahlten. Ihre Hauptverbindung gegen den Staat beſtand in Kriegsdienſten, die ein jeder Güterbeſitzer auf eigne Koſten, der Lehnmann aber vermöge ſeines Lehens, leiſten mußte. Da einige Könige ſich beygehen ließen, ſie mit Abgaben beſchweren zu wollen, ſo erregte dieſes allemahl eine gewaltige Gährung bey der Nation r). In Anſehung der alten Unterthanen, oder Römer, wie man ſie nannte, haben ſie zwar die erſtaunlichen Gelderpreſſungen, die in vorigen Zeiten gewöhnlich waren, ſehr gemildert; doch iſt nicht zu erweiſen, daß ſie gar keine Abgaben von ihnen gefordert. Der König

o) L. 2. form. 17. et 37.

p) MARCVLF. L. 2. form. 10.

q) Id. L. 2. form. 17. LL. Ripuar. Tit 39.

r) GREGOR. TVRON. L. 7. c. 15. col. 343. lit. B.

König Clotar befreyte die Kirchen von dem agrario und pascuario (dem Acker- und Weidgeld) s). Nun aber ist nicht wahrscheinlich, daß die Kirchengüter allein solchen Abgaben sollen unterworfen gewesen seyn. Diese Beschwerden sind vielmehr auf die Kirchen gekommen, weil die Geistlichen, die ohnehin bey dem Eintritte der Franken in Gallien lauter Römer waren, auch wie die übrigen Römer angesehen wurden. Da aber auch die Römer, welche eigenthümliche Güter hatten (Romani possessores), in der Folge von den Franken mit in das Feld genommen wurden: so scheint es, daß sie eben dadurch auch die völlige Freyheit von Abgaben, wie die Franken, erlanget haben, und diese Last bloß den so genannten Romanis tributariis, (zinsbaren Römern) zu Theil geworden.

Bey dem allen hatten die Könige doch große Einkünfte, theils von ihren vielen und weitläufigen Meierhöfen, theils von den freywilligen Geschenken der Nation, theils von ihrem Antheil an den in dem ganzen Reiche fallenden Strafgeldern, die zu einer Zeit, da alle Verbrechen mit Geld gut gemacht wurden, ein merkliches betrugen.

Wir finden zwar nichts in den Salischen Gesetzen von dem Adel unter den Franken; doch sind andere Gründe genug von dem Daseyn desselben vorhanden. Die in der Fränkischen Geschichte oft vorkommenden leudes, optimates, und überhaupt was den Titel Vir inluster bekam, gehörten ohne Zweifel

s) Clotarii Regis constitutio circa An. 570. apud HEINECC. Corp. Jur. G. Ant. pag. 468.

fel zu dem Adel. Daß es aber nicht allein ein perſönlicher Adel, ſondern ein Familienadel, der durch die Geburt fortgepflanzet wurde, geweſen, erſehen wir aus andern Denkmahlen; indem in einigen Formeln des Markulf ausdrückliche Meldung des Geſchlechtsadels geſchiehet t).

Den Körper der Nation machten die freyen Männer, wie ehemals in Deutſchland, aus. Die vervielfältigten Bedürfniſſe waren nun Schuld, daß die Franken ſo wohl zur Beſtellung ihrer Hausdienſte, als ihrer Felder eben ſo begierig nach Knechten oder Sclaven wurden, als zuvor die Römer waren. Sie ſtimmten auch jetzt ihr Betragen gegen ſie mehr nach Römiſchem Tone, als nach den alt Deutſchen Sitten. Doch hatten die Knechte mehr Hoffnung von der Dienſtbarkeit loszukommen, als zuvor. Gleichwie man ſeiner Seele zum Beſten ſeine Habſchaften den Kirchen ſchenkte: alſo wurde es nun ſehr gemein, aus eben dieſer Urſache, und zu gleichem Endzwecke, den Knechten die Freyheit zu ſchenken. Nur die Mönche waren hierin anderer Geſinnung. Denn es gezieme ſich nicht, ſagten ſie, daß ihre Knechte frey werden ſollten, da ſie ſelbſt keine Hoffnung dazu hätten. Damit ſich auch ihre Aebte nicht unterſtünden, für ſich dergleichen Freyheiten zu ertheilen, ſo wirkten ſie bey einigen Concilien die Verordnung aus, vermöge deren ihnen dieſes ausdrücklich unterſagt worden u). Daher nahmen ſie auch, anſtatt daß andere

t) L. 2. form. 50. heißt es: Domino illuſtri et prae cunctis magnificentiſſimo ac nobilitate proſapiae decorato.

u) Mancipia vero monachis donata ab Abbate non liceat manumitti. Iniuſtum enim putamus, vt monachis quotidianum rurale opus facientibus ſerui eorum libertatis otio potiantur. Tom. IV. Conc. Labbei c. 1392. Can. 56. Concil. Agathenſis An. 506.

re die ihrigen frey ließen, zur Ehre Gottes so viel Knechte geschenkt an, als sie bekommen konnten. Meistens ward zu der Loslassung eine Bedingung gesetzt, z. B. daß der Freygelassene alle Jahr auf dem Grabe seines Herrn ein Licht anzünden solle. Die Könige pflegten entweder bey der Geburt ihrer Prinzen, oder andern erfreulichen Begebenheiten auf jedem ihrer Meierhöfe einige dahin gehörige Knechte frey zu machen x).

Neuntes Kapitel.

Kirchenverfassung. Großes Ansehen der Bischöfe. Quellen desselben. Privilegien der Kirche. Asylum. Immunität. Mönche. Exemtionen.

Als die Franken in Gallien ankamen, hatte die geistliche Verfassung schon ihre fest gesetzte Gestalt; und die Franken ließen es dabey. Das ganze Reich war in Provinzen zertheilt, und jede Provinz hatte ihren Metropoliten oder Erzbischof, unter dem mehrere Bischöfe standen, fast auf die Art, wie die Grafen unter den Herzogen. In dieser Vertheilung hatte man sich genau nach der Eintheilung der Römer in politischen Sachen gerichtet. Auch der Metropo-

x) Die Art sie loszulassen kann man aus dem Markulf L. 2. form. 32. und 33. und Bignons Noten pag. 306. sehen.

tropolit hatte seinen besondern Sprengel, in welchem er that, was die Bischöfe in den Ihrigen thaten. Nebst diesem aber hatte er die Aufsicht über die Bischöfe seiner Provinz; besorgte, wenn einer derselben starb, die Verwaltung ihrer Kirchen, setzte die Wahl eines neuen an, hatte den Vorsitz dabey, und weihte endlich den Neuerwählten. Sein Hauptgeschäft war, die Provincial-Concilien zu versammeln, auf welchen die wichtigsten Sachen der Bischöfe und ihrer Kirchen in Berathschlagung gezogen und abgethan wurden. Die Bischöfe hatten ihrerseits die Aufsicht über die ganze Geistlichkeit ihres Kirchsprengels, und über alle Kirchengüter desselben.

Daß schon in den letzten Zeiten des Römischen Reiches das Ansehen der Bischöfe ungemein groß gewesen, davon finden sich überzeugende Beweise in den damahligen Geschichten y). Eben daher wurden auch alle Mittel ergriffen, die nur dienlich seyn konnten, zu einem Bisthume zu gelangen. Das unzulässige Suchen ging selbst zu Rom so weit, daß die wohlgesinnten Römer den Arianisch-Gothischen König Athalarich ersuchten dem Uibel zu steuern z). An andern Orten

y) Van Rom kann man des Ammian Marcellin 27. Buch c. 3. pag. 373. nachsehen.

z) Athalarich ließ hierauf das berühmte Edict ergehen, welches zu lesen ist Tom. 4. Conc. Labbei c. 1748. worin es unter andern heißt: Iniquum est enim, vt apud vos locum habeat ambitus, quem nos laicis diuina consideratione praecluſimus. Zugleich bestimmt dieser Gothische König, daß an seinem Hofe wegen der Ausfertigung der Bestätigungsurkunde des Papstes nicht mehr als 3000. Solidi sollen bezahlt werden; dem Volke aber soll er nicht mehr als 500 austheilen.

Orten ſparte man weder Geld noch Verſprechen; an einigen ſuchte man ſich ſo gar mit den Waffen in der Hand auf den Thron zu ſchwingen, auf welchem Frieden und Einigkeit gepredigt werden ſollten, ſagt der Kaiſer Valentinian III. in einer ſeiner Novellen a).

Durch den Einmarſch der Barbaren verlor ihr Anſehen nicht allein nichts, ſondern es wuchs noch ungemein. Religion und ihre Diener waren faſt das einzige, was die rohen Gemüther derſelben achteten. Sie mußten alſo die Fürſprecher, Unterhändler und Advocaten des Volks bey den neuen Herren machen. Und weil ſie hierin meiſtens glücklich waren, warf ſich ihnen das Volk ganz in die Arme, ſo daß ein Biſchof, wenn er nur ein wenig Geſchicklichkeit und Beredſamkeit beſaß, daſſelbe lenken konnte, wie er wollte. Die Barbaren mußten demnach Achtung für ſie haben, wenn ſie das Zutrauen ihrer neuen Unterthanen gewinnen wollten. Sie ſelbſt brauchten die Biſchöfe wegen ihrer Geſchicklichkeit zu öffentlichen Geſchäften, beſonders zu Geſandtſchaften, wenn ſie auch nicht von ihrer Religion waren. " Durch „ euch, ſchreibt der berühmte Sidonius Apollinaris „ an

a) Hilarius Arelatenſis — alios incompetenter removit, indecenter alios inuitis et repugnantibus ciuibus ordinauit. Qui quidem, quoniam non facile ab his, qui non elegerant, recipiebantur, manum ſibi contrahebant armatam, et clauſtra murorum in hoſtilem morem vel obſidione cingebant, vel aggreſſione referabant, et ad ſedem quietis pacem praedicaturus per arma ducebat. Tom. 3. Conc. Labbei col. 1401.

„ an einen Biſchof ſeiner Zeit, werden die Bünd-
„ niſſe zwiſchen beyden Reichen (dem Römiſchen und
„ Gothiſchen) geſchloſſen. Durch euch werden die
„ Geſandtſchaften beſorget. Euch wird zuerſt auch
„ in Abweſenheit des Regenten nicht allein das er-
„ öffnet, was bereits ausgemachet worden iſt, ſon-
„ dern was auch noch in Zukunft ausgemacht wer-
„ den ſoll b).“ Von dem Biſchofe Nicetius von Trier ſchreibt Venantius Fortunatus c), daß ſelbiger zur Sicherheit ſeines Volkes auf einem zuvor mit Waldungen bedeckten Hügel eine Burg angelegt, die mit dreyßig Thürmen umgeben war. Hierzu gehört gewiß Macht und Anſehen.

Die Franken machten demnach die Biſchöfe nicht erſt zu großen Herren, ſondern ſie fanden ſie ſchon als ſolche, und vermehrten nur deren Anſehen und Reichthümer. Mit der chriſtlichen Religion ſelbſt ging ſchon ein hoher Begriff von der Würde ihrer Vorſteher auf ſie über. Als ſie dieſe Religion annahmen, mußten ſie die meiſten ihrer vorigen Meinungen umgießen, und alle Augenblicke auf die Biſchöfe als ihre Lehrer zurück ſehen. Ihre Geſetze mußten in eine Uibereinſtimmung mit ihrer neuen Religion gebracht werden, und hierüber konnte man ſonſt niemand als die Biſchöfe fragen; dieſe bekamen alſo einigen Antheil an der geſetzgebenden Macht ſelbſt, und, weil dergleichen Dinge auf den National-Verſammlungen abgehandelt wurden, auch einigen Zutritt zu dieſen.

Da

b) Per vos regni vtriusque pacta conditionesque portantur. Per vos legationes meant. Vobis primum quanquam principe absente non solum tractata referantur, verum etiam tractanda committuntur. Lib. 6.

c) De Nicetio Lib. 3. c. 12. col. 388. lit. C.

Da die alten Unterthanen ihre eigenen Gesetze behielten, mußten sie auch nach denselben gerichtet werden; allein, weder die Könige, noch ihre Hofbeamten verstanden etwas von dem Römischen Rechte. Da nun die Römischen Kaiser schon den Bischöfen erlaubt hatten, denen, die sich freywillig ihrem Ausspruche unterwürfen, Recht zu sprechen: so bekamen sie jetzt fast die ganze Justiz-Verwaltung in Ansehung der Römer in ihre Hände, und mußten auch aus eben der Ursache zu den Hofgerichten gezogen werden d). Der König Clotar machte so gar im Jahre 560. eine Verordnung, daß, wenn ein Richter jemanden Unrecht thun würde, der Bischof in Abwesenheit des Königs ihn strafen, und, was unrecht geurtheilt worden, verbessern sollte. Zu Tours hatte vollends der Bischof das Recht, den Grafen selbst zu ernennen e). Da nach und nach auch Franken die bischöfliche Würde suchten; ein jeder Frank aber das Recht hatte, den Versammlungen der Nation beyzuwohnen: so konnten die Bischöfe um so weniger davon ausgeschlossen werden, und man fing nun auch an, sie als Große des Reichs anzusehen, anstatt daß sich zuvor ihre Würde nur auf die Kirche erstreckte.

Das Ansehen der Bischöfe gewann auch dadurch ungemein viel, daß man ihnen meistens die Erziehung der königlichen Prinzen anvertraute. Daß sie dabey den Vortheil der Geistlichkeit nicht außer Acht

d) Daß sie wirklich dabey erschienen sind, sehen wir aus des Markulf L. 1. form. 25.

e) Turonis per Pontificis literas comes constituitur. *Auctor vitae S. Eligii apud Surium.*

gelaſſen, läßt ſich leicht errathen. Es ſchadete ihnen auch gewiß nichts, daß noch das wenige, was von Gelehrſamkeit übrig war, bey ihnen und der Geiſtlichkeit überhaupt aufbewahret wurde.

Daher iſt es kein Wunder, daß ſich auch die größten Herren, Grafen und Herzoge beſtrebet haben, zu Bisthümern zu gelangen. Gregorius Turonenſis erzählt z. B., daß der Graf Marachar, nachdem ſeine Amtszeit vollendet war, Prieſter, hernach Biſchof geworden f). Jovinus, welcher zuvor Gouverneur einer Provinz (rector provinciæ) geweſen, und andere mehr wurden ebenfalls Biſchöfe g). Wir finden ſo gar ein Beyſpiel von einem Major Domus, daß er noch Biſchof geworden h). Dem Gunthram Boſo ſagte eine Wahrſagerinn vor, er würde fünf Jahre lang das ganze Königreich regieren, alsdann aber Biſchof werden, worauf er ſich ungemein freute, ſagt Gregorius, und ſchon glaubte Biſchof zu Tours zu ſeyn i).

Die Biſchöfe brauchten auch damahls ſchon, nicht allein wegen gewiſſer Verbrechen, ſondern auch zur Behauptung ihrer eigenen Rechte, Güter und dergleichen, die Excommunication. Da aber dieſe an ſich bloß geiſtliche Strafe bey einem rohen, und nur durch ſtarke Eindrücke zu bändigenden Volke wenig fruchtete: ſo ſuchten ſie durch das Anſehen der Könige auch Folgen in bürgerlichen und politiſchen Dingen

f) L. 5. c. 37. col. 245. lit. C.

g) L. 6. c. 7. col. 281. lit. D.

h) L. 5. c. 45. apud eundem.

i) L. 5. c. 14. col. 216. lit. E.

Dingen mit derselben zu verknüpfen. Der König Childebert willfährte ihnen besonders hierin, und verordnete, daß derjenige, der seinen Bischof nicht hören, und darüber excommunicirt werden wird, nicht allein bey Gott auf ewig verdammt, sondern auch von dem königlichen Pallaste gänzlich ausgeschlossen seyn, und noch dazu seine Güter verlieren solle k). Die Könige sahen nicht, daß man mit der Zeit diese Grundsätze auch auf sie anwenden würde, und spitzten auf solche Art selbst die Pfeile, die ihre Nachfolger einstens treffen sollten.

Eine andere Quelle des Ansehens der Bischöfe, die ebenfalls schon geöffnet war, sind die großen Reichthümer gewesen. Die Könige und das Volk bestrebten sich um die Wette, sie und die Kirchen zu bereichern. Dieses erweckte damahls um so weniger Neid und Aufsehen, da Kirchengüter und Armengüter gleich bedeutende Wörter waren. Ich sage, gleich bedeutende Wörter; denn in der Sache selbst war freylich schon viel Aenderung vorgegangen. Die Hauptbewegursache, die in den damahligen Stiftungsbriefen vorkommt, ist die Erlösung der Seele (pro redemptione animae), oder auch (pro remedio peccatorum) die Abtilgung der Sünden. Diesem Gedanken, der überall anzutreffen ist, wußte man die verschiedensten Wendungen zu geben. Eigentlich aber, wie man aus dem Salvian von Massilien sieht, liegt dabey der Text des Propheten Daniel Kap. 4, 24. zum Grunde: Peccata tua in misericordiis redime, löse deine Sünden durch Almosen. Eben dieser Salvian, der die Sache der Kirchen und Ar-

k) Decretio Childeberti Regis data circa A. 595. apud HEINECC. C. Jur. G. antiq. pag. 473.

men kurz vor dem Eintritte der Franken in Gallien in ſeinen vier Büchern gegen den Geitz auf eine manchmahl ſehr übertriebene Art vertheidigt hat, macht in dem erſten Buche folgende Auslegung über den angeführten Text: " Was will dieſes ſagen, et„ was auslöſen? Ich glaube, den Werth der Dinge, „ die gelöſet werden, hingeben. — So ſchätze „ dann die Sünden, die du begangen haſt, auf das „ genaueſte. Sieh, was du ſchuldig biſt für Lügen, „ Fluchen und Meineid, was für deine Nachläſſig„ keiten, was für die unreinen Reden, und endlich „ für alle böſe Begierden. — Und wenn du alles „ wirſt zuſammen gerechnet haben, ſo erwäge die „ Preiſe eines jeden. Ich will nicht haben, daß du „ alles, was du haſt, Gott geben ſollſt, ſondern „ gib nur das, was du ſchuldig biſt, wenn du ge„ nau ſchätzen kannſt, was du ſchuldig biſt. " Die Erfindung kommt alſo nicht von den Franken; ſie mußte aber nothwendig ihr Glück bey ihnen machen. Auch bey ihnen waren alle Verbrechen taxirt, und wenn einer ſeine Taxe oder das Friedegeld, wie ſie es nannten, gezahlt hatte, durfte ihm weder die Obrigkeit, noch der beleidigte Theil etwas anhaben. Eben ſo konnte ein Franke leicht denken, daß, wenn er Gott, oder an deſſen Statt den Kirchen und Armen etwas Gewiſſes gezahlt hätte, er wegen ſeiner Sünden gar nichts mehr zu beſorgen hätte. Manchmahl hoffte man auch dadurch zeitlichen Lohn und Vergeltung zu erhalten 1). Viele wollten dem jüngſten Tag, den ſie ſchon vor der Thüre zu ſeyn glaubten

1) In einer Formel bey dem Markulf heißt es: Maximum regni noſtri augere credimus munimentum, ſi beneficia oportuna locis eccleſiarum benevola deliberatione concedimus Lib. I. form. 3.

ten, zuvor kommen, und sich mit dem Richter aussöhnen m); andere geraden Weges in den Himmel eingehen n). Was man für übertriebene Vorstellungen von der Kraft dieser Schenkungen manchmahl gehabt habe, sieht man aus der Rede der Königinn Fredegunde an die Meuchelmörder, die sie bestellt hatte, ihren Schwager, den König Sigebert, aus dem Wege zu räumen. " Wenn ihr davon kommt, „ sagt sie, will ich euch und eure Kinder außerordentlich erheben; wenn ihr aber selbst dabey das „ Leben lasset, so will ich eine Menge Almosen für „ euch an die Kirchen austheilen o). " Um die Schenkungen zu erleichtern, wurden die so genannten precariae erfunden, eine Art von Urkunden, vermöge deren die Kirche die geschenkten Güter dem Schenkenden gegen einen gewissen Zins auf zeitlebens wieder überließ p).

Die Mönche und Klöster wurden zwar vorzüglich bedacht; sie hatten aber auch noch Quellen der Reichthümer, die ihnen eigen waren, ihre Arbeit-

m) In einer andern Formel heißt es: Mundi terminum ruinis crebrescentibus appropinquantem indicia certa manifestant, experimenta liquida declarare noscuntur, et ad discutiendas infidelium mentes illa dudum in Euangeliis a domino dicta oracula incumbere noscuntur: operae pretium arbitror futurum tempus vicissitudine praeoccupans anticipare, etc. L. II. form. 3.

n) In einer Urkunde bey Harzheim Conc. Germ. Tom. 2. pag. 96.

o) Si corrueritis, ego pro vobis eleemosynas multas per loca Sanctorum distribuam. *Gesta Franc.* epit. C.XXXII. *p.* 712.

p) Dergleichen kommen bey dem Markulf vor Lib. 2. form. 5.

ſamkeit nähmlich, und gute Wirthſchaft. Ihre Güter waren ſelten das vom Anfange ſchon, was ſie in der Folge geworden ſind. Man gab ihnen oft ganz öde Plätze, oder große Stücke Waldungen, die ſie durch ihren Fleiß erſt urbar machten, und die manchmahl noch Gelegenheit zur Anbauung von Dörfern, Flecken und Städten gaben.

Die Kirchen konnten ihre Güter auch um ſo eher vermehren, da ihnen erlaubt war durch Kaufen und Verkaufen, oder auf andere Weiſe ſo viel an ſich zu bringen, als ſie wollten. Die Beſtätigungen ihrer Güter, die ſie von den Königen erhielten, gehen daher meiſtens auch auf die zukünftigen, die ſie noch an ſich bringen werden q). So wie es ihnen hingegen auf der andern Seite auf das ſchärfſte verbothen war, Güter, die einmahl einem Kloſter, oder einer Kirche zugehörten, zu veräußern. Die Stifter und Gutthäter unterſagten es meiſtens ſelbſt ſchon in ihren Schenkungsbriefen, und überhäuften diejenigen mit den ſtärkſten Vermaledeyungen, die dagegen handeln würden. " Derjenige, der dieſen meinen Wil„ len nicht halten wird, heißt es bey dem Markulf, „ ſoll verflucht ſeyn, und der damit einſtimmen wird, „ ebenfalls. Wie Dathan und Abiron, ſoll er le„ bendig von der Erde verſchlungen werden, und in „ die Hölle fahren — dann ſoll er erſt Verzeihung „ ſeiner Sünden erhalten, wann ſie der Teufel auch „ erhalten wird — Nebſt dieſem ſoll er dem Fiſcus, „ oder den Biſchöfen 100 Pfund Gold zahlen, und „ deſſen

q) Bey dem Markulf heißt es z. B. In Villabus Eccleſiae, quas moderno tempore habere videtur, vel quas deinceps in iure ipſius ſancti loci voluerit diuina pietas ampliare. Lib. 1. form. 3.

„ deſſen ungeachtet dieſer Brief unverbrüchlich gehal„ ten werden r).“ Auf ſolche Art mußten freylich viele Reichthümer nach und nach den Kirchen zufliеſſen. Wenigſtens ſagte ſchon der König Chilperich: “ Sehet, unſer Fiſcus iſt arm, unſere Reichthümer „ ſind in den Händen der Kirchen; die Biſchöfe al„ lein regieren; unſere Ehre iſt zu Grunde gegan„ den, und den Biſchöfen zu Theil geworden s).“ Auch der König Klodwig, als er ſein dem heiligen Martinus vor der Schlacht bey Poitiers gelobtes Pferd um zwey hundert Goldgulden von den Geiſtlichen zu Tours löſen mußte, ſagte: Der heilige Martinus iſt zwar ein guter Helfer in der Noth, er läßt ſich aber auch theuer bezahlen t). Chilperich zerriß zwar gemeiniglich die Teſtamente, die zu Gunſten der Kirchen gemacht waren; allein, er getraute ſich nicht das zu thun, was der Kaiſer Valentinian I. ehemahls gethan hat, nähmlich dergleichen Teſtamente gänzlich zu verbiethen. Wie es hernach zu Zeiten des Karl Martel mit dem mehreren Theil dieſer Güter gegangen, haben wir bereits gehört. Da aber die Grundſätze von der Kraft ſolcher Schenkungen noch immer allgemein angenommen waren, wußten ſich die Biſchöfe bald wieder zu erholen.

r) L. II. form. I.

s) Aiebat enim plerumque: Ecce pauper remanſit fiſcus noſter, ecce diuitiae noſtrae ad eccleſias ſunt translatae; nulli penitus niſi ſoli Epiſcopi regnant; periit honor noſter et translatus eſt ad Epiſcopos ciuitatum. GREGOR. TVRON. L. VI. c. 46. col. 325. lit. A.

t) Vere beatus Martinus bonus eſt in auxilio; ſed carus in negotio. *Geſta Franc. Epitom.* C. XVII. pag. 705.

Eines der erſten, das die Biſchöfe zu erhalten ſuchten, war die Bekräftigung der bereits von den Römiſchen Kaiſern den Kirchen ertheilten Privilegien. Der erſte Canon, der unter Fränkiſcher Regierung in Gallien gemacht worden iſt, betrifft das Aſylum, oder die Zufluchtsfreyheit der Kirchen. Die Biſchöfe eilten um ſo mehr damit, da unter Leuten, die allezeit bewaffnet gingen, und noch immer gewohnt waren, ihre Zwiſtigkeiten ſo gleich mit dem Degen auszumachen, es für ſie ſo wohl, als die alten Inwohner nothwendiger war, als jemahls, einen ſichern Zufluchtsort zu haben. Wie koſtbar ihnen dieſes Privilegium geweſen, ſiehet man aus dem Eifer, mit dem ſie darüber gehalten. Eher ließen ſie tauſend Menſchen unglücklich werden, als ſie einen einzigen, er mochte ſchuldig oder unſchuldig geweſen ſeyn, auslieferten; und ſo groß war die Verehrung, die die Könige gegen die Kirchen hegten, daß ſie eher ſich getrauten tauſend Unſchuldige unglücklich zu machen, als einen einzigen Böſewicht mit Gewalt aus einer Kirche zu nehmen.

Der König Chilperich ſagt bey dem Gregorius Turonenſis: Werft mir dieſen Abtrünnigen, (Chilperichs eigenen Sohn Meroveus,) zur Kirche hinaus; ſonſt werde ich das ganze umliegende Land verbrennen. Gregorius, als Biſchof zu Tours, wohin ſich Meroveus geflüchtet hatte, antwortete, es ſey unmöglich, daß dasjenige, was zu Zeiten der Ketzer nicht geſchehen ſey, nun zu den Zeiten der Chriſten geſchehe. Chilperich, dem äußerſt daran gelegen war, ſeinen Sohn in ſeiner Gewalt zu haben, ſchrieb einen Brief an den heiligen Martinus, mit der Anfrage, ob es erlaubt ſey, ihn heraus zu nehmen oder nicht. Dieſes Schreiben nebſt einem weiſſen

Papiere

Papiere ward auf das Grab des Heiligen gelegt. Allein, der Heilige ließ es unbeantwortet. Chilperich fuhr demnach fort, verwüstete und verheerte die ganze Gegend von Tours, auch die Güter des heiligen Martinus nicht ausgenommen. Seinen Sohn aber getraute er sich nicht aus der Kirche zu nehmen; und Gregorius lieferte ihn auch nicht aus, ob er schon dadurch dieses groſse Unheil hätte abwenden können u). Dergleichen Begebenheiten kommen nicht selten in der Fränkischen Geschichte vor. Keine Kirche in dem ganzen Reiche war berühmter, als die Kirche zu Tours, wo der heilige Martinus begraben lag. Die auſserordentliche Ehrerbiethung, die man durchgehends in Gallien gegen diesen Heiligen hegte, war die Ursache, daſs man auch dahin am meisten flüchtete; und eben darum auch die dortigen Gegenden öfter verwüstet wurden, als andere. Die Inwohner hatten fast eben das Schicksal, als die Länder, in deren Boden die Natur groſse Schätze von Gold und Silber verborgen hat. Uiberhaupt aber machten sich die Geistlichen ein Geschäft daraus ihre Personen so wohl, als die Kirchen so unverletzlich zu machen, als immer seyn konnte. Die ganze Geschichte des Gregor von Tours ist in dieser Absicht, die er selbst an einem und dem andern Orte ausdrückt, geschrieben. Er bemerkt daher mit gröſster Sorfalt alle die Unglücksfälle, so den Königen oder andern Groſsen begegnet sind, die sich gegen die Kirchen und die Geistlichen nicht gebührend aufgeführet haben, und sucht sie als Folgen ihrer Vergehungen vorzustellen x).

Die

u) GREGOR. TVRON. Hist. L. 5. c. 14. col. 217.

x) Seine Erzählung von dem Tode des Grafen Nantin beschliesst er mit folgenden Worten: Ergo omnes haec obstu-

Die Biſchöfe und Aebte ſuchten auch häufig von den Königen ſo genannte Immunitäts-Privilegien zu erhalten. Was dieſe Immunität bey den Franken geweſen ſey, können wir am beſten aus den berühmten Formeln des Markulf ſehen y). Vermöge derſelben wurde alle Gewalt der königlichen Richter in Anſehung der Kirchengüter aufgehoben, und die darauf anſäſſigen Leute ſtanden in Gerichtsſachen nicht mehr unter denſelben, ſondern unter ihren Biſchöfen oder Aebten, welche die Gerichtsbarkeit durch ſich oder ihre Vögte (advocatos) ausübten. Inſonderheit

peſcant, admirentur et metuant, ne inferant iniurias ſacerdotibus, quia Vltor eſt Dominus ſeruorum ſuorum ſperantium in ſe. L. 5. c. 36.

y) ——— Igitur nouerit ſolertia veſtra, quod nos ad petitionem Apoſtolici viri domini illius vrbis Epiſcopi tale pro aeterna retributione beneficium viſi fuimus indulſiſſe vt in villabus Eccleſiae — *nullus Judex publicus ad cauſas audiendas, aut freda vndique exigendum, quocunque tempore non praeſumat ingredi. Sed hoc ipſa Pontifex vel ſucceſſores eius propter nomen Dei ſub integro imunitatis nomine valeant dominare.* Statuentes ergo vt neque vos, neque iuniores, neque ſucceſſores veſtri, nec vlla publica iudicaria poteſtas quocunque tempore in villis vbicunque in regno noſtro ipſi Eccleſiae aut regia aut priuatorum largitate conlatis, aut qui in antea fuerint conlaturis, aut ad audiendas altercationes ingredi, aut freda de quibuslibet cauſis exigere, *nec manſiones aut parutas, vel fideiuſſores tollere non praeſumatis; ſed quidquid exinde aut de ingenuis, aut de ſeruientibus, caeterisque nationibus, quae ſunt infra agros vel fines ſeu ſupra terras praedictae eccleſiae commanentes, fiſcus aut de fredis, aut vndecumque potuerat ſperare, ex noſtra indulgentia pro futura ſalute in luminaribus ipſius eccleſiae per manum agentium eorum proficiat in perpetuum.* — *L. I. form. 3.*

derheit wird den Richtern untersagt keine Fried- oder Wehrgelder (freda) mehr von den Leuten der Kirchen zu fordern. Hieraus gibts sich schon von selbst, daß die Fränkische Immunität ganz was anders, als die Römische gewesen, und daß sie auch von jenem Begriffe mit abgehe, den man in der Folge in geistlichem Recht mit diesem Worte verbunden hat. Bey den Römern stand alles unter den öffentlichen Richtern, und man wußte nichts von Privat-Gerichtsbarkeiten. Die Fränkische Verfassung gab erst Anlaß zu solchen. Wir haben gehört, daß bey den Deutschen alle Genugthuungen, Bußen und Strafen in einer gewissen Summe Geldes bestanden, wovon ein Theil dem Beleidigten, der andere den Verwandten, der dritte der Gemeinde, oder dem Richter heimfiel. In der Folge eigneten die Könige den Theil, den sonst die Gemeinde bekam, ihrem Fiscus zu. Bey einem den Gewaltthätigkeiten sehr ergebenen Volke machten diese Gefälle einen großen Theil ihrer Einkünfte aus.

Da sie aus Andacht diese Strafgelder den Kirchen schenkten, traten sie eben dadurch auch die Gerichtsbarkeit und Erkenntniß der Rechtshändel derselben ab, indem man wissen mußte, wer eigentlich der Schuldige sey, oder wie viel er zu bezahlen habe. Anfangs wurden sie zwar den Obrigkeiten wegen Handhabung der gemeinen Sicherheit bezahlt, zuletzt aber anstatt der Prozeßunkosten. Wer selbige bekam, mußte auch die Mühe auf sich nehmen, den Prozeß auszumachen. Uiberhaupt ward dieses für kein den Geistlichen unanständiges Geschäft, sondern vielmehr für rühmlich und gottselig gehalten, verbitterte Familien mit einander auszusöhnen. Deßwegen wird auch kein Unterschied zwischen Civil- und Criminal-

Fällen

Fällen gemacht. Im Gegentheil mischten sich die Bischöfe noch lieber in die letzten, weil die daraus enstandenen Feindschaften heftiger und anhaltender waren. Sie konnten es auch um so eher, weil bey den Franken keine ordentlichen Todesstrafen hergebracht waren. Die Bischöfe schoßen daher manchmahl das Friedegeld vor, um nur die Aussöhnung zu Stande zu bringen. Sie unterzeichneten auch meistens den darüber aufgerichteten und dem Beleidiger zugestellten Sicherheitsbrief.

Vermöge dieser Immunität wurde auch den Kirchen geschenkt, was nur immer an Zinsen, oder auf irgend eine andere Weise der Fiscus von den freyen Leuten so wohl, als Knechten, die auf den Kirchengütern ansässig waren, zu fordern hatte. Endlich sollen auch die Leute der Kirchen nicht gehalten seyn, den königlichen Richtern oder Beamten Obdach (mansiones), Atzung oder freye Zehrung (paratas), und Vorspannen (paravereda) zu geben. Alles dieß war noch ein Uiberbleibsel von der Römischen Verfassung. Was nur immer zu dem Hofe auch nur von weiten gehörte, mußte auf Reisen oder bey Amtsverrichtungen freygehalten, und auf öffentliche Kosten fortgeliefert werden, welches den Unterthanen ungemein beschwerlich fiel. Die Franken behielten dieses bey, und zugleich die Mißbräuche davon. Die Bischöfe suchten daher die Kirchen und deren Leute so bald, als möglich, davon frey zu machen. Da übrigens diese Immunitäts-Privilegien nur besondern Kirchen ertheilt wurden, so standen die Leute der andern unter den königlichen Richtern, wie jene der weltlichen Güterbesitzer. Sie mußten daher dem Fiscus fortzahlen, was sie sonst gezahlt hatten. Es waren aber wenige Kirchen, die sie nicht in der

Folge

Folge zu erhalten wuſsten. Wenigstens wird kaum eine etwas ansehnliche Kirche in Deutschland anzutreffen seyn, die nicht ein solches nach der Formel des Markulf zugeschnittenes Privilegium aufzuweisen hätte.

Die den Kirchen unmittelbar gehörigen Güter wurden zwar durch das Edict des Königs Clotar z) überhaupt von Abgaben befreyet; allein, dadurch erhielten die Kirchen nichts, als daſs sie den Franken gleich gemacht wurden, die ebenfalls keine Abgaben zahlten. Sie muſsten daher auch auf der andern Seite die Lasten übernehmen, die den Franken zukamen. Da nach der Fränkischen Verfassung die Könige keine eigenen Kriegsheere unterhielten, sondern jeder Güterbesitzer Soldat war: so muſsten auch die Kirchen ihre Leute mit in das Feld schicken, und auf eigene Kosten unterhalten.

Was die Bischöfe und Aebte, wie auch die niedere Geistlichkeit für ihre Personen selbst angeht, da blieb es bey dem, was bereits unter der Regierung Clotars II. ist gesagt worden.

Der Mönchstand war schon zu den Zeiten Klodwigs in Gallien eingeführt. An sich ist derselbe ein Aegyptisches Product; von da aus hat er sich zuerst in dem Orient, und hernach auch in dem Occident verbreitet. Gleichwie aber die Gewächse, wenn sie unter andere Himmelsgegenden verpflanzt werden, nach der Verschiedenheit des Klima und des Erdreiches, das sie antreffen, bald verschlimmert, bald verbessert werden: so ging es auch diesem. Je weiter

z) A. 560. apud HERINCC. Corp. J. G. A. pag. 468.

ter er gegen Norden gebracht wurde, deſto mehr ſchien er von ſeiner erſten Natur und Einrichtung zu verlieren. Der Aegyptiſche Tiefſinn machte den ſtärkſten Contraſt mit dem Galliſchen Leichtſinn, der von den Alten als ein charakteriſtiſcher Zug dieſer Nation angemerkt worden. Am wenigſten aber ſchickten ſich die an nichts weniger als an das Denken gewöhnten Barbaren zu dem contemplativiſchen oder beſchaulichen Leben. Man ſieht daher in dem Occident Reformen über Reformen; da er ſich hingegen in dem Orient faſt immer gleich blieb. Zu den Zeiten Klodwigs hatten die Mönche noch keine beſtändige Regel. Jedes Kloſter hatte die ſeinige, die es entweder von ſeinem Biſchofe, oder einem andern berühmten Manne bekommen. Auch waren die nachher ſo berühmt gewordenen Gelübde noch nicht eingeführt. Die Mönche mußten ihrem Abte gehorchen, und durften ohne ſeine Erlaubniß das Kloſter nicht verlaſſen. Wenn es einer that, ſo verordnen die Biſchöfe in dem neunzehnten Canon der erſten Kirchenverſammlung zu Orleans, daß er mit Hilfe des Biſchofes als ein Flüchtling unter Verwahrung ſoll zurück gebracht werden. Was die Armuth betrifft, ſo waren ſie noch nicht unfähig für ſich etwas eigenes zu beſitzen; man ſah aber bereits die üblen Folgen davon ein; deßwegen verordnen die Biſchöfe eben daſelbſt, daß, wenn einer ſich etwas werde erworben haben, es ihm von dem Abte mit Gewalt genommen, und zum Beſten des Kloſters verwendet werden ſolle. Eben ſo waren die Mönche ſchuldig für beſtändig die Keuſchheit zu halten, und wenn ſich einer verehelichte, ward er unfähig zu allen Kirchenämtern a); manchmahl auch

a) Canon. 21. Concilii Aurelianenſis, A. 511.

auch des Genusses der Sacramente bis an sein Lebensende beraubt; die Ehe war eben an sich nicht ungiltig.

Im sechsten Jahrhundert setzte der heilige Benedict († 544) eine Regel auf, die solchen Beyfall fand, daß sie fast in dem ganzen Occident in allen Klöstern angenommen wurde. Der große Ruf des heiligen Benedict und seiner ersten Jünger machte auch, daß eine Menge neuer Klöster gestiftet wurde. Besonders untersagte Benedict auf das schärfste seinen Untergebenen alles Eigenthum, führte eine Prüfungszeit ein, und ließ sie mündlich und schriftlich, nach dem Verlaufe derselben, den Gehorsam versprechen. Seine Absicht ging auch insonderheit dahin, dem damahls in dem Occident sehr gemeinen Mißbrauche zu steuern, daß nähmlich Leute, für sich nur die Mönchskleider anlegten, und in der Welt herum zogen, um sich mit Betteln zu ernähren, oder auch nur zu zweyen oder dreyen ohne alle Regel oder Ordnung beysammen wohnten.

Der Mönchstand hatte noch lange seine völlige Einrichtung nicht, als schon in dem Orient so wohl, als in dem Occident Streitigkeiten zwischen den Bischöfen und Aebten ausbrachen. Die unter Klodwigen zu Orleans 511. versammelten Bischöfe verordnen daher in dem neunzehnten Canon, daß die Aebte der Demuth gemäß, zu der sie sich öffentlich bekennen, unter der Gewalt der Bischöfe stehen sollen; und wenn sie ein Verbrechen begehen, sollen sie von den Bischöfen bestraft werden. Einige der berühmte-

sten

ſten Klöſter als, Lerins, Agennes und andere waren zeitlich darauf bedacht, beſondere Privilegien ſich von den Biſchöfen und Königen ertheilen zu laſſen; allein dieſe betrafen keineswegs die Unterwerfung in geiſtlichen Dingen, ſondern nur die innere Verwaltung der Kloſtergüter, und einige dahin ſich beziehende Dinge.

Die Mönche waren ſeit ihrer Ankunft in dem Occident die Lieblinge andächtiger Perſonen, die ſich durch Stiftungen den Himmel zu erwerben ſuchten. Ihr Leben war erbaulicher, und ihr Gebeth ward aus dieſer Urſache für kräftiger gehalten, als das Gebeth der übrigen Geiſtlichen. Man glaubte alſo am ſicherſten zu Werke zu gehen, wenn man ſich vielmehr an ſie, als an die letztern hielte. Die beſten Güter, und die beſten Geräthſchaften wurden ihnen zu Theil. Dieſes erweckte Neid, und machte, daß es Leute gab, die ſich ein ſo groſſes Geſchäft daraus machten, ihnen das Ihrige wieder mit guter Manier abzunehmen, als andre, ſie zu bereichern. Sie waren in eben dem Falle, als die Gallier in Anſehung der Deutſchen, reich und ſchwach (dites et imbelles). Daher hatten ſie auch immer Feinde um ſich. Unter anderm wußten die Biſchöfe Wege genug, einen Theil der Kloſtereinkünfte an ſich zu bringen. Gegen dieſes eigentlich ſuchten ſich die Mönche zu verwahren; und hierin liegt der ganze Grund der in den folgenden Zeiten erhaltenen Exemtionen.

Wenn man klar in dieſer ganzen Sache und auf den Grund ſehen will, muß man die Formeln

des

des Markulf, die von den Privilegien von Lerins und Agennes genommen sind, und den allgemeinen Zuschnitt zu allen Exemtionen der damahligen Zeiten enthalten, einsehen. Zuerst heißt es: der Bischof soll den Mönchen, wenn er darum wird gebethen werden, die Weihen ertheilen, aber kein Geld dafür verlangen (nullum pro ipsorum honore præmium percepturus); er soll ihnen die Altäre weihen, und das heilige Oel mittheilen ohne Entgeld (sine pretio); er soll den von ihnen erwählten Abt ohne Entgeld (sine pretio) benediciren; über die Klostergüter, Leute und Geräthschaften soll er keine Gewalt haben, oder sich die Opfer anmaßen; hierin lag eigentlich der Hauptzweck dieser Privilegien. Die Bischöfe wollten über die Klostergüter so viel zu sagen haben, als über die Güter der Pfarrkirchen, deren Verwaltung ihnen erst in dem funfzehnten Canon der ersten Kirchenversammlung zu Orleans nebst dem dritten Theile der Opfer ist zugesprochen worden. Gegen dieses sträubten sich die Mönche am meisten. Wenn wir dasjenige, was folget, nur obenhin durchsehen, finden wir das nähmliche immer wieder, daß sie sich gegen die ungerecht scheinenden Geldforderungen, oder andere zeitliche Lasten in Sicherheit zu setzen gesucht haben. Die Bischöfe sollen nicht in das Innere der Klöster kommen, und wenn sie von den Mönchen selbst gerufen werden, oder dahin kommen ihre Andacht zu verrichten, sollen sie mit einem mäßigen Mittagessen fürlieb nehmen (simplici ac sobria benedictione), und sollen ohne etwas sonst zu verlangen (absque ullo requisitu) ihren Heimweg nehmen. Die Ursache war nähmlich, weil die Bischöfe prächtig wollten bewirthet seyn, und sich lange in den Klöstern ver-

weilten, zuletzt aber noch Geſchenke verlangten. Doch wird noch eine andere Urſache dazu geſetzt, damit nähmlich die Mönche nicht in ihrer Ruhe geſtört werden, und Gott deſto eifriger loben können. Zuletzt ergibt ſich noch klar hieraus, das der Begriff von einer Exemtion in geiſtlichen Dingen noch nicht auf der Welt war. „Wenn die Mönche „etwas gegen ihre Regel begehen werden, heißt „es, ſoll es der Abt verbeſſern; wenn er es aber „nicht kann, ſoll der Biſchof ſie in dem Zaume „halten; weil darunter das canoniſche Anſehen „nicht leiden muß, wenn den Gläubigen zu ihrer „Ruhe etwas vergönnet wird b).“

Zehn-

b) Si aliquid ipſi monachi de eorum religione tepidi, aut ſecus egerint, ſecundum eorum regulam ab eorum Abate, ſi præualet, corrigantur. Sin autem, Pontifex de ipſa ciuitate coercere debet; quia nihil de canonica auctoritate conuellitur, quidquid domeſticis fidei pro quietis tranquillitate tribuitur. MARCVLF. Lib. I. form. 1.

Zehntes Kapitel.

Verhältniß der königlichen Macht zu der geistlichen. Der bischöflichen zu der päpstlichen. Steigen des päpstlichen Ansehens.

So groß auch das Ansehen der Bischöfe gewesen, so waren dennoch auch die Rechte der Könige in Ansehung der Geistlichen und deren Güter noch sehr beträchtlich. Man würde ihnen aber sehr Unrecht thun, wenn man ihre Handlungen als lauter eigenmächtige Eingriffe in die Rechte der Kirche ansehen wollte. Die ersten Fränkischen Könige waren gut gesinnt. Sie nahmen die christliche Religion, so, wie sie ihnen gepredigt ward, auf Treu und Glauben ihrer Lehrer an. Nichts war ihnen weniger möglich, als durch eigene Einsichten die Gränzen ihrer und der geistlichen Gewalt zu unterscheiden, oder, was göttlichen Rechtens und Ursprungs, und was die Geistlichen bloß menschlichen Privilegien zu verdanken hätten, selbst zu beurtheilen. Man kann demnach dasjenige, was sie gethan haben, nicht ohne Grund auf Rechnung ihrer ersten Lehrer schreiben.

Das vorzüglichste bestand in folgendem. Sie beriefen die Bischöfe zusammen, wenn es ihnen beliebig war, legten ihnen die Berathschlagungspuncte vor, und die von ihnen gemachten Canones mußten erst von dem Könige bestätigt werden, wenn sie einige Kraft haben sollten; wie man gleich aus dem Eingange der Kirchenversammlung von Orleans im

J. 511. welche die erſte iſt, die unter den Franken iſt gehalten worden, ſieht c). Die Biſchöfe ſagen in denſelben ausdrücklich, Klodwig habe ihnen den Befehl ertheilt, ſich zu verſammeln; habe ihnen auch die Puncte vorgeleget, über die ſie ſich berathſchlagen ſollen, damit, wenn dasjenige, was ſie beſchloſſen, auch durch des Königs Urtheil für recht erkannt und gut geheiſſen werde, die Einwilligung deſſelben das Urtheil der Prieſter befeſtige, und ſelbigen um ſo gröſſers Anſehen beylege. Eine weſentliche Bedingung war es demnach, daß alles durch des Königs Urtheil für recht erkannt und gut geheiſſen wurde. Wenn dieſes nicht ſchon aus der höchſten Gewalt im Staate für ſich flöſſe, ſo würde es das damahlige Kirchen-Syſtem nothwendig mit ſich gebracht haben. Eine Menge bloß bürgerlicher Dinge waren aus Gnade, manchmahl auch aus Nachſicht der Regenten in daſſelbe aufgenommen worden, die aber dadurch ihre urſprüngliche Natur und Weſenheit keineswegs verlozen, und eben daher auch der höchſten Gewalt im Staate nicht ſind entzogen worden, oder auf irgend eine Weiſe haben können entzogen werden; hierher gehört z. B. dasjenige, was den Biſchöfen und Kirchen in Betreff des Aſyli, oder Zufluchtsrechts, gewiſſer perſönlicher und dinglicher Immunitäten, der

Frey-

c) Domino ſuo Catholicæ Eccleſiæ filio Chlotouecho Glorioſiſſimo Regi omnes ſacerdotes, quos ad Concilium venire *iuſſiſtis*. Quia tanta ad religionis Catholicæ cultum glorioſæ fidei cura vos excitat, vt ſacerdotalis mentis affectu ſacerdotes de rebus neceſſariis tractaturos in vnum colligi iuſſeritis, ſecundum voluntatis veſtræ conſultationem, & *titulos quos dediſtis*, ea quæ nobis viſa ſunt definitione reſpondimus, ita vt ſi ea quæ nos ſtatuimus, *etiam veſtro recta eſſe iudicio comprobantur*, *tanti conſenſus Regis ac Domini maiori auctoritate ſeruandam tantorum firmet ſententiam ſacerdotum*. *Annal. Eccleſ. Franc. Le Cointe ad a.* 511.

Freylaſſung der Knechte, der Ehegeſetze und dergleichen eingeräumt, oder von ihnen ſelbſt feſt geſetzt worden. Von nun an wird man kaum ein Concilium antreffen, wo nicht eines oder das andere davon vorkäme.

So wie die Biſchöfe auf Befehl des Königs auf den Concilien erſcheinen mußten, ſo durften ſie ſich dagegen ohne Einwilligung deſſelben nicht eigenmächtig verſammeln; und wenn ſie es thaten, wurden ſie von dem Könige nach Hauſe gewieſen d).

Die Könige vergaben beſtändig die Bisthümer, ſo ſehr ſich auch die Biſchöfe bemühten, beſonders auf der berühmten Verſammlung der Nation im Jahr 615. die Wahlfreyheit feſt zu ſetzen. " Ob„ ſchon wir", alſo lautete der Eingang der Urkunden, in welchen der König ein Bisthum vergab, „ vermöge unſerer königlichen Würde mit vielen Ge„ ſchäften und Sorgen überhäuft ſind: ſo finden wir „ doch nichts einem Fürſten anſtändiger, als daß „ er, wenn eine Gemeinde ihren Hirten verloren „ hat, ſolchen Perſonen das biſchöfliche Amt über„ trage, die das Volk nicht minder durch Fröm„ migkeit und gutes Beyſpiel, als durch Ernſthaf„ tigkeit und Strenge zu regieren wiſſen e)." Woraus man ſiehet, daß die Könige es nicht allein als ein Recht, ſondern auch als eine Pflicht angeſehen haben, dafür Sorge zu tragen, daß würdige Biſchöfe aufgeſtellt würden. Sie gingen jedoch hierin nicht ganz willkührlich zu Werke. Bey dem Markulf

d) Ein wichtiges Beyſpiel davon findet man bey le Cointe *Annal. Eccleſiaſt. Francorum ad a.* 644. *N.* 55.

e) L. I. form. 5.

heißt es allemahl in dergleichen Formeln und Urkunden f), sie hätten die Sache mit den übrigen Bischöfen und Großen reiflich überdacht. Sie nahmen auch Vorschläge von den Städten und Bürgern an, denen die Bischöfe sollten vorgesetzt werden. Den Referendarius Charimer, heißt es bey dem Gregorius Turonensis g), hat der König mit Einstimmung der Bürgerschaft zum Bischofe zu Verdun gemacht. Am besten kann man die ganze Sache aus dem Markulf abnehmen. Bey demselben kommen drey so genannte præcepta oder Urkunden vor. In der ersten übergibt der König einem ein Bisthum h). In der zweyten gibt er dem Metropoliten davon Nachricht, und verlangt, daß er mit Zuziehung der übrigen Bischöfe der Provinz den Neuerwählten weihe, und dem Volke vorstelle i). Die dritte enthält eine Bittschrift der Bürgerschaft einer Stadt, deren Bischof gestorben ist, worin sie den König ersucht, ihr diesen oder jenen, den sie nahmhaft macht, und mit besondern Lobsprüchen erhebt, zum Bischofe zu geben k).

Die Könige übten auch die vollkommene Gerichtsbarkeit über die Bischöfe, Aebte, und andere Geistliche aus, wenn es Kirchen- oder ihre eigenen Güter betraf, wie man ganz klar aus den Formeln des Markulf sieht l). Wenn aber von einem Verbrechen

f) Ibidem.

g) L. 9. c. 23.

h) MARCVLF. L. I. form. 5.

i) Ibid. form. 6.

k) Ibidem form. 7.

l) Eine Citation eines Bischofs vor das Hofgericht kommt vor bey dem Markulf L. I. form. 26.

brechen die Rede war, das die Absetzung verdiente, sollte es auch das Laster der beleidigten Majestät gewesen seyn; so beriefen sie erst ein Concilium, und liessen die Sache durch die Bischöfe untersuchen, und den Beklagten, wenn er schuldig befunden ward, absetzen; alsdann bestimmten sie eine Strafe, z. B. die Verbannung in das Elend, oder eine andere, wie wir bereits erwähnt haben.

Die Könige nahmen sich derjenigen an, die von ihren geistlichen Obern Unrecht erlitten zu haben glaubten. Sie liessen dergleichen Personen ihren Schutz angedeihen und machten, daß die Sache aufs neue untersucht wurde. Auch in innern Klosterangelegenheiten nahm man seine Zuflucht zu den Königen. In der Sache der Prinzessin Chrodieldis, einer Nonne zu Poitiers, bringen die Bischöfe folgende merkwürdige Worte vor: Denen, die das Land zu regieren haben, vertraut die Religion mit größtem Rechte ihre Angelegenheiten, indem sie weiß, daß sie durch derselben Schutz fest und aufrecht erhalten wird m).

Die Könige sagten öffentliche Buß- und Bethtage an, bestimmten das Verhalten dabey, und so gar das Maß des Essens und Trinkens n).

Nichts

m) Quibus concessa est regio, rectissime suas causas patefacit religio, intelligens sacrosancto participante Spiritu eorum, qui dominantur, se sociari & constabiliri decreto. GREGOR. TVRON. L. 10. c. 16. col. 506. lit. B.

n) Ein Beyspiel kommt bey eben diesem Gregorius vor, L. 9. c. 21. col. 446. lit. E.

Nichts iſt merkwürdiger, als daß ohne beſondere königliche Erlaubniß kein Freygeborner in den geiſtlichen Stand treten durfte. Da nähmlich ein jeder zu Kriegsdienſten verbunden war, ſo verlor der Staat allemahl einen dienſtbaren Mann. Die Geiſtlichen beſchwerten ſich nicht allein nicht hierüber, ſondern machten auch ſelbſt auf der berühmten Kirchenverſammlung zu Orleans unter Klodwigen eine Kirchenverordnung daraus o). Karl der Große erneuerte dieſes Geſetz auf folgende Art: Die freyen Männer, die ſich dem geiſtlichen Stande widmen wollen, ſollen dieſes nicht thun, ehe ſie von uns die Erlaubniß haben

o) *Can. 6. De ordinationibus Clericorum*, id obſeruandum eſſe decreuimus, vt nullus ſæcularium ad clericatus officium præſumat accedere, niſi aut cum Regis iuſſione, aut eum iudicis voluntate. Bey dem Markulf L. I. c. 19. kommt ein Formular einer ſolchen Erlaubniß vor, woraus man ſieht, daß das Geſetz wirklich in Ausübung iſt gebracht worden. Conſtantin, und andere Römiſche Kaiſer hatten ſchon ähnliche Verordnungen gemacht in Anſehung derer, welche in öffentlichen Aemtern ſtanden, oder Rechnung abzulegen hatten *) Selbſt der eifrige Papſt Gregorius der Große ſah die Billigkeit davon ein; nur wollte er ſie nicht auf den Mönchſtand ausgedehnt wiſſen, indem es einem jeden, der geſündiget habe, erlaubt ſeyn müſſe, ſich zu bekehren **). Daß bey den Franken beydes, der klerikaliſche und Mönchſtand, darin begriffen geweſen, ſieht man aus dem Markulf (L. I. form. 19.), wo es heißt: Ille ad noſtram veniens præſentiam petiit Serenitati noſtræ, vt ei licentiam tribuere deberemus, qualiter comam capitis ſui ad onus clericatus deponere deberet, & ad Baſilicam illam *aut Monaſterium* deſeruire deberet &c.

*) *L. Officiales. C. de Epiſcopis & Clericis. L. 3. Cod. Theod. eodem tit.*

**) *Epiſtol. Lib. 3. Epiſt. 65.*

ben; und dieſes aus der Urſache, weil wir gehört haben, daß es einige thun, um die Kriegsdienſte, oder andere Verrichtungen, die ſie dem Staate ſchuldig ſind, zu vermeiden. Von einigen haben wir auch gehört, daß ſie von denjenigen, die gern derſelben Habſchaft hätten, ſich haben hintergehen laſſen; und deßwegen verbiethen wir es für das Künftige p).

So bald die Könige die chriſtliche Religion angenommen, ſuchten die meiſten Kirchen und Klöſter um ihren beſondern Schutz an, um wider alle Gewaltthätigkeiten, die noch immer ſtark im Schwunge gingen, deſto beſſer geſichert zu ſeyn. Die darüber ausgefertigte Urkunde ward charta de Mundeburde Regis & Principis (ein Vormundſchafts- oder Schutzbrief des Königs) genannt. Unter andern hatte ſie die Wirkung, daß der König die Kirche gegen alle Unbilden ſchützte, und daß ſie in Prozeßſachen nirgends konnte belangt werden, als bey dem Könige ſelbſt q). Daher entſtand in der Folge die Unmittelbarkeit der Klöſter in zeitlichen Dingen. Der König führte manchmahl dieſe Vormund

p) De liberis hominibus, qui ad *ſeruitium* Dei ſe tradere volunt, vt prius hoc non faciant, quam *a nobis* licentiam poſtulent. Hoc ideo quia audiuimus aliquos ex illis non tam cauſa deuotionis quam *exercitu ſeu alia functione regia fugiendo*, quosdam vero *cupiditatis cauſa ab his qui res illorum concupiſcunt*, circumuentos audiuimus. Et hoc ideo fieri prohibemus. *Capitul. II. anni* 805. *§. XV. apud* HEINECC. *C. J. G. antiqui p.* 699. So wohl der Ausdruck *ad ſeruitium Dei ſe tradere*, als die von Karln angeführten Urſachen beziehen ſich auf beyde, den klericaliſchen ſowohl, als Mönchſtand.

q) Form. Marculf. L. I. form. 24.

mundſchaft ſelbſt; manchmahl übertrug er ſie dem Major Domus, oder einem andern Großen, dem noch einer zugegeben ward, der im Nahmen der Kirche vor Gericht erſcheinen, und ihre Rechte und Befugniſſe bey demſelben zu behaupten, ſuchen mußte, jedoch unter der Aufſicht des Hauptvormundes r). Den nähmlichen brauchten auch die Biſchöfe und Aebte meiſtens, um ihre eigene Gerichtsbarkeit, wenn ſie dergleichen durch ſo genannte Immunitäts-Privilegien von den Königen erhalten hatten, zu verwalten. Aus dieſen dreyen Verrichtungen zuſammen genommen, erwuchs das in der Folge ſo berühmt gewordene Amt der Advocaten, oder Kirchenvögte.

Daß dieſe Einrichtung den Kirchen ſehr vortheilhaft geweſen, ſieht man ſchon daher zur Genüge, weil ſie ſo ſehnlich dergleichen Schutzbriefe verlangt haben. Indeſſen hatte ſie doch auch ihre ſchlimme Seite. Gleichwie die Könige befugt zu ſeyn glaubten, über die Perſonen der Wittwen und anderer unverheyrathten Weibsbilder, die keine Aeltern hatten, ſchalten zu können, weil ſie unter ihrem Schutze ſtanden, alſo machten ſie es nun auch ſo mit den Kirchengütern. Und eben ſo, wie ſich die Nation über das erſte beſchwerte, ſo geſchah es auch in Anſehung des letzten von den Geiſtlichen. Der König Clotar verſprach daher in eben dem Edicte, wo

r) *Ibid.* Illum Epiſcopum aut Abbatem iuxta eius petitionem propter malorum hominum inlicitas infeſtationes ſub ſermonem tuitionis noſtræ viſi fuimus recepiſſe, vt ſub *Mundeburde* vel defenſione inluſtris viri illius maioris domus noſtræ cum omnibus rebus præfatæ eccleſiæ aut monaſterii quietus debeat reſidere, & ſub ipſo Viro illo inluſtris vir ille cauſas ipſius Pontificis aut Abbatis —— *tantum in palatio noſtro ſequi* deberet.

wo er dem ersten entsagte, daß die den Kirchen einmahl übergebenen Güter fest und beständig bey denselben bleiben sollten s). Die Bischöfe regten sich auch gewaltig auf ihren Versammlungen dagegen. Auf dem dritten Concilium zu Paris i. J. 557. hießen sie diejenigen, welche Kirchengüter an sich brachten, Mörder der Armen. Ferner sagen sie, daß sich ihre Vorfahren schon gegen diesen Mißbrauch, sie von dem Könige sich geben zu lassen, hätten setzen sollen t).

Ob dieses Versprechen so genau gehalten worden, steht noch im großen Zweifel. Wenigstens verschenkte der Major Domus, Karl Martel, Bisthümer und Klöster nach Belieben. Die alten Klagen wurden dadurch ebenfalls wieder rege gemacht. Besonders nahm sich der heilige Bonifacius der eben damahls nach Deutschland gekommen, das Evangelium zu predigen, der Sache sehr an. Allein, Karl Martel entschuldigte sich durch die Nothwendigkeit, und eben diese Entschuldigung wurde auch auf der Litptinensischen Synode, welcher der heilige Bonifacius beygewohnt, einiger Maßen gebilliget u). Wegen der bevor stehenden Kriege, heißt es daselbst, und der Verfolgung der heidnischen Völker, die um uns herum wohnen, ist mit Rath der Diener Gottes und des Volkes beschlossen worden, daß wir einen Theil der Kirchengüter zum Behufe unsers Kriegsheers noch eine Zeit lang behalten;

s) Apud HEINECC. Corp. Int. Germ. Ant. p. 468.

t) Tom. V. Concil. Labbei. c. 814.

u) Statuimus quoque cum consilio seruorum Dei & populi Christiani, *propter imminentia bella & persecutiones cæterarum gentium, quæ in circuitu nostro sunt, vt* sub precario & censu *aliquam partem ecclesialis pecuniæ in adiutorium exercitus nostri* cum indulgentia Dei aliquanto tempore retinemus. — Apud HEINECC. C. J. G. ant. p. 291.

ten; jedoch ſo, daß ſie nicht als Eigenthum beſeſſen werden, jährlich aber einen gewiſſen Zinſus entrichten. Aus verſchiedenen Verordnungen unter Karln dem Großen ſieht man, daß dieſe Zeit hernach weiter erſtreckt worden iſt x). Die Anerkennung dieſer Entſchuldigung iſt um ſo merkwürdiger, da die Kirchen ohnehin zum Kriege das Ihrige durch Stellung ihrer Leute beytragen mußten.

Endlich übten auch die Könige in ſo weit die Rechte ihrer höchſten Gewalt über die Kirchengüter aus, daß die auf allen Fränkiſchen Gütern haftende Verbindung, Kriegsdienſte zu thun, auch mit den Kirchengütern unzertrennlich verknüpft blieb. So viele Privilegien die Könige den Kirchen ertheilten, ſo konnte doch keine die Befreyung von Kriegsdienſten erhalten. Einige Kirchen ſtellten bey einem von dem Könige Chilperich angeſagten Feldzuge ihre Leute nicht. Allein, dieſe mußten hernach alles Einwendens ungeachtet, den Heriban, das iſt, die auf das Ausbleiben geſetzten Strafgelder erlegen y).

Was die päpſtliche Macht betrifft, ſo hielt ſich die Gallicaniſche, hernach Fränkiſche Kirche in Glaubensſachen allezeit ſehr genau an den Römiſchen Stuhl angeſchloſſen; die Diſciplinſachen hingegen, Kirchengebräuche und dergleichen ordnete jeder Biſchof nach ſeinem Gutdünken an. Wenn Zweifel darüber vorfielen, ſo wurden ſie auf den Provinzial oder National-Concilien entſchieden. Eben dieſe Concilien wurden gehalten, ohne daß man die Erlaubniß dazu, oder die Beſtätigung derſelben von Rom einholte. Einige Gebräuche

x) Apud HEINECC. ib. p. 544.

y) GREGOR. TVR. L. 5. c. 27. col. 237. lit. D.

che der Gallicaniſchen Kirche, z. B. die von dem Biſchofe Mamerk von Vienne aufgebrachten Litaneyen oder Bethtage wurden auch von andern Kirchen, und ſelbſt von der Römiſchen nachgeahmet.

Von den ſo genannten cauſis maioribus, z. B. der Abſetzung eines Biſchofs, der Verſetzung deſſelben auf ein anders Bisthum, oder Errichtung neuer Bisthümer and dergleichen, die nach den falſchen Decretalen des Iſidor nur zu Rom könnten ausgemacht werden, wußte man noch nichts. Die durch die Verheerung des Attila, und andere Schickſale zu Grund gegangenen Bisthümer an dem Rhein wurden wieder errichtet, ohne daß man ſich zuvor nach Rom gewendet. Der Biſchof Quintian hatte, um den Verfolgungen der Gothen auszuweichen, ſeinen biſchöflichen Sitz verlaſſen, und ſich zu den Franken geflüchtet. Der König Theoderich, als er dieſes hörte, befahl, ihm das Bisthum Clermont in Auvergne zu übergeben, welches auch geſchah z).

Prätextat, der Biſchof von Rouen, wurde auf der Kirchenverſammlung zu Paris abgeſetzt, ohne weitere Nachfrage bey dem Papſte zu thun a). Eben ſo wenig wußte man auch von der Beſtätigung der Biſchöfe durch den Papſt. Im Gegentheil ſchrieb der

z) Cum autem hæc Theodorico nunciata fuiſſent, *iuſſit inibi Sanctum Quintianum conſtitui, & omnem ei poteſtatem tradi eccleſiæ*, dicens, hic ob noſtri amoris zelum ab vrbe ſua electus eſt. Et ſtatim directi nuntii connocatis Pontificibus & populo, eum in Cathedram Aruernæ eccleſiæ locauerunt. GREGOR. TVR. L. III. c. 2. col. 106. lit. A. Noch ein Beyſpiel von einer ſolchen Translation kommt vor L. 2. c. 23. col. 73.

a) Apud GREGOR. TVRON. L. V. c. 19. col. 222.

der Papſt Leo der Große ſelbſt an den Biſchof Ruſticus von Narbonne: Diejenigen ſind keineswegs für Biſchöfe zu halten, die weder von der Geiſtlichkeit gewählet, noch von dem Volke verlangt, noch von den Biſchöfen der Provinz mit Beyſtimmung des Metropoliten ſind geweihet worden b). Wie ſoll man ſich wohl vorſtellen, daß er es würde übergangen haben, wenn auch ſeine, das iſt die päpſtliche Beſtätigung nöthig geweſen wäre.

Uiberhaupt, einige Schreiben, die der Papſt Gregorius I. an die Königinn Brunehild, den König Chilbebert, und einige Biſchöfe hat ergehen laſſen, und die Apellation einiger der letztern nach Rom ausgenommen, miſchten ſich, unter den Merovingiſchen Königen, die Päpſte, die ohnehin genug mit den Longobarden zu thun hatten, faſt gar nichts in die Fränkiſchen Kirchenangelegenheiten. Und auch die Appellation, von der Gregor von Tours Meldung thut, geſchah erſt, nachdem der König ſeine Erlaubniß dazu gegeben c). Der Papſt befahl zwar, die auf einer Verſammlung zu Lion abgeſetzten Biſchöfe, Salonius und Sagittarius, die ſich an ihn gewendet

b) Nulla ratio ſinit, vt inter Epiſcopos habeantur, qui nec a Clericis ſunt electi, nec a plebibus expetiti, nec a comprouincialibus Epiſcopis *cum Metropolitani iudicio* conſecrati. Dieſer merkwürdige Text wird auch in dem berühmten Decret des Papſtes Nicolaus II. über die Papſtwahl angeführt.

c) L. 5. c. 21. At illi (Epiſcopi Salonius & Sagittarius) eum adhuc propitium ſibi eſſe Regem noſſent, ad eum accedunt implorantes, ſe iniuſte remotos: ſibique *tribui licentiam*, vt ad Papam vrbis Romanæ accedere debeant. Rex vero annuens petitionibus eorum datis Epiſtolis eo abire permiſit.

det hatten, wieder einzusetzen; allein, da sie ihr gottloses Leben nicht änderten, wurden sie doch zuletzt noch einmahl abgesetzt, und, damit sie nicht ferner appellirten, in ein Kloster gesperret d).

In dieser Lage blieben die Sachen bis auf den Pipin. Zwey Umstände machten auf einmahl, daß das päpstliche Ansehen eine noch nie gehabte Höhe erreichte. Der erste war der Recurs, den die Fränkische Nation wegen ihrer Könige an den Papst nahm. Ich habe schon bemerkt, was die Sache an sich war, und wie sie aufgenommen worden. Das letztere ist hauptsächlich in Betrachtung zu ziehen; indem die Dinge nicht auf uns wirken nach dem, was sie an sich sind, sondern so, wie sie uns scheinen und vorkommen. Man muß sich aber nicht vorstellen, als wenn es nicht zu allen Zeiten Leute gegeben hätte, die sie für das erkannten, was sie an sich war. Nur war ihre Stimme gegen diejenigen, die dem Scheine folgten, zu unmächtig. Der berühmte Bischof Walram von Naumburg, der zu Heinrichs IV. Zeiten gelebt hat, antwortet auf die von dem Gregorius VII. angeführte vermeinte Absetzung des Königs Childerich so bündig, als es nur jemand in unsern Tagen thun könnte; Zacharias habe nähmlich nichts anders gethan, als den Gesandten der Fränkischen Nation seinen Beyfall gegeben, welche beschlossen hatte, anstatt des Childerich, bey dem weder die königliche Gewalt, noch Würde, son-

d) GREGOR. TVRON. L. 5. c. 28. col. 138. lit. B.

ſondern bloß der Nahme anzutreffen, war, eine andere würdige Perſon auf den Thron zu ſetzen e).

Um kurz von der Sache zu kommen, läugnet Alexander Natalis gar die That, als wenn nähmlich die Fränkiſche Nation ſich nie an den Papſt gewendet, und dieſer nie etwas mit der Abſetzung des Childerich zu thun gehabt hätte. Seine Gründe ſind aber nicht ſo erheblich, daß ſie dem Zeugniſſe ſo vieler Geſchichtſchreiber das Gegengewicht halten ſollten. Der Papſt, ſagt er, habe ſeine Einwilligung zur Abſetzung des Childerich nicht geben können; indem es eine große Ungerechtigkeit geweſen wäre, einem, der ein unſtreitiges Recht zur Krone gehabt, ſolches abzuſprechen, ohne daß man ihn gehöret; die außerordentliche Unthätigkeit der letzten Merovingiſchen Könige ſey lange nicht erwieſen; die Zeitrechnung, die man in Anſehung der nach Rom abgefertigten Geſandtſchaft angebe, treffe nicht zu, und die Geſchichtſchreiber widerſprächen ſich ſelbſt, indem einige den Papſt Stephan nennten, bey dem die Sache wäre angebracht worden, andere den Zacharias f).

Allein

e) Unter andern ſagt Walram: Superius quidem dictum eſt, & vere iuxta fidem Hiſtoriarum dictum eſt, Zachariam Papam communi, Principum de regno Francorum legationi conſenſum præbuiſſe, qui decreuerant pro Hilderico apud quem nulla vel regia poteſtas, vel regia dignitas: ſed ſolum regium nomen erat, dignam in regno perſonam conſtituere, & vt omnis exhine occaſio tumultus abeſſet, monaſterio eum mancipare, pro eo quod videbatur fuiſſe dignior coronari tonſura monachi, quam regio diademate. De vnitate Eccleſiæ & Imperii L. I. c. 3. Apud GOLDAST. Apolog. pro Henrico IV. p. 58.

f) Hiſtor. Eccleſiaſt. Sæc. VIII. Differt. 2.

Allein, wenn man auf ſolche Art zu Werke gehen, und gewiſſen Dingen bloß deßwegen ihre Wirklichkeit abſprechen wollte, weil ſie eine Ungerechtigkeit in ſich enthalten, wie viel Begebenheiten würde man aus der Geſchichte wegſtreichen müſſen! Was dieſes betrifft, haben auch die Päpſte kein Privilegium; indem ſie eben ſo wohl Ungerechtigkeiten begehen können, als andere Menſchen. Man kann aber auch nicht eigentlich ſagen, daß die Päpſte die Ungerechtigkeit begangen haben, wenn je eine dabey mit untergelaufen, ſondern vielmehr die Nation ſelbſt. Dieſe fragte, ob derjenige König ſey, welcher die königliche Gewalt in Händen habe, oder der nur den Nahmen trage g). Die erſte Ungerechtigkeit war demnach, daß man den rechtmäßigen Königen unverſchuldeter Weiſe die königliche Gewalt genommen, und ihnen nichts als den Nahmen gelaſſen. Die zweyte war nur eine Folge von der erſten. Der Papſt verließ ſich auf das Anbringen der Nation, und erklärte nach ihrem Wunſche, daß Pipin mit gutem Gewiſſen den Titel eines Königs annehmen könne. Die Widerſprüche in der Zeitrechnung, und andere Umſtände ſind ebenfalls nicht ſo erheblich, daß ſie die Sache ſelbſt zweifelhaftig machen. Im Gegentheil kann man noch daraus abnehmen, daß die Geſchichtſchreiber nicht bloß einander abgeſchrieben haben, ſondern daß ſie verſchiedenen Nachrichten gefolgt ſind. Es kann auch ſeyn, daß nicht nur eine, ſondern verſchiedene Geſandtſchaften zu Rom geweſen ſind, oder daß nichts anders an der ganzen Sache iſt, als was Theophanes, Cedrenus, und ſelbſt Ana-

g) *Annales Laureshamenſes Eginhardo ab Andrea Duchesnio adſcripti. ad A.* 749. *Fuldenſes*, Loiſeliani und andere.

ſtaſius Bibliothecarius erzählen h), daß nähmlich Pipin ſich vom Stephan III. wegen der an ſeinem Herrn begangenen Untreue habe abſolviren laſſen. Etwas wenigſtens muß dabey vorgegangen ſeyn, welches den Päpſten ſehr vortheilhaft war.

Das zweyte war ebenfalls dem päpſtlichen Anſehen ungemein zuträglich, nähmlich die Schenkung des Exarchats. Bey den Franken war es ſehr gewöhnlich, daß die Biſchöfe große Güter, auch mit der Gerichtsbarkeit über dieſelben, beſaßen; darunter waren aber keine Städte, oder gar Länder begriffen. In dieſem Stücke ſuchten die Päpſte etwas Neues, und glaubten durch die Vorrechte ihrer Kirche, die über alle andere hervor ragte, dazu befugt zu ſeyn. Die Päpſte hatten überhaupt eben die Hilfsmittel, ihr Anſehen zu vergrößern, als die übrigen Biſchöfe. Sie waren die Unterhändler, Geſandte und Fürſprecher des Römiſchen Volks bey Feinden ſo wohl, als dem Orientaliſchen Hof, deſſen deſpotiſche Grundſätze den Römern nicht allemahl gefallen wollten. Was Leo I. bey dem Attila gethan, haben wir ſchon gehört. Gregorius I. ſchrieb, bath, und machte den Mittler zwiſchen den Longobarden ſo wohl und dem Kaiſer, als zwiſchen dieſen beyden und den Römern. Mit den erſten machte er Frieden ohne den Kaiſer zu fragen, zahlte ihnen von Zeit zu Zeit gewiſſe Summen, damit ſie den Frieden hielten, und ſchrieb dem Kaiſer, er ſey der ordentliche Seckelmeiſter (Saccellarius) der Römiſchen Miliz. Gregorius verſah nebſt dieſem die Stadt Rom mit Getreide, ſorgte für die Befeſtigung derſelben, und unterhielt eine Menge von Armen, Pilgrimen

h) Apud NATAL. ALEX. loc. cit.

grimen und andern, die ihre Zuflucht nach Rom nahmen i).

Die Römer würden sich der Longobarden nie erwehret haben, wenn nicht die Päpste durch ihre Geschicklichkeit und ihr Ansehen endlich die Franken gegen selbige aufgebracht hätten. Dieses, nebst ihren großen Reichthümern, die sie dem Römischen Volke einiger Maßen nothwendig machten, verursachte, daß sich die Bürgerschaft und Miliz meistens gefallen ließen, was selbe vorschlugen; so, wie diese hingegen auch großen Antheil an der Papstwahl hatten. Man kann sich daher Rom gleichsam als einen Freystaat vorstellen, dessen Haupt und erster Bürger der Papst, der oberste Schutzherr aber der Orientalische Kaiser war k). Die Erwerbung des Exarchats mußte nothwendiger Weise ihrem Ansehen neuen Glanz geben. Der Geschichtschreiber Anastasius und die Päpste selbst sagen zwar meistens in ihrem Schreiben, er sey dem heiligen Peter geschenkt worden; allein, manchmahl setzen sie auch die Kirche und Republik dazu, unter welcher letzteren, nach der damahligen Sprache, das Römische Reich verstanden ward l). Es scheint, die Päpste haben bey ihrem Begehren beyde vorgewendet, um demselben desto größeren Anschein der Gerechtigkeit zu geben.

i) Epist. L. 5. Ep. 22. Ep. 40. L. I. Ep. 72. &c.

k) GREGORIVS M. schrieb schon zu seiner Zeit: Zwischen einem Kaiser und den übrigen Königen ist der Unterschied, daß diese über Knechte, ein Kaiser aber über Freye zu sagen hat. Epist. L. 10. Ep. 51.

l) Bey Muratori's Geschichte von Ital. ad A. 755.

Sonſt wird auch noch dieſe Schenkung, ſo wie dasjenige, was die Päpſte in Betreff des Königs Childerich gethan, von einigen in Zweifel gezogen, da die Original-Urkunde, wie ſie ſagen, noch nicht zum Vorſchein gekommen ſey. Allein, ſo lange man die Briefe der Päpſte in dem ſo genannten codex Carolinus für ächt hält, welche in Zweifel zu ziehen noch keinem Gelehrten eingefallen iſt, muß auch dieſe Schenkung für wahr erkannt werden; die Original-Urkunde mag hingekommen ſeyn, wohin ſie will. Otto III., ſagen ſie ferner, melde in einer ſeiner Urkunden, er wolle, mit Hindanſetzung der erdichteten Schenkungen, der Römiſchen Kirche acht Grafſchaften übergeben. Eben dieſe Urkunde aber iſt nicht ganz ſicher, und ungezweifelt richtig. Und geſetzt auch, Otto ſage dieſes, ſo iſt allemahl noch eine große Frage, ob er auch die Pipiniſche Schenkung darunter verſtehe; und wenn er ſie auch meinte, ſo gilt Ottonens Zeugniß nichts gegen ſo viele andere; woraus man ſieht, daß die Päpſte in dem wirklichen Beſitze des Exarchats zu Karls des Großen Zeiten geweſen, da ſie hingegen zu den Zeiten der Sächſiſchen Kaiſer wenig oder gar nichts mehr in demſelben zu ſagen hatten. Die Geſchichtſchreiber, ſagt man weiter, ſind ſelbſt nicht einig über die Gränzen dieſer Schenkung. Einige, wie Leo Oſtienſis, ſetzen Corſika, Parma, Mantua, das Herzogthum Venetien hinzu, über die Pipin weder einiges Recht hatte, noch Herr war; andere, wie Anaſtaſius, Commachium. Allein, hieraus folgt nur, daß dieſe Geſchichtſchreiber die Original-Urkunde nicht vor Augen gehabt haben, ſondern nur verfälſchte, oder gar unterſchobene Abſchriften.

Mit

Mit was für einem Rechte aber hat Pipin dasjenige dem Papſte geben können, was zuvor unſtreitig den Römiſchen Kaiſern gehöret hat? Ein neuer Italieniſcher Gelehrter ſagt zwar, dieſe Völker hätten ſich ſelbſt in den Schutz der Römiſchen Kirche begeben m); allein, wo findet man den Beweis davon? Wenn ſie auch zu Rom gegen die Longobarden Hilfe geſucht haben, ſo war dieſes eine ganz natürliche Sache, weil Rom und Ravenna unter einem Herrn ſtanden. Man braucht aber auch nicht dieſes anzunehmen. Genug, daß wir wiſſen, daß Pipin den Exarchat dem Papſte einmahl geſchenkt hat. Für die Rechtmäßigkeit dieſer Schenkung, und des Beſitzes davon ließ er den Papſt ſelbſt ſorgen. Wie aber dieſer dazu gekommen, und ihn für ſich, nicht aber für ſeine vorigen Herren begehrt, dieſes läßt ſich leicht aus den Zeitumſtänden abnehmen. Wir haben gehöret, daß die Griechiſchen Kaiſer den Päpſten die beträchtlichen Patrimonien in Sicilien und Calabrien eingezogen haben, weil dieſe ſich nicht nach den Decreten derſelben in dem Bilderſtreite fügen wollten. Dieſes mußte die Päpſte ſchmerzen, und ſie nach einer Entſchädigung begierig machen, wozu ihnen Pipin die beſte Gelegenheit darboth. Iſt es aber auch glaublich, ſagt der Verfaſſer der *Eſſais ſur l'hiſtoire generale*, daß Pipin, dem Papſte zu Gefallen, zweymahl einen ſo beſchwerlichen Zug über die Alpen vorgenommen? ſollte er wohl den Exarchat nicht lieber für ſich behalten haben? Das iſt, wenn Voltaire Pipin geweſen wäre, oder Pipin gedacht hätte, wie Voltaire, ſo würde wohl nichts weniger als dieſes geſchehen ſeyn, daß er, um Nachlaß ſeiner Sünden zu erhalten, zweymahl über die

m) CENNI monumenta domin. Pontif. Tom I. p. 62.

Alpen mit einem Kriegsheere gezogen wäre. Pipins Betragen ſtimmt nur gar zu gut mit dem Geiſte der damahligen Zeiten überein. Er konnte auch ſeine Eroberung nicht wohl für ſich behalten, indem ſeine Großen äußerſt unzufrieden mit dem Krieg waren, und gleich wieder nach Hauſe eilten n).

Eilftes Kapitel.

Sitten, Charakter, Staats- und bürgerliche Verfaſſung der Deutſchen unter den Merovingiſchen Königen.

Die Deutſchen waren in dieſer Periode, da ganz Deutſchland, Sachſen ausgenommen, den Franken unterworfen war, eben das, was die Franken, ihre Herren, waren, nur daß ſie die Laſter und Tugenden der Römer erſt von der zweyten Hand bekamen, und, weil ſie in ihrem Vaterlande mit fremden Völkern unvermiſcht lebten, ihre alten Sitten länger behielten.

Nachdem die Franken einen großen Theil von Deutſchland bezwungen hatten, waren ſie alsbald darauf bedacht, die verſchiedenen Gewohnheiten der Deutſchen Völker, welche bey dieſen die Stelle der Geſetze vertraten, ſchriftlich verzeichnen zu laſſen. Nach der Vorrede der Saliſchen Geſetze hat der König Theodorich Klodwigs Sohn, als er zu Chalons

n) Summa difficultate bellum geſſit proceribus minantibus ſe redituros. EGINHARD. in vita Caroli M.

lons war, vernünftige Leute aus ſeinem ganzen Reiche zuſammen kommen laſſen, und ihnen den Befehl ertheilt, die Geſetze der Franken, Alemannier und Baiern zuſammen zu tragen. Theodorich ſetzte dazu, was ihn gut däuchte, und nahm auch davon weg; was nicht allerdings mit der chriſtlichen Religion überein ſtimmte, goß er um; und was er, wegen der zu ſehr eingewurzelten Gebräuche des Heidenthums, nicht gänzlich ändern konnte, das that hernach Childebert; und Clotar II. brachte es vollends zu Stande. Dagobert änderte nochmahl daran, und jedes Volk bekam ſein Geſetz geſchrieben. Vermuthlich rühren alſo die Aufſätze, wie wir ſie jetzt haben, von ihm her. Nebſt dieſen haben wir noch die Geſetze der Angeln und Wariner, oder Thüringer. Daß die Angeln und Thüringer verſchiedene Völker geweſen, iſt außer Zweifel, die Geſetze mögen nun für eines dieſer Völker gehören, für welches ſie wollen, oder auch für alle zugleich. Die Geſetze der Frieſen und Sachſen rühren von ſpätern Zeiten her.

In dieſen Geſetzen finden wir noch aller Orten Spuren des alten Deutſchlandes, ſo wie es uns Tacitus beſchrieben hat. Krieg und Jagd ſind noch die Hauptbeſchäftigung der Deutſchen, ſo daß, nach der Sprache der Thüringiſchen Geſetze, eine Lanze und ein Mann gleich bedeutende Wörter ſind. Wie ſtark die Jagd bey den Deutſchen getrieben worden, ſieht man aus der großen Sorgfalt, die ſie in ihren Geſetzen für die Sicherheit der Hunde und Habichte tragen. Nach den Alemanniſchen Geſetzen muß ein geſtohlener Leithund mit zwölf Solidis gut gemacht werden o), da hingegen eine mittelmäßige Kuh nur

einen

o) Tit. 82.

einen p), ein gutes Pferd nur sechs kostete q). Ein abgerichteter gemeiner Stoßvogel wurde mit drey Solidis, einer, der einen Kranich fing, mit sechs bezahlt r).

Auch ist die Verschiedenheit der Hunde und Habichte merkwürdig, besonders da sie in den Gesetzen selbst schon mit eben den Deutschen Nahmen bezeichnet sind, die sie zum Theile noch führen. In den Bairischen Gesetzen kommen Leithunte vor, Triphunte, Spurihunte s), Bibarhunte, canes veltres (Windspiele), Habichhunte; Hunte, welche Bären, Auerochsen und solche Thiere, die man Schwarzwild nennt, verfolgen; Schafhunte, und Hovauuarthe (Hofwarthe); die alle verschiedentlich mußten gut gemacht werden. Eben dort geschieht Meldung von Kranichhabichten, Ganshabichten, Entenhabichten, und Sperbern, die abgerichtet sind, kleinere Vögel zu fangen t). Leibniz hat Recht, wenn er die Deutsche Sprache eine Jagd- und Bergwerksprache nennt; wenigstens muß sie, was die Jagd angeht, schon in den ältesten Zeiten reich an Wörtern gewesen seyn, besonders da die Jagd nicht so wohl eine Belustigung eines Theils der Nation, sondern einen ergiebigen Nahrungszweig der ganzen Nation ausmachte. Sie verfolgten die Thiere theils mit Hunden, theils fingen sie dieselben in Gruben, theils erlegten sie sie mit Wurfspießen oder Pfeilen. Die Baiern brauchten auch vergiftete Pfeile u). Sie hatten nebst diesen noch zahme Hirsche Bären und andere Thiere, welche sie mit sich in den Wald nahmen, um die andern Thiere herbey zu locken x).

Ein

p) Tit. 75. q) Tit. 70. r) Tit. 101. s) Tit. 19.
t) Tit. 20. u) Tit. 8. x) LL. Alam. Tit. 99.

Ein jeder freye Mann durfte auf seinem Grunde und Boden jagen, so viel er wollte.

Was den Ackerbau betrifft, merkt man jetzt, daß die Nation um eine ziemliche Stufe weiter gekommen, als sie zu des Tacitus Zeiten war. Unter dem Nahmen cereuisia geschieht nicht nur ausdrückliche Meldung des Getränkes, von welchem Tacitus sagt, daß die Deutschen aus Wasser und Gerste etwas dem Weine ähnliches brauen y), sondern auch des Brodes z), von welchem noch ungewiß ist, ob es die alten Deutschen gekannt haben.

Auch war das Landeigenthum nicht allein durchgehends eingeführet, sondern es mußte schon einen beträchtlichen Werth haben, weil viele Prozesse darüber entstanden, und man es so gar der Mühe werth achtete, mit Leib- und Lebensgefahr (durch das Duell) sich den Besitz davon entweder zu erwerben, oder sich in demselben zu erhalten a). Eben das bestätigen die mit vieler Sorgfalt bezeichneten Gränzen der Markungen, wozu man sich entweder aufgeworfener Wälle, oder mit gewissen Zeichen versehener Steine, oder auch gezeichneter Bäume bediente b). Endlich sieht man es auch aus der Behutsamkeit, die bereits beym Kaufen und Verkaufen nöthig erachtet wurde. Was immer, heißt es in den Baierischen Gesetzen c), ein Mensch verkaufen, oder an sich bringen

y) De Mor. Germ. c. 23.

z) LL. Alam. Tit. 22.

a) LL. Alam. Tit. 84.

b) LL. Bai. Tit. 11. c. 3.

c) Tit. 15. c. 12.

gen wird, ſoll entweder durch Urkunden (per chartas) oder durch Zeugen befeſtiget werden; nahmentlich aber, wenn Leibeigene, Felder, Häuſer und Wälder verkauft werden, damit hernach kein Streit darüber entſtehe. Was dabey die meiſte Bewunderung verdient, iſt, daß die Nation ihre Zuflucht zu ſchriftlichen Aufſätzen in einer fremden Sprache nahm, weil man die eigene noch nicht ſchreiben konnte. Allein, eben dieſes ſetzte den gemeinen Mann wieder einer Menge Betriegereyen aus, und man war genöthigt, in den Geſetzen ſelbſt einige Kennzeichen einer falſchen Urkunde anzugeben. Ein ſchriftlicher Aufſatz gilt nichts, heißt es in den Alemanniſchen Geſetzen d), wenn nicht Jahr und Tag ausdrücklich darin bemerkt ſind. Zum beſſern Andenken wurden die Zeugen, die man bey einer Sache brauchte, nach Bairiſcher Sitte an den Ohren gezupft.

Die Land-Oekonomie hatte ſich bereits um dieſe Zeit in mehrere Aeſte getheilet, und die Deutſchen widerlegten itzt durch die That ſelbſt, was Tacitus von dem Deutſchen Boden gehalten; indem ſie Kraut- und Obſtgärten e), ja ſo gar Weinberge pflanzten f).

Daß die Viehzucht noch in Ehren gehalten wurde, ſieht man daraus, daß eben ſo in Deutſchland, wie bey den Franken, ein Schwein- oder Schafhirt das nähmliche Wehrgeld hatte, als ein Koch, ein Marſchalk, der über zwölf Pferde geſetzt war, ein Seneſchalk, der über zwölf Geſindleute die Auf-

d) Tit. 43.

e) LL, Bai. Tit. 8. c. 8.

f) LL. Bai. Tit. I. c. 14. §. 2.

Aufsicht hatte, ein Waffenschmid, und dergleichen g). Daß wir mitten in Deutschland nun Köche antreffen, zeigt uns zwar, daß sich allerdings vieles bey der Nation müsse geändert haben; in der Gleichstellung eines Kochs und Schweinhirten hingegen, deren einer wie der andre, wenn er ermordet wurde, mit 40 Solidis mußte bezahlet werden, finden wir mit Vergnügen den alten Deutschen wieder, dessen angenehmste Reichthümer seine Herden waren.

Da die Deutschen ohnehin keine Städte hatten, so konnte ihnen auch kein anders, als das Landleben bekannt seyn; nach den noch übrigen Nachrichten scheint es auch, daß sie es sich angenehm zu machen gewußt haben. Die Höfe wimmelten nicht allein von den sonst bekannten zur Landwirthschaft gehörigen Thieren, sondern sie unterhielten auch zahm gemachte Auerochsen, Hirsche, Bären, Rehe, und nebst den vielen Habichten und Falken auch Störche, Kraniche und dergleichen h).

Man sieht auch aus diesen Gesetzen, daß die Deutschen nun viel mehr Gemächlichkeit im Wohnen kannten, als ihre Voráltern. Anstatt daß der alte Deutsche mit seinem Vieh unter einem Dache schlief, hatten jetzt Menschen und Vieh ihre besonderen Wohnungen. Sie hatten auch schon Scheuern (scurias), Kornböden (granias), Keller (cellarias) i) und dergleichen; anstatt daß der alte Deutsche sein Getreide nicht anders als in Höhlen unter der Erde zu ver-

g) LL. Alam. Tit. 79.

h) LL. Alam. Tit. 99.

i) Tit. 81. LL. Alam.

verwahren wußte. Nebſt dieſen kommen auch Stuben (ſtubæ) oder Gebäude vor, wo man ſich wärmen konnte, welche man in den folgenden Zeiten Kemnaten (caminatas) von dem Worte Kamin genannt hat; und Säle (ſalæ), Gebäude, die zu Zuſammenkünften, Gaſtmahlen ꝛc. beſtimmt waren. Eben daher aber, weil ſie in den Geſetzen noch von dem ordentlichen Wohnhauſe unterſchieden werden, läßt ſich ſchließen, daß ſie die Geſchicklichkeit noch nicht beſeſſen haben, Stuben, Saal und ordentliche Wohnzimmer in einem Hauſe zugleich anzubringen, noch weniger aber daſſelbe zugleich auch zum Kornboden, Keller ꝛc. einzurichten. Doch muß ſich ihre Baukunſt auch ſchon etwas der Zierde genähert haben, weil k) von Säulen, und zwar Winkelſäulen, Firſtſäulen, von aus- und inwendigen Säulen, die von den Balken verſchieden waren, Meldung geſchieht. Das merkwürdigſte aber iſt, daß ſie bereits anfingen von Stein und Kalch zu bauen l), da der alten Deutſchen Wohnung nur aus auf einander gelegten Balken beſtand.

Alles dieſes zuſammen genommen, nähmlich das Haus, die Stube, der Saal, Scheuern, Keller, Getreidboden, die Stallungen für die verſchiedenen Thiere, waren mit einem Zaune, der das Ganze umſchloß, eingefaßt, und ward ein Hof (curtis) genannt. Nichts wurde ſchimpflicher für einen Freygebornen geachtet, als nicht über des Vaters Zaun gekommen zu ſeyn. Wenn man zu dem Hofe die dahin gehörigen Felder, Wieſen, Waldung, See ꝛc. hinzu dachte, ſo hieß es ein Weiler (villa). Aus mehrern Weilern entſtand eine Markung (marcha); und

k) LL. Bai. Tit. 9. c. 6.

l) LL. Bai. Tit. I. c. XIV. §. V.

und die Besitzer der darin befindlichen Weiler und Höfe wurden Markungsgenossen (commarchani) genannt; mehrere Markungen machten einen Gau (pagum) aus.

Aus diesen einzelen Höfen und Weilern sind in der Folge unsere heutigen Dörfer, Flecken, ja auch zum Theil Städte und Städtlein erwachsen. Die Menge der Felder, und der nun gestiegene Werth der Feldfrüchte machte den großen Landeigenthümer ungemein nach Leuten begierig, die ihm seine Felder bestellen helfen möchten. Hierzu kam das der Nation noch immer anklebende Vorurtheil, als wenn der freye Mann bloß zum Krieg geschaffen wäre; welches so weit ging, daß, gleichwie in ihren bereits erwähnten Gesetzen der Mann eine Lanze, also auch auf der andern Seite der Ackerbau eine knechtliche Arbeit (opus seruile) genannt ward m); eine Sache, die man bey einer Nation, welche ganz Landvolk war und nichts von Städten wußte, kaum glauben könnte, wenn sie nicht auf eine unwidersprechliche Weise dargethan wäre. Und da überhaupt wegen der Seltenheit der Menschen sich niemand freywillig zu dergleichen Arbeiten anboth, so blieb nichts übrig als der Zwang, das ist, einen Theil des Menschengeschlechtes seiner Freyheit zu berauben, damit der andre desto gemächlicher leben könnte. Ein Mittel dazu war der Krieg, in welchem nach damahligem Gebrauche, was dem Sieger in die Hände fiel, wenn es sich nicht nach Willkühr

m) LL. Bai. Tit 6. c. 2. werden unter die knechtlichen Arbeiten gerechnet: mit dem Karren fahren, seinen Zaun ergänzen, Heu mähen, und Getreide schneiden, oder einführen.

kühr desſelben, loskaufen konnte, in die Dienſtbarkeit mit fortgeſchleppt wurde. Das andere war der Handel mit dergleichen Leuten, welcher jetzt in Deutſchland nicht allein allgemein wurde, ſondern auch Anlaß gab, daß der Menſchenraub ſtark einriß; welchem vorzubeugen das Geſetz gemacht wurde, keine Leibeigenen oder Knechte außer Landes zu verkaufen n). Manchmahl nöthigten auch Schulden und Armuth freye Leute ihrer Freyheit zu entſagen, und ſich an andre zu überlaſſen; manchmahl wurden ſie wegen begangener Verbrechen von der Obrigkeit ihrer Freyheit beraubt.

Dieſe nun auf was immer für eine Art erworbenen Leibeigenen brauchte entweder der Herr zu ſeinen Hausdienſten; oder wies ihnen ein Stück Feldes an, das ſie gegen gewiſſe Frohndienſte, und Erlegung eines Gewiſſen an Früchten, Geld, Vieh ꝛc. bauen mußten. Sonſt hatten ſie ihr abgeſondertes Hausweſen, ihre Wohnung, und durften ſich verheurathen, nur daß die Kinder wieder ihrem Herrn zugehörten, ſo wie ſie ſelbſt auch mit Grund und Boden konnten verkauft, verſchenkt und vertauſcht werden, und überhaupt mit all dem Ihrigen dem Herrn zugehörten.

Den Landeigenthümern war ſelbſt ungemein viel daran gelegen, daß ſich ihre eigenen Leute, ſo viel

n) *LL. Alam. Tit.* 37. Ab hac ergo populoſa Germania, (ſagt *Paulus Warnef. de geſtis Longob. L. I. c.* 1.) ſæpe innumerabiles captiuorum turmæ abductæ meridianis populis pretio diſtrahuntur. Wenn dieſes Paulus auch noch von ſeinen Zeiten verſteht, ſo muß es in Deutſchland ziemlich negermäßig ausgeſehen haben.

viel möglich, vermehrten, um mehrere ihrer Felder urbar machen, und benutzen zu können. Das schon angeführte Vorurtheil, vermöge dessen man diejenigen, die nicht freygeboren waren, vom Kriege ausschloß, war ebenfalls ihrer Vermehrung sehr günstig; indem sie, während ihre Herren sich in dem Kriege einander die Hälse brachen, sich ruhig zu Hause fortpflanzen konnten. Daher kam die große Menge Knechte und Leibeigene, die man in den Urkunden mittlerer Zeiten antrifft, und die sonst unerklärbar ist.

So viel ist aber auch wahr, daß jeder Schritt, den die freyen Bewohner Deutschlands zur Cultur und zu den Gemächlichkeiten des gesitteten Zustandes thaten, diesen Theil des daselbst wohnenden Menschengeschlechtes einen neuen Druck kostete. Schon der alte Deutsche forderte von seinem Knechte ein Gewisses an Getreide; allein, damahls sah der Herr bloß auf seine Bedürfnisse. Jetzt, da das Getreide einen größern Werth hatte, waren die Güterbesitzer nicht zufrieden mit dem, was ihnen der Bauer ohnehin liefern mußte; sondern sie behielten sich auch eine Menge Aecker, Wiesen, Weinberge und dergleichen vor, die man agros dominicos, oder indominicatos (Herrngüter) nannte. Diese Herrengüter, die alle zur Frohne mußten gebaut werden, waren die unselige Quelle des Unglücks einer Menge Menschen. Drey Tage in der Woche waren ordentlicher Weise und für beständig zur Frohne bestimmt. Zur Saat-Aernde- und Herbstzeit hingegen mußte sich der Bauer noch mehr gefallen lassen, und nicht allein einen Theil des Samenkorns zu des Herrn Gütern hergeben, sondern allezeit über den andern Tag für den Herrn ackern, säen, schneiden, einführen und

und dergleichen. Wenn er vollends von dem Herrn Vieh bekommen, mußte er ſich eine ganz willkührliche unbeſtimmte Frohne, ſo viel ihm nähmlich möglich war, gefallen laſſen o). Auf ſolche Art waren die den Kirchen angehörigen Bauern beſchweret. Von den übrigen ſchweigen die Geſetze gar. Es ſcheint demnach, daß es in Anſehung derſelben bloß auf die Willkühr und Menſchlichkeit des Herrn angekommen ſey.

Da der Gebrauch des Geldes bey den alten Deutſchen nicht allgemein eingeführet war, ſo beſtanden auch die Abgaben der Bauern an ihre Herren bloß in natürlichen Producten. Der Bauer war demnach Meiſter von ſeinen erzielten Früchten, die er vertauſchen konnte, wie er wollte. Allein jetzt forderten die Herren auch Zinſe an Geld, das er vor allem aufzubringen ſuchen mußte.

Weil nun auch die Kleidung allgemein wurde, und aus Abgang der Städte jeder ſeine Fabriken, Künſtler und Handwerker ſelbſt im Hauſe haben mußte: ſo ward auch dieſes eine neue Laſt für die Leute, die das Schickſal beſtimmet hatte, andern zu dienen; nur daß dieſelbe meiſtens auf das weibliche Geſchlecht zurück fiel, welches den damahls ſchon häufig gebauten Flachs und Hanf bearbeiten mußte. Von dieſer Arbeit waren auch die Freygebornen dieſes Geſchlechts nicht ausgenommen, ob ſich gleich die Freygebornen unter den Mannsbildern der Arbeit ſchämten. In den Thüringiſchen Geſetzen kommt das weibliche Geſchlecht unter dem Nahmen einer Kunkel (fuſus), ſo

o) Tantum ſeruiat, quantum per poſſibilitatem impoſitum fuerit. LL. Baiuv. Tit. I. c. 14.

ſo wie das männliche unter dem Nahmen einer Lanze vor, als wenn nähmlich das Spinnen deſſen Hauptbeſtimmung wäre. Daß ſich auch die Prinzeſſinnen mit dergleichen Arbeiten abgegeben haben, ſehen wir an Karls des Großen Töchtern, von denen die Geſchichtſchreiber erzählen, daß ſie ſehr geſchickt darin geweſen ſeyn.

Die verbeſſerte Wohnart der Nation machte ebenfalls das Schickſal der Bauern härter; indem das Kalkbrennen, Steinhauen, und die Herbeyſchaffung der Materialien gleichfalls auf ſie zurück fiel p). Da die Kalköfen noch ſehr ſelten waren, mußte der Kalk manchmahl ſehr weit herbey geführt werden; ſo daß endlich beſtimmt wurde, daß kein Bauer weiter als 50 Meilen (quinquaginta leucas) gebunden ſeyn ſoll, mit einem Karren zu fahren. Der Deutſche hohe Adel ſcheint noch dazu, um dieſe Zeit ſchon auf den wunderlichen Einfall gerathen zu ſeyn, ſich auf die hohen Berge zu niſten, wie man aus den Uiberbleibſeln mehrerer noch über Karls des Großen Zeiten hinauf ſteigenden Burgen ſehen kann. Ein Umſtand, bey dem Mönch von St. Gallen q), bekräftigt dieſes ebenfalls; indem dieſer meldet, Karl habe einen Fränkiſchen Herrn von Adel, der mit ſeinem Sohne Pipin in der Rebellion begriffen geweſen, auf eben dem hohen Berge, den er ſich zur Wohnung auserſehen hatte, an einen hohen Galgen henken laſſen. Wie viele Mühe mußte es nicht gekoſtet haben, alle die Bau-Materialien hinauf zu ſchaffen, welches alles zur Frohne geſchah.

p) LL. Bajuv. Tit. I. c. 14.

q) L. II. de rebus bellicis Caroli c. 19.

Die politische Verfassung der Deutschen Nationen, welche die Fränkische Oberherrschaft anerkannten, war der Fränkischen theils ähnlich, theils auch von derselben verschieden. Deutschland war ebenfalls in mehrere Herzogthümer und Gaue getheilt. Hauptsächlich muß man einen Unterschied zwischen den eroberten, und zwischen denen Provinzen machen, die sich freywillig an die Franken ergeben haben, wie Baiern und zum Theil Alemannien. Baiern und Alemannien hatten insonderheit ihre Herzoge; die übrigen Provinzen am Rhein und Main wurden nur durch Grafen regiert; Thüringen bekam erst lange nach seiner ersten Einverleibung in die Fränkische Monarchie seine Herzoge. Diese Herzoge (von Baiern und Alemannien) waren weit ansehnlichere Herren, als die übrigen Fränkischen. Nicht allein die Größe und Lage der ihnen anvertrauten Provinzen trug vieles dazu bey, sondern auch die gleich anfangs wegen ihrer freywilligen Ergebung von den Königen ihnen zugestandene Privilegien. Man findet Spuren von der Erblichkeit ihrer Aemter r), da bey den Franken noch an nichts dergleichen gedacht wurde. Wenn ein Herzog, heißt es in den Alemannischen Gesetzen, einen störrigen ungerathenen Sohn hat, der sich gegen seinen Vater auflehnen will, so lange der Vater noch bey Kräften ist, und des Königs Nutzen besorgen, das ist, das Kriegsheer anführen, auf das Pferd steigen, und sonst für des Königs Beste wachen kann, und der Sohn will ihn entehren, und mit Gewalt dessen Reich besitzen, da soll er nicht haben, was er angefangen hat. Nach dem Tode des Vaters muß er demnach allerdings Recht dazu gehabt haben. Aus dieser merkwürdigen Stelle sieht man auch, daß, so bald

r) LL. Alam. Tit. 25. LL. Bai. Tit. 2. c. 10.

bald der Mann die Waffen nicht mehr führen, und das Pferd besteigen konnte, er, nach Deutscher Denkungsart, gleichsam aufhörte zu seyn. Daß man in Deutschland in dem dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte noch eben so gedacht habe, sieht man aus dem Sächsischen und Schwäbischen Landrechte. In dem ersten s) heißt es: Alle fahrende Habe kann der Mann ohne der Erben Erlaubniß aller Orten vergeben, und Gut verlassen und verleihen, so lange er sich dergestalten vermag, daß er, mit einem Schwert umgürtet, und mit einem Schilde von einem Steine oder Stocke einer Ehle hoch auf ein Pferd steigen könne, ohne eines Menschen Beyhilfe, doch daß man das Roß und den Stegreif hält. Wenn er dieses zu thun nicht vermag, so kann er auch nichts vergeben, lassen, noch leihen, daß er es dem nicht entferne, der es nach seinem Tod erwartend ist.

Sie mußten dem Könige mit ihrer Nation die Heerfolge leisten; konnten aber auch selbst ein Aufgeboth ergehen lassen t). Die Baiern hatten noch dieses zum voraus, daß ihre Herzoge allemahl aus dem nähmlichen Geschlechte der Agilolfinger genommen werden mußten u). Die Könige hatten schon Vasallen in Deutschland, wie in ihren übrigen Provinzen; woraus man sieht, daß auch die Deutschen bereits anfingen ihre angeborne Freyheit gegen ein Lehngut zu vertauschen. Die Herzoge und Grafen suchten sich, nach dem Beyspiele der Könige, einen Anhang unter dem Volke zu machen, und erwarben

s) L. I. Art. 52.

t) LL. Alamann. Tit. 27.

u) LL. Bai. Tit. 2. c. 20.

ſich dadurch, daß ſie die Nutznieſſung ihres Eigenthums an andere überließen, ebenfalls Vaſallen x). Sonſt konnten die Herzoge abgeſetzt werden, wenn ſie ſich eines Verbrechens ſchuldig machten y), und die Könige maßten ſich auch das Recht an, in den Provinzen der Herzoge über Leben und Tod zu richten z).

Die Deutſchen zahlten eben ſo wenig Tribut, als die Franken, und waren eben ſo, wie dieſe, zum Kriegsdienſte verbunden. Sonſt aber waren ſie noch freyer, als dieſe, indem ihre Herzoge nichts ohne Einwilligung des Volkes in Dingen von Wichtigkeit vornehmen konnten. Weil der Herzog und das ganze Volk in der öffentlichen Verſammlung ſo übereins gekommen ſind, heißt es in den Alemanniſchen Geſetzen a); und wieder: weil es in unſerer Verſammlung allen Alemanniern gefallen hat b).

Die Gerichtsverfaſſung war faſt die nähmliche, wie bey den Franken. Die Herzoge, Grafen und ihre nachgeſetzten Vicarien und Centenarien waren die ordentlichen Richter, die aber allemahl ihre Beyſitzer hatten. Die Proben geſchahen durch Urkunden, Zeugen, oder Eidshelfer, oder den Zweykampf. Was das Schwören betrifft, ſcheinen die Deutſchen viel behutſamer zu Werke gegangen zu ſeyn, als die Franken. Daß man nicht leicht einen zum Schwur laſſe, heißt es LL. Bai. Tit. 8. C. 16. Wenn einer

x) LL. Alam. Tit. 36. §. 5.

y) LL. Bai. Tit. 2. c. 9.

z) LL. Bai. Tit. 2. c. 8.

a) Tit. 41. §. 3.

b) Tit. 37. §. 4.

einer bey den Alemanniern durch drey, oder vier Zeugen überführt war, so ließ man ihn nicht schwören c). Wenn der Kläger ein Verbrechen nicht erweisen konnte, so war dem Beklagten erlaubt, sich durch den Degen zu rechtfertigen d). Wenn es um Landeigenthum zu thun war, so mußten beyde Theile in Gegenwart des Grafen von der Erde des streitigen Bezirks etwas nehmen, und Zweige von den Bäumen des nähmlichen Bezirks hinein stecken; dieses zusammen ward in einen Sack gethan, und dem Grafen übergeben, der sein Siegel darauf drückte, und es einem dritten zur Verwahrung einhändigte; die Parteyen hingegen mußten sich zum Zweykampfe verbürgen. Wenn die dazu bestimmte Zeit heran nahete, ward der Sack in die Mitte gelegt; beyde Kämpfer mußten ihn mit ihren Schwertern berühren, und Gott zum Zeugen anrufen, daß jener den Sieg haben solle, dessen Sache die gerechte sey. Wer überwand, dem ward der streitige Bezirk übergeben, und der Uiberwundene oder seine Verwandten mußten noch zwölf Solidos zahlen e). Bey den Baiern mußten erst die Waffen untersucht und geweiht werden, damit kein Teufelsbetrug oder Hexerey mit unterlaufen könnte f). Wenn sie auch die Reinigung durch den Eid und die Eidshelfer zuließen, so wurden ihm diese in wichtigen Fällen von der Obrigkeit selbst ernannt, und zwar meistens ihrer zwölf g). Nur einige Fälle wurden für Hauptver-

c) LL. Alam. Tit. 42. §. 1.

d) LL. Alam. Tit. 44.

e) LL. Alam. Tit. 84.

f) Decretum Thassil. apud HEINECC. Corp. Jur. Germ. Ant. pag. 329.

g) LL. Alam. Tit. 24. et 89.

brechen geachtet, in welchen einer das Leben verwirkt hätte, wenn er nähmlich dem Herzoge nach dem Leben gestrebt, oder Feinde in das Land gezogen h); doch konnte er auch in dem ersten Falle sein Leben lösen, wenn er die von dem Herzoge und Volk bestimmte Summe aufbringen konnte; und in dem zweyten konnte es der Herzog bey der Verbannung des Schuldigen aus der Provinz bewenden lassen. Sonst ward alles, wie bey den Franken, nur nach veränderten Preisen, durch Geld gut gemacht. Vater- und Geschwistermord, und die Heurath mit einem nahen Verwandten wurden mit eben der Strafe, nähmlich mit der Confiscirung der Güter, beleget i). Das letzte lehrt uns insonderheit, wie hart es gehalten habe, die Ehegesetze bey ihnen einzuführen.

Aus dem Ganzen sieht man, daß die Gewaltthätigkeiten noch ungemein im Schwange gingen. Wenn wenig Friede in der Provinz ist, heißt es z. B. k) sollen die ordentlichen Zusammenkünfte und Gerichte von sieben zu sieben Nächten gehalten werden. Diejenigen Rebellen, die bis daher Mord und Raub verübt haben, heißt es in einer andern Stelle l). Eben das legen auch deutlich genug an den Tag die Gesetze gegen die Mordbrenner; gegen die, welche des Herzogs Sachen selbst feindlich angreifen; die den andern die Weiber entführen; von den Zänkereyen, die oft unter dem Volke entstehen, und dergleichen. Man findet daher auch schon die ersten Spuren des Burgfriedens, indem die Herzoge wenig-

h) LL. Alam. Tit. 24. et 25.

i) LL. Alam. Tit. 39. et 40.

k) LL. Alam. Tit. 36. §. 2.

l) LL. Alam. Tit. 36. §. 5.

nigſtens ihre Wohnungen von Gewaltthätigkeiten wollten geſichert haben; weßwegen alles dreyfach bezahlt werden mußte, was in denſelben den Geſetzen zuwider begangen ward m). Auch ſo gar, wenn einer auf dem Weg oder Rückweg von dem Herzoge begriffen war, und gemißhandelt wurde, mußte es ihm dreyfach bezahlt werden n).

Noch verdient angemerkt zu werden, daß in dieſen Geſetzen die chriſtliche Religion ungemein begünſtigt wird, ſo, daß man faſt glauben ſollte, der mehrere Theil derer, für die ſie geſchrieben waren, müßten Chriſten geweſen ſeyn.

Wenn ein Baier oder Alemannier ſich oder das Seinige einer Kirche ſchenken wollte, hatte weder der Herzog noch der Graf Macht ihn daran zu hindern o). Da die ſo genannten Precarien den Kirchen ungemein vortheilhaft waren, ſo wurden auch dieſe eingeführt p). Die Kirchen wurden nicht nur allein als Zufluchtsſtätte privilegirt, von denen es nicht erlaubt war einen Miſſethäter mit Gewalt heraus zu nehmen; ſondern, wenn einer nur eine Sache eines Dritten, die in der Kirche verwahret wurde, mit Gewalt heraus nahm, ſo mußte er, nebſt dem gewöhnlichen Erſatze, der Kirche noch 18 Solidos zur Genugthuung zahlen q). Wenn einer der Kirche ſelbſt etwas entwendete, mußte er es dreyfach be-

m) LL. Alam. Tit. 24.

n) LL. Alam. Tit. 29.

o) LL. Alam. Tit. 1. LL. Baj. Tit. 1. c. 1.

p) LL. Alam. Tit. 2.

q) LL. Alam. Tit. V.

zahlen. Wer nur in den Hof des Biſchofes bewaffnet ging, mußte 18 Solidos zahlen; wenn er in das Haus ſelbſt ging, mußte er 30 zahlen. Ein Biſchof, Prieſter, mußte dreymahl ſo hoch, als ſeine übrigen Verwandten bezahlt werden, wenn er umgebracht wurde; da er bey den Franken bloß nach ſeiner Geburt gut gemacht wurde. Allein, deſſen ungeachtet ſah es noch ſehr ſchlecht mit der chriſtlichen Religion aus, wie wir bald ſehen werden, wenn von dem heiligen Bonifacius die Rede ſeyn wird. Von den Alemanniern ſagt wenigſtens Agathias (um das Jahr 552, da ſie unter ihren Herzogen Bucelin und Leutharis nach Italien gingen), daß ſie Bäume und Bäche, Berge und Thäler verehreten, denen ſie Pferde und andere Thiere opferten r). Mit dieſen ſtimmen auch die Nachrichten der folgenden Zeiten überein. Die Könige wollten demnach durch dieſe Geſetze theils der chriſtlichen Religion den Eingang erleichtern, theils gehörten dieſe Verordnungen für diejenigen Gegenden, die zuvor unter der Römer Herrſchaft geſtanden, und wo ſich das Chriſtenthum jetzt wieder nach und nach erholte.

---

r) Excerpta ex Agathiae Hiſtoria L. I pag. 536. apud GROTIVM Script. rerum Gothicar.

Zwölftes Kapitel.

Einführung der chriſtlichen Religion in Deutſchland. Zuſtand derſelben bey der Ankunft des heiligen Bonifacius. Erſte Concilien. Errichtung einiger Biſthümer dieſſeits des Rhein. Vorbereitung zu den falſchen Decretalen. Urſprung unſerer heutigen Reichstäge.

Aus einigen Stellen des heiligen Irenäus und des Tertullian hat man zwar ſchließen wollen, daß ſchon in den älteſten Zeiten Chriſten in Deutſchland müßten geweſen ſeyn; allein es iſt keineswegs zu erweiſen, daß ſie von dem eigentlichen Deutſchland reden. Daß aber die chriſtliche Religion bald Eingang in den beyden den Römern unterworfenen Germanien am Ober- und Niederrheine, ſo wie auch an der Donau, mag gefunden haben, iſt aus eben dieſen Stellen ſehr wahrſcheinlich s). In den mittlern Zeiten ward es Mode, daß eine jede etwas anſehn-

s) Tertullian ſagt *Lib. contra Judaeos*: In Chriſtum iam credunt Hiſpaniarum termini omnes, Galliarum diuerſae nationes, et Britannorum inacceſſa Romanis loca Chriſto iam ſubdita, Sarmatarum item Dacorum et Germanorum. IRENAEVS L. contra Haereticos c. X. Etſi in mundo loquelae diſſimiles ſunt, ſed tamen virtus traditionis vna et eadem eſt. Et neque hae, quae in Germaniis fundatae ſunt eccleſiae aliter credunt aut aliter tradunt; neque hae, quae in Iberis, neque hae, quae in Celtis, neque hae, quae

ſehnliche Kirche einen Jünger der Apoſtel zum Stifter haben wollte, welches inſonderheit auch Trier und Lorch behaupteten; nachdem aber die Kritik dieſes Angeben näher geprüft hat, verſchwanden dieſe erſten Biſchöfe wieder. So viel iſt aber allemahl richtig, daß unter den chriſtlichen Kaiſern die chriſtliche Religion angefangen in den Städten am Rheine, an der Donau und einigen andern Gegenden ziemlich aufzublühen t); allein, durch die Einfälle der Barbaren ward ſie mit den meiſten Städten zu Grunde gerichtet.

Unter

quae in Oriente. Dieſe Stellen laſſen ſich aber auf das wahre, unabhängige und von den Römern unbezwungene Deutſchland nicht ausdehnen. Hanſiz *) hat jedoch aus folgender Stelle des Tertullian (Apolog. c. 37.) erweiſen wollen, daß auch unter den Markmännern, mithin in dem eigentlichen Deutſchland, müßten Chriſten geweſen ſeyn. Si enim et hoſtes exertos, non tantum vindices occultos agere vellemus, deeſſet nobis vis numerorum et copiarum? Plures nimirum Mauri et Marcomanni? Si non apud iſtam diſciplinam magis occidi liberet, quam occidere. Allein, Hanſiz und ſeine Abſchreiber haben den Tertullian nicht verſtanden. Tertullian will nichts anders ſagen, als daß die Chriſten, wenn ſie Gewalt mit Gewalt vertreiben wollten, den Römern vielmehr zu ſchaffen machen würden, als die Mohren und Marcomannen, indem ihrer weit mehr wären, als dieſer.

t) Auf dem Concilio zu Sardica 344. erſchienen, Martinus Biſchof von Mainz, Victor Biſchof von Worms, Jeſſe von Speyer, Amandus von Straßburg, Euphrates von Cöln, Servatius von Tongern.

*) Germ. Sacra Tom. I. c. 2. pag. 20.

Unter den ersten Fränkischen Königen erholten sie sich in etwas. In Rhätien waren Bisthümer zu Trident, Chur, und Windisch, welches letztere unter Clotar I. nach Constanz verlegt worden. In Vindelicien war eines zu Augsburg, in dem Norico Ripensi eines zu Lorch, so 598. nach Passau verlegt ward, und im Norico mediterraneo eines zu Tiburnia, so für das jetzige Villach in Kärnthen gehalten wird, und eines zu Cilley. Diese letztern vom Norico mediterraneo hielten sich nach Aquileja. Trident kam hernach in der Longobarden Hände. Augsburg, Chur und Costanz kamen besonders unter den Franken empor; so wie auch nach und nach die Kirchen am Rhein, z. B. Worms, Mainz, Speyer und Cöln. Sie wurden aber bald in jenes allgemeine Unheil der übrigen Fränkischen Kirchen mit fortgerissen, welches durch die Unwissenheit und Verschläuderung der Kirchengüter über sie gekommen.

Um die Gegenden diesseits des Rheins, bekümmerten sich die Franken, was die Religion betrifft, fast gar nichts. Was diese versäumten, unternahmen von Zeit zu Zeit Ausländer. Irland und Schottland, welche damahls meistens mit dem gemeinen Nahmen Hibernia belegt wurden, waren die Pflanzschule solcher Männer, die sich ein Geschäft machten, die christliche Religion zu verbreiten. Eine bey dieser Nation fast allgemeine Neigung zum Wallfahrten, und die Gewohnheit ihr damahls ohnehin armes Vaterland zu verlassen, waren diesem Religionseifer ungemein günstig. So predigte z. B. der heilige Kilian († 687.) bereits im siebenten Jahrhundert

hundert in dem heutigen Franken, Emmeran († 625.) und Rupertus († 718.) in Baiern, Wilibrordus († 739.) in Friesland, und dehnte seine Sorge auch auf Thüringen aus, worin das Christenthum schon unter den letzten Thüringischen Königen einen Fuß gesetzt hatte; welches aber um diese Zeit fast ganz wieder in Verfall gekommen war.

Niemand nahm sich der Sache mit größerm Nachdrucke an, als Bonifacius, sonst Winfried genannt, aus Wessex in England. Nachdem er 718. das erstemahl zu Rom gewesen, half er dem heiligen Wilibrord in Friesland. Im Jahre 722. fing er die Bekehrung von Thüringen an, und ward von Gregor II. zum zweytenmahl nach Rom gefordert, und daselbst, noch ohne gewissen Sprengel, jedoch mit eidlicher Verbindung sich nie von der Römischen Kirche abzusondern, zum Bischofe geweiht; sodann mit der collectione canonum ecclesiae Romanae, und mit dem Schreiben an Carolus Martellus, an die Geistlichkeit, an die Reichsbeamten und an die gesammten Nationen der Thüringer, Sachsen, ꝛc. zurück gesandt. Vom Papste Gregor III. erhielt er das Pallium und die Würde eines Erzbischofs und Vicarii über die Kirche von Deutschland. Da endlich im Jahre 745. der Bischof Gewilieb von Mainz abgesetzt ward, kam Bonifacius als Erzbischof an dessen Stelle, und zugleich an die Spitze der ganzen Ostfränkischen Geistlichkeit.

Es haben sich zwar einige Schriftsteller, besonders protestantische, über das Verfahren des Papstes, daß er von dem Bonifacius einen Eid gefordert, als über eine Neuerung, aufgehalten; allein, man muß nur die damahligen Umstände betrachten,

so

so wird man sich nicht darüber wundern. Die Päpste stellten eine zweyfache Person vor. Nebst ihrem Papstthume waren sie auch Metropoliten über die Provinzen, die man Suburbicarien nannte u). Anstatt so sehr über die Gränzen derselben zu streiten, würden die Gelehrten besser gethan haben, wenn sie gesucht hätten, das wahre Verhältniß zu entdecken, in welchem die in diesen Provinzen wohnenden Bischöfe gegen den Papst gestanden. Man würde auf solche Art den Gang der päpstlichen Macht viel besser kennen gelernt haben; indem die Päpste in den folgenden Zeiten fast nichts anders gesucht haben, als eben die Rechte, welche sie über die erwähnten Bischöfe hatten, auf den ganzen Occident und einiger Maßen auch auf den Orient auszudehnen.

Hauptsächlich aber mußten sie sich zu Rom weihen lassen, bey den Römischen Synoden, wenn sie gerufen wurden, erscheinen; sie konnten von dem Papste unmittelbar abgesetzt werden; mußten sichs gefallen lassen, wenn der Papst besondere Vicarien, wenn es auch nur Subdiacone waren, über sie setzte; mußten die so genannten Limina Apostolorum (die St. Peters-Kirche) öfters besuchen; endlich aber dem Papste einen besondern Eid vor ihrer Ordination so wohl mündlich als schriftlich ablegen.

Da

a) Gemeiniglich versteht man die Provinzen darunter, welche Constantin der Aufsicht des Vicarii der Stadt Rom übergeben, nähmlich Latium, Campanien, Thuscien, und Umbrien, Picenum, Valerien, Samnium, Apulien und Calabrien, Lukanien mit den Brutiern, und den Inseln Sicilien, Corsica und Sardinien.

Da nun Bonifacius ebenfalls zu Rom, und zwar von dem Papſte unmittelbar geweihet ward, und noch dazu ein unbekannter ausländiſcher Prieſter war: ſo war es eine ganz natürliche Folge, daß er eben den Eid, nur mit einigen kleinen Veränderungen, ablegen mußte, welchen die übrigen Biſchöfe, die zu Rom von dem Papſte ſich mußten weihen laſſen, vor ihrer Ordination abzulegen pflegten x).

Wie

y) Der Eid des Bonifacius lautete alſo: In nomine Domini Dei et Saluatoris noſtri Jeſu Chriſti, Imperante domino Leone a Deo coronato magno Imperatore, Anno VI. poſt Conſulatum eius, ſed et Conſtantino M. Imperatore eius filio Anno III. Indictione VI. Promitto ego Bonifacius Dei gratia Epiſcopus tibi Beato Petro Apoſtolorum Principi Vicarioque tuo Beato Gregorio Papae, et Succeſſoribus eius per patrem et filium et Spiritum Sanctum Trinitatem inſeparabilem et Sacratiſſimum Corpus tuum me omnem fidem, et puritatem Sanctae fidei catholicae exhibere, et in vnitate eiusdem fidei Deo operante perſiſtere, in qua omnis chriſtianorum ſalus ſine dubio eſſe comprobatur, vllo modo me contra vnitatem communis et vniuerſalis eccleſiae ſuadente quopiam conſentire; ſed vt dixi fidem et puritatem meam, atque concurſum tibi et vtilitatibus eccleſiae tuae, cui a Domino Deo poteſtas ligandi, ſoluendique data, et praedicto Vicario tuo, atque Succeſſoribus eius per omnia exhibere.

Sed et ſi cognouero Antiſtites contra inſtituta antiqua Sanctorum Patrum conuerſari, cum eis nullam habere communionem aut coniunctionem: ſed magis ſi potuero prohibere, prohibebo, ſin minus, fideliter ſtatim Domino meo Apoſtolico renuntiabo.

An=

Wie der Zustand der Religion in Deutschland bey der Ankunft des heiligen Bonifacius beschaffen gewesen sey, können wir daraus abnehmen, daß er Priester angetroffen, die zugleich den Götzen der Heiden opferten, und zugleich tauften, das ist, die sich um das Geld brauchen ließen, wie es jeder, der zu ihnen kam, verlangte. Diese Vermischung der christlichen und heidnischen Religion ist desto glaubwürdiger, da die Menschen selten ihre ganze Denkungs

Anstatt des letzten Absatzes mußte ein Bischof aus einer suburbicarischen Provinz, die dem Kaiser unterwürfig war, folgendes unterschreiben: Promitto pariter, quod siquid contra Rempublicam vel piissimum Principem nostrum a quolibet agi cognouero, minime consentire; sed in quantum virtus suffragauerit, obuiare, et Vicario tuo Domino meo apostolico modis quibus potuero nuntiare et id agere vel facere, quatenus fidem meam in omnibus sinceriſſimam exhibeam.

Bey einem, der unter Longobardischer Oberherrschaft stand, lautete es folgender Maßen: Promitto pariter festinare omni annisu, vt semper pax, quam Deus dilsgit, inter rempublicam et Nos, hoc est, gentem Longobardorum conseruetur, et nullo modo contra agere vel facere quidpiam aduersum, quatenus fidem meam in omnibus sinceriſſimam exhibeam.

Der Schluß war bey allen gleich lautend; Quodsi, quod absit, contra huius promissionis meae seriem aliquid facere quolibet modo seu ingenio vel occasione tentauero, reus inueniar in aeterno iudicio: vltionem Ananiae et Sapphirae incurram, qui vobis etiam de rebus propriis fraudem fecere, vel falsum dicere praesumpserunt.

angsart auf einmahl ablegen. Wenn Mabillon z) in Italien Römiſche Inſchriften angetroffen, auf welchen die dii manes und der heilige Geiſt zugleich vorkommen, was ſollen wir erſt von einem rohen Volke, wie die Deutſchen waren, erwarten? Wir haben hievon noch eine andere Probe. Nachdem ihnen Bonifacius die Opfer, die ſie bey den Bäumen, und in den heiligen Hainen verrichteten, nach und nach abgewöhnt: glaubten ſie nun als Chriſten, die nähmlichen Opfer mit allen ihren heidniſchen Gebräuchen ſeyen ihnen erlaubt, wenn es nur in der Nähe von einer Kirche, oder zu Ehren eines Märterers oder andern chriſtlichen Heiligen geſchehe, wie wir aus den Akten des erſten Concilii des heiligen Bonifacius ſehen.

Noch einen Umſtand, woraus wir die damahlige Beſchaffenheit der Religion abnehmen können, gibt uns Bonifacius in einem Schreiben an den Papſt Zacharias an die Hand, nähmlich daß eine Menge gewinnſüchtiger Leute, die ſich fälſchlich für Prieſter und Biſchöfe ausgaben, in dieſes halb chriſtliche Volk ſich gleichſam getheilt hatte. Verlaufene Knechte, die ſich ſonſt nicht nähren konnten, machten ſich eine Tonſur, und ahmten dasjenige, was ſie von Kirchen-Ceremonien geſehen hatten, nach; andere gaben ſich mit Wahrſagereyen ab, denen das Volk

Hunc autem indiculum Sacramenti ego Bonifacius exiguus Epiſcopus manu propria ſcripſi, atque ponens ſupra ſacratiſſimum corpus Beati Petri, ita vt perſcriptum eſt, Deo teſte et iudice praeſtiti ſacramentum, quod et ſeruare promitto.

z) Itinerar. Italico pag. 63.

Volk noch äußerst ergeben war; andere mißbrauchten dessen Leichtgläubigkeit noch auf andere Art.

Wir finden zwar vieles von heidnischen Opfern, nichts aber von Tempeln und Altären. Das Volk brachte meistens noch seine Opfer zu den Bäumen, worunter besonders einer zu Geißmar in Hessen berühmt war. Bonifacius legte selbst Hand an denselben, und half ihn umhauen. Die umstehenden Heiden, die ihn für einen Sitz ihrer Gottheit hielten, glaubten ganz gewiß, das Feuer würde heraus fahren, und den Bonifacius mit allen den Seinigen verzehren; allein, zu ihrem großen Erstaunen geschah nichts weniger, als dieses, wodurch ihre Gemüther um ein merkliches der christlichen Religion geneigter wurden. Der nicht weit von Wirzburg gelegene Ort Opferbaum hat aller Wahrscheinlichkeit nach seinen Nahmen von einem Baum, bey dem ebenfalls geopfert worden ist. Wie hart dieses Zutrauen zu den Bäumen aus den Herzen des Volks zu verbannen gewesen, sehen wir daher, daß Rhegino, der im zehnten Jahrhundert seine Sammlung von Canons verfertigte, noch für nöthig hielt, eine Menge derselben, in welchen das Opferbringen zu den Bäumen untersagt wird, ihr einzuverleiben.

Den äußern Zustand der schon vorhandenen Kirchen mahlt uns der heilige Bonifacius selbst in einem Schreiben an den Papst Zacharias a). „ Die Re„ ligion, sagt er, liegt nun 60 bis 70 Jahre ganz „ zu Boden. Die Franken haben mehr als 80 „ Jahre lang weder eine Kirchenversammlung ge„ halten, noch einen Erzbischof gehabt. Die Bis-

(a Tom. VI. Conc. Labbei col. 1494. lit. D.

„ thümer sind meistens in den Händen geldbegieriger „ Laien, oder ehebrecherischer Geistlichen, die auf „ nichts als den zeitlichen Gewinn sehen. Die „ Diacone dieser Bischöfe haben meistens von Ju„ gend auf in Ehebruch und Unreinigkeit gelebt, und „ unterhalten noch wirklich im Diaconat vier bis „ fünf, oder noch mehrere Beyschläferinnen. Dessen „ ungeachtet, getrauen sie sich öffentlich das Evan„ gelium zu lesen, und werden zuletzt gar Bischöfe. „ Es gibt auch unter ihnen Bischöfe, die, ob sie „ gleich vorgeben, sie hielten die Keuschheit, doch „ dem Trunke, der Ungerechtigkeit und der Jagd er„ geben sind, oder die bewaffnet mit in das Feld „ ziehen, und mit eigener Hand das Blut der Chri„ sten so wohl, als Heiden vergießen. “ Es mag seyn, daß das fromme Aug des heiligen Bonifacius manches doppelt gesehen hat; doch muß es allemahl ein betrübter Zustand gewesen seyn, in den die Fränkisch-Deutschen Kirchen versetzt waren.

Der heilige Bonifacius wußte kein anders Mittel, gute Sitten und die alte Kirchenzucht wieder herzustellen, als die Wiederherstellung der Concilien. Weil aber dieses ein seine Kräfte weit übersteigendes Werk war, nahm er eine zweyfache Gewalt zu Hülfe, die weltliche und die päpstliche. Der Fränkische Fürst Karlmann, des Karl Martel Sohn, dem die Gegenden, in denen Bonifacius sein Predigtamt ausübte, unterworfen waren, ließ sich nicht allein ganz willig dazu finden, sondern rief auch den Bonifacius selbst zu sich, und bath ihn, das Werk unter seinem Schutze anzugreiffen. Dieses berichtete Bonifacius dem Papste mit dem Bedeuten, daß er, wenn Karlmann sein Versprechen erfüllen wollte, den Rath und die Vollmacht des päpstlichen An-

sehens

sehens, das ist, des apostolischen Stuhls haben und wissen müsse. Der Papst willigte so gleich in sein Begehren, und übertrug ihm, seine Stelle in diesem Geschäfte zu vertreten. Die Concilien wurden demnach gehalten, das erste 742, das andere 742 (apud Liptinas) in der Gegend von Cambray. Merkwürdig ist, daß Karlmann selbst redend eingeführt wird, und die Verordnungen in seinem Nahmen verkündigt werden. „Ich Karlmann, Herzog und Fürst der Franken, heißt es im Eingange des erstern, hab im Jahr nach Christi Geburt 742. am ersten May mit Rath der Knechte Gottes und der Vornehmsten meines Reichs (Optimatum meorum) die Bischöfe, die in meinem Reich sind, mit den Priestern zu einem Concilium versammelt, damit sie mir mit Rath an die Hand gingen, wie das Gesetz Gottes und die guten Sitten der Geistlichen wieder mögen hergestellt werden, die in den Tagen der vorigen Fürsten sich ganz verloren haben, und wie das christliche Volk zu seinem Seelenheil gelangen könne, und nicht durch falsche Priester verführt zu Grund gehe.„ Der Anfang der Schlüsse des ersten Concilii war: Wir haben demnach durch den Rath der Priester und der Vornehmsten unsers Reichs in den Städten Bischöfe angeordnet, und über sie den Bonifacius zum Erzbischofe bestellt, der auch ein Gesandter des heiligen Petrus ist. Wir haben zugleich verordnet, daß alle Jahr ein Concilium soll gehalten werden, damit in unserer Gegenwart die Kirchengesetze und Rechte wieder hergestellt, und die christliche Religion verbessert werde. Die mit Unrecht den Kirchen entwendeten Güter haben wir ihnen wieder eingeräumt, u. s. w. Von den übrigen waren die vornehmsten des Inhalts: Die Geistlichen sollen nicht mit den Waffen umgehen, und sich von der Jagd

enthalten. Die Pfarrer ſollen ihrem Biſchofe gehorſam ſeyn. Der Biſchof und der Graf ſollen Sorge tragen, daß das Volk keine heidniſchen Gebräuche beobachte. Die Mönche und Nonnen ſollen nach der Regel des heiligen Benedictus leben. Der Jeſuit Papeproche ſagt hierüber b), weil es die Gewalt weltlicher Fürſten überſteige bey Concilien den Vorſitz zu haben und dergleichen Dinge anzuordnen, welche die Verfaſſung und die Verbeſſerung der Geiſtlichkeit und der Mönche betreffen, ſo könne er unmöglich ſolche Schlüſſe für ächt halten. Allein, nichts widerſinnigers kann gedacht werden, als dieſes, als wenn nähmlich ein weltlicher Fürſt, beſonders bey einem allgemeinen Verderbniſſe der Geiſtlichkeit, nicht befugt ſey, auf ihre Verbeſſerung zu denken; als wenn er den Geiſtlichen nicht ſagen dürfe, ſie ſollen nicht in den Krieg und auf die Jagd gehen, die Prieſter ſollen ihren Biſchöfen unterthänig ſeyn, die Mönche ihre Regel halten. Alles, was Karlmann feſt geſetzt hat, ſind ſchon hundertmahl verordnete Dinge, die er als Landesherr aus der ſeiner Würde anklebenden Pflicht, Religion und gute Sitten aufrecht zu erhalten, und als geborner Vollſtrecker der Canons mit größtem Rechte betreiben konnte. Und wenn auch dergleichen Geſetze nicht vorhanden geweſen wären, ſo hätte er zu einer Zeit, da die Biſchöfe ſelbſt eine ſo große Verbeſſerung nöthig hatten, ſolche machen können; indem ſein Amt er-

b) Cum Carolomannum et Pipinum praeſidere his Synodis excedat ſaecularem poteſtatem, et Principem laicum faciant conuentui eccleſiaſtico praeſidere, eaque ordinare, quae diſciplinam et correctionem Cleri ac Monachatus concernunt, abſit vt ea habeamus pro genuinis. In Actis Sanct. Bollandi in Propylaeo ad Tom. 2. April. P. I. §. 30.

erforderte, dafür zu wachen, daß die Kirche und Religion und das damit so genau verbundene Wohl des Staates keinen Schaden leiden möchte.

Was Papeyroche für eine so unanständige Sache hält, dieß war vielmehr ein Meisterstück der Klugheit des heiligen Bonifacius, daß er die weltlichen Fürsten in das Interesse der Religion mit einzuflechten gewußt. Was würde Bonifacius, als ein fremder Priester, mit mächtigen Laien, die in dem Besitze der Bisthümer und Abteyen waren, oder mit solchen Bischöfen, die den Hirtenstab in einer Hand, in der andern den Degen führten, kurz mit rohen unwissenden Leuten, die so gar ihre Aemter zum Theil und mit diesen ihre Einkünfte verlieren sollten, haben anfangen können?

Weit anders, als Papeyroche, dachte Bonifacius selbst. In einem Schreiben an den Engländischen Bischof Daniel drückt er sich folgender Maßen aus: Ohne Schutz des Fürsten der Franken kann ich weder das Volk regieren, noch die Priester und Diacone, die Mönche und Dienerinnen Gottes, (nähmlich seine aus England mitgebrachten) beschützen, noch kann ich die Gebräuche der Heiden und die Götzenopfer in Deutschland ohne seine Befehle und darauf gesetzte Strafen verhüten c).

Bonifacius schreibt selbst an mehrern Orten, daß ihm niemand mehr zu schaffen mache, als die ungezogene und ausgeartete Geistlichkeit. Am härtesten fällt mir, schreibt er an die Abtissinn Eadburg, daß die Nachstellungen der falschen Brüder die Bos-

c) Epist. 3. pag. 6. edit.

heit der Heiden noch übertreffen d). Mein Amt, sagt er an einem andern Orte, ist gleich einem bellenden Hunde, der zwar sieht, daß die Diebe und Mörder das Haus seines Herrn untergraben, und in dasselbe einbrechen; aber, weil er keine Gehülfen hat, nichts thun kann, als daß er bey sich ächzet und murret e). Bey solchen Umständen mußte er es gewiß als eine große Wohlthat ansehen, wenn ihm die weltlichen Fürsten ihren Arm leihen, und mit zu der Verbesserung der Geistlichkeit helfen wollten. Wir werden zu seiner Zeit hören, wie die auf einem Concilio versammelten Deutschen Bischöfe unter Ludwig dem Deutschen die Sache aufgenommen haben, die gewiß von dem wahren Besten der Deutschen Kirchen besser unterrichtet waren, als Papeproche und andere seines gleichen.

Das erste, was Bonifacius bey dem Karlmann zu erhalten suchte, war, daß Bisthümer auch diesseits des Rheins errichtet würden. Man war in dieser Sache in einer nicht geringen Verlegenheit, weil in einigen alten Canons befohlen war, keine Bisthümer in Dörfern oder kleinen Städten anzulegen, damit die bischöfliche Würde nicht in eine Geringschätzung kommen möchte. Nun war in ganz Deutschland diesseits des Rheins im eigentlichen Verstande weder eine kleine, noch große Stadt. Bonifacius wendete sich hierüber, seiner Gewohnheit nach, an den Papst, und bath ihn gar sehr, in diesem Falle einige Nachsicht zu haben. Der Papst antwortete, daß er in Rücksicht seines aufrichtigen und liebvollen Begehrens ohne Anstand gestatte, daß zu

Wirz-

d) Epist. 13. pag. 17. Edit.

e) Epist. 105. pag. 145. Edit.

Wirzburg, zu Buraburg (nicht weit von Fritzlar) und zu Erfurt Bisthümer errichtet würden f). Die beyden letztern sind zwar wieder eingegangen; das erstere aber, wozu Bonifacius seinen Landsmann Burkardus beförderte, hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Wirzburg nennt der Papst (castellum) ein Schloß oder Burg, Erfurt aber Bonifacius selbst (urbem paganorum rusticorum) eine Stadt der heidnischen Bauern. Buraburg wird mit dem Nahmen oppidum von dem Papste belegt. In der Folge legte er auch das Bisthum zu Eichstädt an.

Wenn Bonifacius auch sonst nichts gethan hätte, so würde ihm Deutschland unendlichen Dank schuldig seyn; indem auf solche Art erst das Christenthum mitten in Deutschland, so zu sagen, festen Fuß bekommen hat. Die neuen Bischöfe bauten Kirchen, schufen sich einen Clerum, errichteten Pfarreyen, Klöster und Schulen, wenigstens bey ihren Cathedral-Kirchen, und verbreiteten von dort aus neben der Lehre des Evangeliums sanftere Sitten und Aufklärung. Durch ihre fleißige Aufsicht verscheuchten sie auch nach und nach jene betrügerischen Herumstreicher, die das Volk aus Gewinnsucht in dem Aberglauben unterhielten.

Bonifacius war auch nicht zufrieden, daß das alte Metropolitan-System zu Grunde gegangen war; indem die Bischöfe, wie er glaubte, unter einer beständigen Aufsicht stehen müßten. Seine Lieblings-Idee von jährlicher Haltung der Concilien, worin so zu sagen der Nervensaft der Kirchenzucht nach seiner

f) Epist. Bonif. 142. pag. 217.

Meinung beſtand, forderte ebenfalls, daß Erzbiſchöfe vorhanden wären, die den Vorſitz und die Direction davon hätten. Er machte demnach, daß Karlmann auch Erzbisthümer errichtete, und ward ſelbſt zum Erzbiſchofe zu Mainz erkläret.

Aus dem übrigen ſieht man, daß er nur erſt das Gröbſte und am meiſten in die Augen fallende wegräumen wollte, z. B. daß die Geiſtlichen nicht mit den Waffen umgehen, und ſich nicht mit der Jagd abgeben ſollten. Hernach aber auf den jährlichen Concilien ſollte die Kirchenzucht nach und nach zu ihrer Vollkommenheit gebracht werden. Allein, auch nicht einmahl dieſe ſeine erſten Verordnungen konnte Bonifacius durchſetzen. Seine Nachfolger, den einigen Lullus, der ihm unmittelbar folgte, ausgenommen, gingen in das Feld, wie ſeine Vorfahren. Es trug ſich gar zu, daß der Papſt Innocenz IV. einen Mainzer Erzbiſchof, weil dieſer nicht tauglich genug war, oder nicht wollte zu Gunſten des wider Friderich II. von dem Papſte aufgeſtellten Gegenkaiſers Wilhelm von Holland die Waffen führen, von dem nähmlichen Stuhl hat herab ſteigen heiſſen, von welchem Bonifacius ſeinen Vorfahrer Gewilieb herunter gebracht hat, weil dieſer die Waffen geführt hat. Nebſt dieſen zweyen bereits angeführten Concilien findet man auch noch Spuren von einigen andern g). Bey dem allen aber blieben noch eine Menge Sachen übrig, die einer genauern Beſtimmung bedurften, z. B. wie weit ſich die Gewalt der Metropoliten erſtrecke;

g) Eccard Comment. de rebus Franc. T. I. pag. 459. führt folgende an: eines in Baiern 740. das zweyte auf der Salzburg in Franken 741. das dritte ebendaſelbſt, das vierte zu Liptin 743. das fünfte zu Soiſſons 744.

strecke; ob ein einmahl abgesetzter Bischof oder Priester wieder zu seinem Amte zu lassen sey; wie ungehorsame Priester, abtrünnige Mönche zu bestrafen seyen, u. s. w. Uiber alles dieses machte Bonifacius seinem Gebrauche nach, daß die Fränkische Nation die Entscheidung von Rom holen mußte; damit sie ihr um so ehrwürdiger wäre, und desto besser gehalten würde. Der Papst Zacharias h), bey dem man sich erkundigte, antwortete durch lauter Canons, die theils aus denen, die man die apostolischen nennt, theils aus Asiatischen und Afrikanischen Concilien gezogen waren. Daß diese an sich, und auch für die Gegenden, für die sie gemacht worden, gut mögen gewesen seyn, scheint außer Zweifel zu seyn. Eben so gewiß ist es auch, daß weder die Asiatischen, noch die Afrikanischen Bischöfe den Deutschen Kirchen, was ihre Einrichtung und Zucht betrifft, einige Regeln haben vorschreiben können.

So wie jede Kirche ihre von dem besondern National-Charakter so wohl, als der politischen Verfassung und andern Umständen herrührende eigenthümliche Bedürfnisse hat: so hat sie auch das Recht, in den Dingen, die nicht von Christo selbst bestimmt sind, ihre Verfassung darnach einzurichten. Ein scharfsinniger Schriftsteller macht die nicht ungegründete Anmerkung, daß, wenn das Christenthum zuerst in den nordischen Provinzen wäre gepredigt worden, man nicht solche Bußgesetze (canones poenitentiales) nach dem Oriente würde geschickt haben, als von dort aus nach dem Occident gekommen sind. Allein, Bonifacius dachte nicht so weit. Was einmahl

h) Bey *CENNI Monumenta Domin. Pontif. T. I. pag.* 41.

mahl von Concilien, auf die er alles hielt, war verordnet worden, das war ihm heilig. Uiberhaupt aber getraute er ſich keinen Fuß breit von den Vorſchriften des Papſtes abzugehen.

Was er für einen Anſtand wegen des Pferdefleiſches gehabt, und was er von Rom für eine Antwort erhalten, haben wir bereits gehört. Keyßler hält dafür i), weil die Päpſte in Anſehung der Biber und Haſen nachgegeben, ſo müſſe bey den Pferden ein wichtigerer Grund vorhanden geweſen ſeyn; damit nähmlich den neu bekehrten Chriſten alle Gelegenheit zur Abgötterey benommen würde, weil das Pferdfleiſch bey den Göttermahlen beſonders gebraucht wurde. In der That aber verhält es ſich mit einem, wie mit dem andern. Dieſe Verbothe ſind nicht ausdrücklich widerrufen worden, ſondern nach und nach durch die Gewohnheit in die Vergeſſenheit gekommen. Daß man aber aufgehört Pferdefleiſch zu eſſen, davon mag wohl die Haupturſache geweſen ſeyn, weil ſie bey Vervielfältigung der Menſchen ſeltner und koſtbarer geworden.

Bald nach den Zeiten des heiligen Bonifacius eräugnete ſich eine große Veränderung in der äußern Kirchenverfaſſung, die durch die falſchen Decretale des Iſidor veranlaßt wurde. Iſidor würde aber mit ſeinen Grundſätzen lange nicht den Eingang gefunden haben, wenn ihm nicht andere, und vielleicht keiner mehr, als Bonifacius, vorgearbeitet hätten. Iſidor ſuchte die päpſtliche Macht zu erhöhen, ſo viel es immer ſeyn konnte; auch bey dem Bonifacius war ſie ſo zu ſagen Alles in Allem. An niemand hat Rom einen

i) *Antiquitat. Septentrion pag.* 338.

einen größern Eiferer für ſeine Hoheit gehabt, als an ihm. So viele Zuhörer und Schüler mir Gott zuführt, ſchreibt er ſelbſt an den Papſt Zacharias, ſuche ich ohne Aufhören zum Gehorſam des apoſtoliſchen Stuhls zu lenken k). Was ihm nur immer vorkam, berichtete er dem Papſte, und alle Schwierigkeiten ſuchte er durch deſſen Anſehen zu heben. Karlmann wollte ein Concilium gehalten haben; Bonifacius meldete dieſes dem Papſt, und ſchrieb ihm, daß er vor allem die päpſtliche Vollmacht dazu haben müſſe l), als wenn ohne Vorwiſſen und Einwilligung des Papſtes kein Concilium könne gehalten werden. Bonifacius wollte Biſthümer in Deutſchland errichten; auch hierin ſuchte er wieder die päpſtliche Beſtätigung und Einwilligung m). So gar ſein zu Fuld errichtetes Kloſter ließ er ſich beſonders von dem Papſte beſtätigen; welches jedoch nach den damahligen Begriffen noch keineswegs die Gerichtsbarkeit des Biſchofes über das Kloſter aufhob, aber bald den Weg dazu bahnte. Bonifacius traf Biſchöfe, Prieſter und Diacone an, von denen er glaubte, daß er

ſie

k) Quantoscunque audientes vel diſcipulos in iſta legatione mihi Deus donauerit, ad obedientiam apoſtolicae ſedis inuitare et inclinare non ceſſo. Epiſt. 132. pag. 182.

l) Quapropter ſi hoc Deo inſpirante veraciter implere voluerit, conſilium et Praeceptum veſtrae auctoritatis, id eſt, apoſtolicae ſedis habere et ſapere debeo, Epiſt. 132. p. 182.

m) Haec tria loca (Wirzeburg, Buraburg, Erphesfurt) propria carta et auctoritate Apoſtolatus veſtri roborari et confirmari diligenter poſtulamus: vt ſi dominus voluerit, per auctoritatem et praeceptum Sancti Petri iuſſionibus apoſtolicis fundatae et ſtabilitae ſint tres in Germania epiſcopales ſedes. Ibidem.

ſie nicht bey ihren Amtsverrichtungen laſſen dürfe; alsbald ſchrieb er dem Papſte, er ſollte ihm Verhaltungsbefehle in Anſehung derſelben ertheilen n); als wenn alles dieſes von den Biſchöfen in den vorigen Zeiten nicht für ſich ohne Dazwiſchenkunft des Papſtes wäre gethan worden.

Bonifacius war nicht zufrieden, ſelbſt zu Rom einen beſondern Eid dem Papſte abgelegt zu haben, ſondern er beredete auch die auf einer Synode verſammelten Deutſchen Biſchöfe einen Eid ſchriftlich aufzuſetzen und nach Rom zu ſchicken, in welchem einiger Maßen noch mehr enthalten war, als ſelbſt in dem, welchen Bonifacius geſchworen hatte, nähmlich, alle Jahr ein Concilium zu halten, und für die Erzbiſchöfe pallia von Rom zu begehren o). Dieſe pallia machten ihm eine beſondere Angelegenheit, weil er ſie als ein kräftiges Mittel anſah, die Deutſchen und Fränkiſchen Kirchen genau mit dem päpſtlichen Stuhle zu verbinden. Die Zeiten hatten ſich in dieſem Stücke ſehr geändert. Sonſt hatten ſich die Fränkiſchen Biſchöfe viele Mühe gegeben ſie zu erhalten. Der Biſchof Virgilius von Arles bediente ſich ſo gar der Fürſprache des Königs Childebert II., und Siagrius von Autun der Königinn Brunehild, um ſolche von dem Papſte Gregorius zu erhalten. Dieſer ertheilte ſie auch, und zwar mit großen Vorrechten und Privilegien: Virgilius ſollte des Papſtes Stelle in Gallien vertreten; die Biſchöfe ſollten Erlaubniß von ihm verlangen, wenn ſie von einer

n) Si tales inuenero, rogo vt habeam praeceptum et conſcriptum auctoritatis veſtrae, quid de talibus diffiniatis. Ibid. pag. 183.

o) Epiſt. 105. pag. 144. Edit.

einer Diöces in eine andere verreisen wollten; und wenn Glaubensstreitigkeiten entstünden, sollte Virgilius zwölf andere Bischöfe rufen, und sie mit ihnen abthun. Man findet aber nicht, sagt Pasquier p), daß sie zu dem wirklichen Besitze und der Ausübung dieser Privilegien gelangt seyn. Vielleicht waren die daraus erfolgten Zwistigkeiten die Ursache, warum die Fränkischen Bischöfe in der Folge keine Pallien mehr begehrt haben. Bonifacius nahm sich die Sache so zu Gemüthe, daß er sich von den auf seinen Betrieb neuerdings in der Fränkischen Kirche aufgestellten Erzbischöfen eidlich versprechen ließ, daß sie sich Pallien von Rom wollten geben lassen. Er berichtete auch so gleich die Sache dem Papste, der sich ganz willfährig dazu erzeigte. Allein, die Erzbischöfe nahmen dessen ungeachtet großen Anstand, sie von dem Papste zu verlangen. Die Sache wird bis daher verschoben, schreibt Bonifacius selbst, und herum getrieben (differtur et ventilatur), was sie damit vorhaben, weiß man nicht, wenn es aber an mir gelegen wäre, würde es schon lange geschehen seyn q). Bonifacius brachte es endlich dahin, daß einer von den dreyen erst ernannten Erzbischöfen das Pallium begehrte; der Papst schrieb gleich dem Bonifacius, er habe ihm von dreyen Erzbischöfen Meldung gethan, er wundere sich sehr, warum die zwey andern es nicht verlangten r). Zuvor hatte er ihm schon geschrieben, wenn sie (die Fränkischen Erzbischöfe) es thun werden, das ist, Pallien verlangen werden

p) Recherches de la France. L. 3. Chap. 9.

q) Epist. 141. pag. 211. Edit.

r) Epist. 143. pag. 222.

werden, ſo verdienen ſie Lob; thun ſie es nicht, ſo mögen ſie zuſehen. Denn was wir durch die Gnade Gottes umſonſt empfangen haben, geben wir auch wieder umſonſt hin s). Woraus man ſieht, daß es dem Papſte eine eben ſo große Angelegenheit war, ſeine Pallien anzubringen, als dem Bonifacius, ſie bey den Fränkiſchen Biſchöfen einzuführen. Endlich erfolgte, was beyde wünſchten. Die drey neuen Erzbiſchöfe von Rouen, Sens, und Rheims begehrten ſie; und der Papſt ertheilte ſie ſo gleich zur Aufrechthaltung der erzbiſchöflichen Sitze, wie er ſich ausdrückt, und zur Vermehrung der Kirche Gottes t).

Was die Form, mit der das Pallium gegeben ward, betrifft, ſo war die noch im Gebrauche, mit welcher der Papſt Symmachus dem Biſchofe Theodor von Lorch im Jahre 501. es gegeben hatte u), nähmlich zur Zierde des biſchöflichen Amts, und zum Zeichen der Einigkeit, die die ganze chriſtliche Gemeinde mit dem Apoſtel Petrus haben muß. Man brauchte auch jene, mit welcher es Gregorius I. gegeben hatte. Von der Fülle der erzbiſchöflichen Gewalt, die dadurch ſollte gegeben werden, geſchah noch keine Meldung.

Noch

s) Epiſt. 142. pag. 212. Edit.

t) Epiſt. 144. pag. 223. Edit.

u) Liber Diurnus Roman. Pontif. C. IV. de Vſu Pallii Tit. 3. Ad Sacerdotalis officii decorem, et ad oſtendendam Vnanimitatem, quam cum beato Petro Apoſtolo vniverſum gregem dominicarum ouium, quae ei commiſſae ſunt, habere non dubium eſt.

Noch eines, wodurch Bonifacius dem päpstlichen Ansehen ungemein viel nutzte, war der Titel und das Amt eines Gesandten (Missus et Legatus) des heiligen Peter. Da Bonifacius so große Dinge vermittelst desselben verrichtet hatte, so sahen die Päpste erst, was sie für Vortheile daraus ziehen könnten, und fingen nun an, häufigen Gebrauch davon zu machen. In der That war dieses einer der wichtigsten Schritte, den sie jemahls gethan hatten, zur unmittelbaren Gerichtsbarkeit, auch in denen Provinzen, die nicht zu den Suburbicarien gehörten. Die Römischen Kaiser, als sie die Kriegsheere unter ihrem unmittelbaren Commando erhalten wollten, und nicht aller Orten zugegen seyn konnten, stellten so genannte Legate auf, die im Nahmen derselben commandirten, und von niemand als ihnen abhingen. Das nähmliche wendeten jetzt die Päpste auf die Kirche an.

Bonifacius war auch an einer Staatseinrichtung Ursache, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, nähmlich an der jetzigen Gestalt unserer Reichstäge. Daß die alten Deutschen ihre wichtigsten Geschäfte auf den Versammlungen des Volkes abgehandelt und entschieden, haben wir bereits aus dem Tacitus gehört. Bey den Franken finden wir in der Folge ebenfalls Spuren von denselben; besonders wenn sich außerordentliche Umstände eräugneten, z. B., wenn die Nation gerechte Beschwerden gegen die Ausübung der königlichen Macht zu haben glaubte x); wenn Gesetze schriftlich zu verfassen, oder zu ver-

x) Auf solche Art ist das Edict Clotars II. im J. 615. abgefaßt worden. Apud HEINECC. Corp. Jur. Germ. Ant. pag. 479.

verbeſſern waren y); und wenigſtens unter den erſten Regierungen, wenn Krieg zu führen war. Ob aber ordentliche Verſammlungen zu gewiſſen Zeiten gehalten worden, läßt ſich nicht ſo gewiß behaupten, da wir keine ſchriftlichen Denkmahle davon haben, und die Geſchichtſchreiber ebenfalls ſchweigen.

Gregorius von Tours meldet gleichſam nur im Vorbeygehen, daß ſich die Franken unter Klodwigs Regierung alle Jahr verſammelt. Ein Umſtand iſt merkwürdig dabey, daß ſolches im Frühjahre geſchehen. Von ſolchen Verſammlungen im Frühjahre finden ſich auch Spuren unter dem Könige Childebert, indem ſolcher ſein Edict vom Jahre 595. folgender Maßen anfängt: Da wir alle am erſten März mit unſern Großen von verſchiedenen Sachen gehandelt haben z). Nun wiſſen wir zwar nicht, ob dieſe Zuſammenkünfte bis auf den König Childebert alle Jahr im März gehalten worden; allein eine Stelle des Annaliſten von Metz macht es ſehr wahrſcheinlich, indem dieſer von dem Major Domus Pipin, Karls des Großen Urgroßvater, erzählet, er habe nach der alten Gewohnheit der Franken alle Jahre eine allgemeine Verſammlung des Volks am erſten März, die deßwegen das Märzfeld genannt worden, gehalten

Wenn

y) Die Uiberſchrift der berühmten Alemanniſchen Geſetze iſt folgende: Incipit Lex Alamannorum, quae temporibus Chlotaris Regis vna cum principibus ſuis, id ſunt XXXIII Epiſcopis, et XXXIV ducibus et LXXII comitibus vel cetero populo conſtituta eſt.

z) Apud HEINECC. Corp. Jur. Germ. A. pag. 473. Dieſes Edict iſt aus mehrern zuſammen geſetzt, und vermuthlich auf fünf verſchiedenen Märzverſammlungen gemacht worden.

a). Wenn das alte Märzfeld dem neuern gleich gewesen, so wurden auf demselben die gewöhnlichen Geschenke der Franken dem Könige überreichet, Friede gebothen für die Kirchen, Wittwen und Waisen, der Weiberraub und Mordbrand untersaget, und dem Kriegsheere befohlen, sich zu gewisser Zeit zum marschiren bereit zu halten b). Weil die Witterung im Anfange des März manchmahl noch sehr rauh war, so verlegte der jüngere Pipin, Karls des Großen Vater, die Versammlung auf den ersten May; daher sie das Mayenfeld (Campus Majus, auch Madius) genannt wurde. Campus oder Feld ward sie genannt, weil sie auf freyem Felde gehalten wurde.

Daß die Bischöfe bey den außerordentlichen Versammlungen des Volks zugegen gewesen, ist außer allem Zweifel. Wenn z. B. die Gesetze zu verbessern waren, konnte man ihrer nicht wohl entbehren; weil es hauptsächlich darum zu thun war, sie mit der christlichen Religion in eine Uibereinstimmung zu bringen c). Wenn Beschwerden gegen die Könige geführt wurden, waren sie ebenfalls nicht die letzten. Wenigstens finden sich mehrere Puncte in den berühmten Edicten der Könige Clotars des ersten und zweyten, die die Bischöfe und Kirchen an-

a) Annales Metenſes ad A. 690.

b) Ibidem.

c) Vermöge der Inschrift der Alemannischen Gesetze sieht man, daß 33 Bischöfe bey dem Aufsatze derselben zugegen gewesen. Das nähmliche findet man auch bey andern.

gingen d). Ob ſie aber auch bey dem Märzfeld ſowohl in den alten Zeiten geweſen, als nachdem es von den Pipinen wieder hergeſtellt worden, davon findet man gar nichts.

Als Bonifacius in Deutſchland angekommen, die dortigen Kirchen zu verbeſſern, trug er vor allem auf die Haltung jährlicher Concilien an. Da nun die Nation ſich ohnehin alle Jahr im May verſammelte, der Biſchöfe noch wenig waren, und dazu meiſtens Ausländer, die man nicht gern ſo wichtige Dinge bloß für ſich unternehmen ließ, ſo glaubte Karlmann nicht beſſer thun zu können, als wenn er den Bonifacius mit ſeinen Biſchöfen mit in die jährliche Mayenverſammlung aufnähme e). Bonifacius, der ohnehin überzeugt war, daß er ohne Karlmanns und der übrigen Großen Unterſtützung nichts würde ausrichten können, ließ ſich dieſes gern gefallen; und Karlmann ſcheinet eben dieſe Art gewählt zu haben, um die Verbeſſerung, welche auch auf die Sitten der Weltlichen und die Herausgabe der Kirchengüter ange-

d) Chlotarii Regis Conſtitutio generalis data circa annum 560. apud HEINECC. Corp. J. G. A. pag. 466. Item Edictum Chlotarii II. datum Anno 615. apud eundem pag. 479.

e) Deßwegen heißt es gleich im Eingange der erſten Verſammlung: Ego Karolomannus Dux et Princeps Francorum anno ab J. C. DCCXLII. XI. videlicet Kalendas Majas. — In dem zweyten heißt es: Modo autem in hoc Synodali conuentu, qui congregatus eſt ad Kalendas Martias in loco qui dicitur Liptinas. Es ſcheint demnach, der May ſey noch nicht ſo feſt geſetzt geweſen, daß man nicht auch zu Zeiten den März dazu gewählet.

angesehen war, ihnen desto angenehmer zu machen; und zugleich zu zeigen, daß es nicht sein Werk, sondern des Papstes und anderer apostolischen Männer sey.

Deßwegen ist sich auch gar nicht zu verwundern, daß Karlmann als die Hauptperson auf diesen Concilien erscheint, und in seinem Nahmen die Verordnungen verkündigt werden; indem die Bischöfe auf die Versammlungen des Volkes, und nicht das Volk oder die Großen auf die Versammlungen der Bischöfe sind aufgenommen worden. Man vergaß aber dabey auch die Staatsgeschäfte nicht, die ebenfalls in Berathschlagung gezogen wurden. Die Kirche und der Staat sollten sich nach dem Plane des Karlmann wechselsweise mit Rath und That unterstützen, um desto besser ihren Zweck zu erreichen. Karl der Große und seine Nachfolger fanden diese Verfassung für die Monarchie so ersprießlich, daß sie solche ohne Bedenken beybehielten; besonders da die Bischöfe von langer Zeit her die Lasten des Staats so gut trugen als die Weltlichen, und mehr, als es sich für ihren Stand geziemte.

Uibrigens kann niemand läugnen, daß Bonifacius der Mann gewesen, der die redlichsten Absichten bey seinen Unternehmungen, und den standhaftesten Muth zur Ausführung derselben gehabt. Wenn er nicht gelehrter gewesen, als seine Zeitgenossen und die Päpste selbst, so verdient er gewiß Nachsicht f). Dem Papste selbst, ob er gleich dessen

f) Aus diesem Gesichtspuncte muß man seine Streitigkeiten mit dem Salzburgischen Bischofe Virgilius über die Antipoden betrach-

Ansehen so sehr zu befördern gesucht, sagte und schrieb er mit der Freymüthigkeit eines Engländers alles, was er Unanständiges von ihm und der Römischen Kirche erfuhr g). Und wenn er für sich nicht alles gethan hat, was er hätte thun sollen, so waren gewiß mehr die Zeitumstände, als er, Schuld daran. Deutschland hat dem heiligen Bonifacius, als einem Manne, der ihm Lehrer der Religion so wohl, als anderer Wissenschaften verschafft, der seine Bewohner vom Pferdefleisch entwöhnet, und den Grund zum Schreiben bey ihnen geleget, der sich endlich nicht gescheuet hat sein Blut für sie zu vergießen, unendlich viel zu danken.

---

betrachten; ob es sich schon nicht eigentlich aus den noch vorhandenen wenigen dahin einschlagenden Nachrichten bestimmen läßt, was Virgilius für ein System gehabt, und ob er Antipoden, oder nebst den unsrigen noch mehrere planetarische Systeme und Sonnen angenommen habe

g) Man lese z. B. sein hundert zwey und dreyßigstes Schreiben pag. 181. nach der Ausgabe des Serarius.

Vollſtändiges Regiſter.

A.

Aberglaube, daß bey den unterirdiſchen Kohlen Schätze ſeyen, woher er entſtanden. p. 51.

Ackerbau, die alten Deutſchen verlegen ſich wenig auf denſelben. p. 6, 22.

Adel bey den alten Deutſchen p. 43. Vermuthungen über den Urſprung deſſelben. p. 44. War bey den Franken erblich. p. 349, 350.

Admallare aliquem, Bedeutung dieſes Ausdrucks. p. 344.

Aebte fingen ſogleich Streitigkeiten mit den Biſchöfen an. p. 369. Suchten ſich Privilegien zu erwerben. p. 370. Stehn unter der Gerichtsbarkeit der Könige. p. 376.

Aemter (öffentliche), wurden bey den Franken anfangs nur auf eine gewiſſe Zeit verliehen. p. 334.

Agrarium und paſcuarium war bey den Franken eingeführt. p. 349.

Agri dominici VID. Herrengüter.

Aiſtulf der Longobarden König, wird von Pipin zu Paaren getrieben. p. 308.

Alanen bekommen Luſitanien. p. 156.

Alarich bringt in Griechenland ein, wird von Stilicho geſchlagen. p. 149. Rückt vor Rom, muß aber abziehn. p. 150. Rückt neuerdings gegen Italien, und fodert Geld. p. 157. Belagert Rom, welches ſich durch große Schätze loskauft. p. 160 — 62. Geht wieder nach Rom, ſetzt den Honorius ab, und macht den Attalus zum Kaiſer. p. 163. Erobert Rom mit Sturm. p. 165. Geht nach Kampanien, und ſtirbt. p. 166.

Alavius und **Fredigerns** gehen mit den Thervingern nach Thracien. p. 141.

Alemannier. Ihr Urſprung. Muthmaſſungen über ihren Namen. p. 110. Sind in Italien glücklich gegen den Gallienus. p. 114. Verwüſten unter Aurelian die Gegend um Mayland, und ſchlagen die Römer bey Piacenza. 115. Erbitten ſich von Conſtantius Friede, fallen aber gleich darauf in Gallien ein. p. 119. Fodern von Julian das Elſaß, werden aber geſchlagen. p. 121, 122. Machen ſich von den Franken unabhängig. p. 232. Hatten ihre beſondern Herzoge unter den Franken. p. 404. Konnten ſich und das Ihrige den Kirchen ſchenken. p. 409. Verehrten Bäume, Berge ꝛc. p. 410.

Allodien; was ſie waren; Urſprung dieſes Worts. p. 345.

Amalaſuntha, die Gothiſche Königinn; ihr Schickſal und Charakter. p. 238.

Antruſtionen, was ſie waren. p. 341.

Apellation an den Papſt mußte mit Bewilligung des Königs geſchehen. p. 384.

Arbeiten (knechtliche), welche darunter gerechnet wurden. p. 399.

Arcadius bekömmt den Orient. p. 147. Stirbt. 157.

Arimanie, was sie war. p. 341.

Ariovist der Sueven König überwindet die Aeduer und nimmt ihr Land ein. p. 58. Wird von Julius Cäsar geschlagen. p. 60.

Arminius verschwört sich gegen den Römischen General Varus, und schlägt ihn mit seinem ganzen Heere todt. p. 75—79. Folgen dieses Sieges. p. 79. Jagt den König Marbod aus Deutschland. Wird in einem Aufstand erschlagen. p. 87.

Asylum wird von den Fränkischen Bischöfen eifrig gesucht, und aus welchen Ursachen. p. 362.

Ataulf der Nachfolger des Alarich geht nach Gallien, und verheurathet sich mit des Honorius Schwester Placidia. p. 167. Wird von Konstantius nach Spanien getrieben, und dort ermordet. p. 168.

Attila. Beschreibung seiner körperlichen und moralischen Eigenschaften; seiner Hofhaltung, Lebensart ꝛc. p. 173. Sein Vertrag mit dem Orientalischen Kaiser p. 175. Zieht gegen Gallien, und nimmt auf diesen Zug verschiedene Deutsche Völker zu sich. p. 176. Hält bey Chalons ein Treffen mit den Römern und Göthen, und geht über den Rhein zurück p. 177. Erobert einen Theil von Italien, und stirbt p. 178.

Avaren. Ihre erste Erscheinung. Schlagen die Franken. p. 254.

Auerochsen, ihre Eigenschaften, Art zu fangen, Gebrauch ihrer Hörner p. 8.

August theilt die Gegenden am Rhein in das obere und das untere Germanien. p. 63.

Augustin der Kirchenvater stirbt. p. 171.

Aurelius schreibt den Deutschen Friedensbedingungen vor. 104. Schlägt die Quaden ibid. Versetzt die Markmänner nach Italien. p. 105.

Ausartung der Deutſchen in den Römiſchen Provinzen p. 197.

Ausſaugung der Römiſchen Provinzen durch die Barbaren, Soldaten, Höflinge und Verſchnittene. p. 124 — 127.

Auſtraſien wird als ein neues Reich errichtet; woraus es beſtand. p. 233. Kommt an Clotar I. p. 253.

Auſtraſier machen Childerich II. zum König. p. 283. Nehmen Dagobert II. zum König. p. 284. Erklären Pipin und Martin zu Herzogen von Auſtraſien. ibid.

B.

Baiern. Ihre erſte Erſcheinung, und ihre Oberherren. p. 218. Machen ſich von den Franken unabhängig. p. 282. Werden von Karl Martel überwunden. p. 291. Hatten unter den Franken beſondere erbliche Herzoge. p. 404. Hatten Freyheit ſich oder das Ihrige den Kirchen zu ſchenken. p. 409.

Barbaren werden Miniſter und Generale, und wachſen ſehr im Römiſchen Reiche an. p. 130, 131.

Barden und ihre Geſänge. p. 30.

Bataver ſtehen den Römern gegen die Deutſchen bey. p. 88.

Bauart (die ſogenannte Gothiſche), ſtammt von den Arabern her. p. 192.

Bauern (die Deutſchen), müſſen harte Frohndienſte thun. p. 401. u. f.

Bäume werden von den alten Deutſchen ſehr verehrt. p. 51. Aus welchen Urſachen. p. 52.

Begräbniß-Cerimonien bey den Deutſchen. p. 51, 52.

Beliſarius erobert Sicilien und Neapel. p. 239, 240. Erobert Rom. p. 241. Wird in Rom belagert. Dringt bis nach Rimini vor. p. 242. Erobert Ravenna, und geht aus Italien. ibid. Kömmt wieder nach Italien. p. 247. Beſetzt Rom. p. 248. Geht wieder nach Konſtantinopel. p. 249.

Benedict (der heilige) und ſeine Regel. p. 369.

Beneficia, was ſie waren. p. 200.

Beneficia Fiſci. VID. **Fiſcalgüter.**

Beredſamkeit und Dichtkunſt werden durch die chriſtliche Religion gerettet. p. 193.

Bergwerke, keine im alten Deutſchland. p. 12.

Bevölkerung des alten Deutſchlands p. 15.

Biber, zu eſſen verboten. p. 7.

Bilderdienſt. Streit darüber. p. 296.

Biſchöfe (die Fränkiſchen) wollen den Königen nicht geſtatten, die Biſthümer zu vergeben. p. 273. Wollen die Wahlfreyheit einführen. p. 274. waren in den perſönlichen und Kriminal-Fällen der weltlichen Gerichtsbarkeit nicht unterworfen p. 275. Ihr großes Anſehen p. 352—59. Wurden als Fürſprecher des Volks und als Geſandte gebraucht. p. 353. Wie ſie zur Juſtizverwaltung und zu den Hofgerichten Eingang fanden. p. 354, 355. Waren Hofmeiſter der königlichen Prinzen. p. 355. Brauchten die Exkommunikation. p. 356. Wie ſie ſich ihre groſſen Reichthümer verſchaften. p. 357 — 60. Werden von den Fränkiſchen Königen zu den Concilien berufen. p. 373. Ihre Entſchlüſſe müſſen von den Königen gutgeheiſſen werden. p. 374. Dürfen ſich ohne Einwilligung der Könige nicht verſammeln. p. 375. Stehn unter der Gerichtsbarkeit der Könige. p. 376. Wurden ohne Nachfrage und Beſtättigung des Papſtes ein- und abgeſetzt. p. 383. Wohnen den auſſerordentlichen Verſammlungen des Volkes bey. p. 435.

Biſthümer werden von den Königen vergeben. p. 375. Die erſtern in Deutſchland. p. 413.

Börnſtein wird von den Alten als ein Deutſches Product angeſehen. p. 12.

Bonifacius, der kaiſerliche Staathalter, ruft die Vandalen nach Afrika. p. 171.

Bonifacius (der heilige) predigt das Chriſtenthum in Friesland und Thüringen; wird vom Papſt zum Biſchof geweiht; erhält das Pallium; wird Erzbiſchof zu Mainz. p. 414. Sein Eid an den Papſt. p. 416. Gewöhnt den Deutſchen die Opfer bey den Bäumen und in den Hainen ab. p. 418. Führt unter Karlmann die Concilien ein. p. 420. Legt Biſthümer zu Wirzburg, Buraburg, Erfurth und Eichſtädt an. p. 424. Verbietet den Geiſtlichen den Krieg und die Jagd. p. 426. Entwöhnt die Deutſchen vom Pferdefleiſch. p. 428. Seine übertriebene Ehrfurcht für den Römiſchen Stuhl. ibid. Verbindet die Deutſchen Biſchöfe dem Papſt einen Eid abzulegen, und die Pallien aus Rom zu holen. p. 430. Nimmt den Titel eines Geſandten des heiligen Peter an. p. 433. War die Urſache unſerer Reichstäge. ibid. Wird mit ſeinen Biſchöfen von Karlmann in die Maienverſammlung aufgenommen. p. 436.

Brod, wird von den Deutſchen geeſſen. p. 395.

Brunehild, Königinn von Auſtraſien. Ihr Bild. p. 253. Ihr Schickſal. p. 260. Läßt Siegeberten zum König von Auſtraſien ausrufen. p. 262. Wird von Clotar gefangen, und auf die grauſamſte Weiſe hingerichtet. p. 263. Ihre Fehler. p. 264, 265.

Bucelin kömmt nach Italien, wird von Narſes geſchlagen. p. 251, 252.

Burgfriede; erſte Spuren davon. p. 408.

Burgunder erhalten von den Römern ein Stück Landes. p. 168. Werden von Klodwig unterjocht. p. 225.

C.

C.

Cäſar (Julius) ſchlägt den Arioviſt. p. 60. Geht zweymahl über den Rhein, und zweymahl wieder zurück. p. 61. Nimmt Deutſche Truppen mit ſich nach Italien, und ſchlägt damit den Pompejus. p. 61, 62.

Camerarii oder Cubicularii (Kämmerer); ihr Amt bey den Franken. p. 328.

Campus Majus oder Madius. vid. **Mayenfeld.**

Cauſæ minores waren noch unbekannt bey den Franken. p. 383.

Centenarii, ihr Amt. p. 343.

Cereuiſia, ein Getränk der Deutſchen. p. 395.

Charta de Mundeburde Regis et Principis; was ſie war, und was ſie für Wirkung hatte. p. 379.

Charta ſecuritatis. vid. **Sicherheitsbrief.**

Childebert wird König von Auſtraſien. p. 255. Macht einen merkwürdigen Frieden mit ſeinem Oheim Guntbram. p. 256. Thut verſchiedene fruchtloſe Züge nach Italien. p. 258. Stirbt. p. 259.

Chilperich II. wird von den Neuſtriern zum König gemacht. p. 289. Wird von Karl Martel geſchlagen. ibid. Stirbt. p. 291.

Chriſtenthum wird am Rhein und an der Donau am erſten in Deutſchland eingeführt. p. 411. Zuſtand deſſelben in Deutſchland zu Zeiten des heiligen Bonifacius. p. 417 — 428.

Cimbrer und Teutonen ſuchen mit Gewalt ein anders Land. p. 54. Schlagen drey Römiſche Kriegsheere. p. 55. Werden von Marius bey Aix auf das Haupt geſchlagen. p. 55. Werden wieder von Marius in Venetien geſchlagen. p. 56.

Civilis (Claudius) ein edler Bataver jagt die Römer aus ſeinem Vaterland p. 92. Nimmt ein Korps derſelben bey Xanten gefangen. p. 93 — 96. Wird von den Römern geſchlagen, und macht Friede. p. 96—98.

Clibanarii, ganz geharniſchte Soldaten bey den Römern. p. 121.

Clodomir wird von dem Burgunder Godomar erſchlagen. p. 235.

Clotar I. bekömmt Auſtraſien und die ganze Fränkiſche Monarchie. Sein Tod. Seine Söhne. p. 253.

Clotar II. wird Herr über die ganze Fränkiſche Monarchie. p. 270. Muß das Edikt unterſchreiben. p. 271. Läßt den Longobarden den Tribut nach. 277. Tritt ſeinem Sohn Dagobert Auſtraſien ab. Sein Tod. Sein Charakter. p. 278.

Comes Palatii (Pfalzgraf); ſein Amt bey den Franken. p. 328.

Commarchani. VID. **Markungsgenoſſen.**

Commodus macht mit den Deutſchen Friede, und geht nach Italien zurück. p. 107.

Conſacramentales. VID. **Eidshelfer.**

Cubicularii VID. **Camerarii.**

Curtis. VID. **Hof.**

D.

Dagobert wird Fränkiſcher König. p. 278. Seine Tugenden und Laſter. p. 279. Bekriegt die Slaven. p. 280. Läßt den Sachſen ihren Tribut nach. ibid. Sein Tod, ſeine Söhne. 281.

Deutſche. Urſprung dieſes Namens p. 2. Körperliche Eigenſchaften p. 12. Kriegeriſcher Geiſt derſelben p. 17. Stufenalter derſelben p. 25. Lieben die ſchönen Farben

Farben p. 30. Leiden keine Städte unter ſich, und aus was Urſache p. 35. Wie ſie ihre wichtigſten Geſchäfte ausmachten p. 36. Wie ſie ſich Recht und Genugthuung verſchafften p. 37. Hatten keine ordentliche Todes- und Leibesſtrafen ibid. Unterhielten keine gedungene Soldaten p. 38. Werden von den Römern wegen ihrer Tapferkeit in Dienſte genommen, und ſelbſt zum Kommando gelaſſen 41. Hatten Knechte oder Leibeigne p. 45. Beten die Sonne, den Mond, das Feuer und die Erde an p. 47. Haben keine Tempel, ſondern ſtatt derſelben heilige Haine oder Wälder 50. Glauben an ein zukünftiges Leben; ihre Begriffe von demſelben p. 51. Blieben bey dem Sittenverfall der Römer noch immer roh, ohne Ackerbau, Künſte, und Luxus p. 136. Behalten ihre Kleidung und Sprache auch als Oberherren der Römer p. 186. Hatten Antheil an der geſetzgebenden Gewalt p. 194. Scheuten den Stand der Knechtſchaft, und aus welcher Urſache p. 195. Arten aus p. 197. Müſſen ihre Einwilligung zur Thronfolge und Ländertheilung ihrer Könige geben p. 232. Treiben auch unter der Herrſchaft der Franken die Jagd noch eifrig, und ſorgen in ihren Geſetzen für ihre Hunde und Habichte p. 393. Halten verſchiedene Arten von Hunden und Habichten p. 394. Treiben den Ackerbau ſchon fleißiger, und haben Landeigenthum p. 395. Trinken Bier und eſſen Brod ibid. Machen ihre Urkunden in einer fremden Sprache p. 396. Pflanzen Gärten und Weinberge ibid. Ehren die Viehzucht noch ibid. Bauen ſich gemächlichere Wohnungen, Scheuern, Kornböden, Keller, Stuben, Säle ꝛc. p. 397, 398. Halten es für ſchimpflich, wenn ſie nicht über ihres Vaters Zaun gekommen p. 398. Bewerben ſich um viele Knechte p. 399. n. ſ. Halten einen nur ſo lange für einen Mann, als er die Waffen führen, nnd das Pferd beſteigen kann p. 404. Müſſen mit den Franken in Krieg ziehn p. 405. Bezahlen keinen Tribut p. 406. Lieſſen nicht leicht jemanden zum Schwören ibid.

Deutſchland, Beſchaffenheit deſſelben in den ältern Zeiten p. 2. u. f. Bevölkerung p. 15.

Diebſtahl wird bey den Franken mit Geld geſtraft. p. 340.

Domeſtici; ihr Amt bey den Franken. p. 328.

Donnerſtag hat ſeinen Namen von dem Gott Thorus p. 49.

Druſus geht über den Rhein; baut eine Flotte auf dem Rhein; vereinigt den Rhein mit der Yſſel; ſegelt in das Deutſche Meer, und fällt die Bructerer an p. 65. Er geht wieder zurück, und legt an der Enns ein Kaſtell an p. 66. Er rückt gegen die Weſer, geht wieder zurück, ſchlägt die Deutſchen, und legt an der Biſſe und in Heſſen Kaſtelle an p. 67. Er dringt bis an die Elbe vor, zieht ſich wieder zurück, ſtürzt vom Pferde, und ſtirbt p. 68, 69. Legt Mainz, Caſſel, und Brücken zu Bonn und Mainz an p. 70.

E.

Ehroin, Major Domus von Neuſtrien. p. 283. u. f.

Ehe iſt zwiſchen den Römiſchen Provinzialen und Barbaren bey Lebensſtrafe verboten p. 124.

Ehegeſetze werden bey den Franken ſchlecht beobachtet p. 313.

Eid der Treue bey den Deutſchen unbekannt p. 199.

Eideshelfer (Conſacramentalen), wer ſie waren p. 206. Waren bey den Franken üblich p. 342.

Eidſchwur, wie er von den alten Deutſchen abgelegt wurde p. 206. Wie er bey den Franken abgelegt wurde p. 314. War auch bey den Franken üblich. p. 342.

Einkünfte der Fränkiſchen Könige, worin ſie beſtunden p. 349.

Einſchränkung der königlichen Macht unter Clotar II. p. 271—277.

Eintheilung der Güter bey den Franken p. 344. u. f.

Eintheilung des Fränkiſchen Reichs p. 331. u. f.

Elendthier, alces, häufig in Deutſchland p. 9.

Entvölkerung der Römiſchen Provinzen durch die Einfälle der Barbaren p. 123.

Erzcapellan; ſein Amt am Fränkiſchen Hof p. 328.

Eudoxia ruft den Vandalen König Genſerich nach Italien p. 180.

Eutropius wird von Gaines hingerichtet p. 148.

Exarchat (das Griechiſche) an den Papſt verſchenkt. vid. Pipin und Stephan III.

Exemtionen; ihr Urſprung. p. 370.

Exkommunication wurde ſchon von den Fränkiſchen Biſchöfen ausgeübt. p. 356.

F.

Fauſtrecht iſt in den Saliſchen Geſetzen abgeſchaft. p. 338.

Feldzeichen der alten Deutſchen von Raubthieren entlehnet p. 21.

Fiſcal-Güter bey den Franken. p. 344.

Fiſche, verſchiedene Arten derſelben in Deutſchland p. 11.

Fontes Mattiatici vid. **Wißbad.**

Foſſa Druſiana. p. 71.

Franken.

Franken. Ihre vermuthliche Herkunft; ihre Waffen und Art zu streiten p. 109. Fallen in die Gallische Provinzen ein p. 114. Plündern Spanien, und schiffen nach Afrika ibid. Erobern Gallien, werden aber von Probus zurückgetrieben. Ein Theil von ihnen wird nach Thracien übersetzt, flüchtet durch den Hellespont, erobert Sirakus, und kömmt durch den Ocean in Deutschland an p. 116. Erobern Cölln; werden von Julian daraus vertrieben p. 120. Schilderung ihrer körperlichen und sittlichen Eigenschaften. p. 214. Beteten heidnische Götter an p. 216. Werden von den Sachsen aus der Batavischen Insel gejagt. ibid. Ihr Charakter p. 310—316. Ihre Treulosigkeit p. 314. u. f. Ihre Vernachlässigung der Wissenschaften p. 316. Ihr Aberglaube p. 319. Ihr Luxus und Kleiderpracht 320. u. f. Geben keine Abgaben. p. 384. Hatten Knechte. Wie sie dieselben freyliessen p. 350, 351. Lassen die Gewohnheiten der Deutschen Völker schriftlich verzeichnen p. 392.

Frauenzimmerraub geht bey den Franken sehr im Schwang; wird unter Todesstrafe verboten p. 268.

Fredegund erobert Paris, und stirbt p. 259.

Freya, die Göttin der Liebe bey den Deutschen p. 49.

Freygeborne dürfen ohne königliche Erlaubniß weder Geistliche, noch Mönche werden p. 378.

Freyheitsliebe der Deutschen p. 34.

Freytag hat seinen Namen von der Göttin Freya. p. 49.

Fredigern, der Gothen König, schlägt die Römer, und macht sich von den Gegenden an der Donau Meister. p. 142.

Friedegelder, VID. **Wehrgelder.**

Friedensschluß (merkwürdiger) zwischen Childebert und Gunthram p. 256. u. f.

Frohn-

Frohndienſte werden in Deutſchland eingeführt; woraus ſie beſtanden p. 401—403.

Fürſten der Deutſchen haben wenig Einkünfte p. 36.

G.

Gäſte (Hoſpites), was ſie nach den Burgundiſchen Geſetzen waren p. 212.

Gaines, ein Gothiſcher General, ermordet den Ruſinus und Eutropius; will Conſtantinopel überrumpeln, muß aber über die Donau zurück gehen, wo er von den Hunnen überwunden wird p. 147, 148.

Gaue, (pagi) was ſie waren, und wie ſie verwaltet wurden p. 331. u. f. Woraus ſie beſtanden p. 399.

Geiſtliche werden mit einigen Einſchränkungen von den weltlichen Gerichten losgemacht p. 275—277. Fechten unter den Fränkiſchen Heeren p. 320—333. Stehn unter der Gerichtsbarkeit der Könige p. 376.

Geld-Abgaben unter den Deutſchen eingeführt p. 402.

Genſericus, König der Vandalen, erobert Afrika. p. 171. Erobert und plündert Rom p. 180.

Genugthuung für Beleidigungen bey den Deutſchen, worin ſie beſtand p. 203—205.

Gerichte werden bey den Franken in Gegenwart des ganzen Volks, und auf freyem Felde gehalten p. 344.

Gerichte Gottes in den Saliſchen Geſetzen p. 341.

Gerichtsverfaſſung der Deutſchen unter den Franken p. 406—409.

Germaner, Urſprung dieſes Namens p. 2.

Germania prima und Germania ſecunda. vid. Auguſt.

Germanicus ſchlägt die Marſen p. 81. Schlägt die Chatten (Heſſen), und verwüſtet ihr Land. Steht dem Cheruſker Fürſten Segeſt bey; und nimmt des Arminius-Gemahlin gefangen p. 82. Schlägt ſich mit Arminius p. 83—85.

Germanien, Gränzen deſſelben p. 1.

Gerſte wird von den alten Deutſchen zum Bierbrauen gebraucht p. 5.

Geſandte bekommen bey den Franken zu ihrer Sicherheit geweihte Stäbe p. 269.

Geſetze der Deutſchen waren ſehr genau allen Fällen angepaßt p. 203.

Geſetze (die **Saliſchen**) ſind das älteſte Deutſche Denkmal p. 335. Zeitpunkt ihrer Verfaſſung p. 336. Verfaſſer derſelben ibid. Wer ſie am erſten drucken hat laſſen p. 336, 337. Unterſuchung, ob die Original-Urkunde in Deutſcher Sprache geſchrieben worden p. 337.

Getraidarten, von dieſen waren hauptſächlich der Haber, und die Gerſte den alten Deutſchen bekannt p. 5.

Gewohnheiten der Deutſchen werden ſchriftlich verfaßt p. 202. Werden von den Franken ſchriftlich verzeichnet p. 392.

Glas, Gleſſum, VID. **Börnſtein**.

Glas-Inſeln werden diejenigen Inſeln genannt worauf der Börnſtein ſolle gefunden werden p. 12.

Gothen. Ihre Herkunft. Gehen über die Donau. Schlagen den Kaiſer Decius. p. 111. Durchſtreifen Thracien und Illyrien, erobern Trapezunt, Chalcedon und Nicomedien in Aſien p. 112. Werden von Kaiſer Claudius geſchlagen p. 113. Stiften ein Reich in Dacien p. 114. Ziehn ſich vor den Hünnen an den Nieſter zurück, und in die karpathiſchen Gebirge p. 139 Begehren von dem orientaliſchen Kaiſer die Aufnahme in Thracien p. 140. Ein Theil von ihnen wird aufgenommen,

nommen, ein andrer zurückgewiſen p. 141. Stellen bey Marcianopel einen Aufruhr an p. 142. Schlagen den Kaiſer Valens aufs Haupt p. 144. Wollen Conſtantinopel einnehmen, und zerſtreuen ſich p. 145. Erhalten von Theodoſius ein Stück von Thracien p. 146. Werden von Stilicho zur Rache gereitzt, wollen Conſtantinopel einnehmen; müſſen über die Donau zurück kehren, und werden dort von den Hunnen beſiegt p. 147. Unterſtützten Wiſſenſchaften und Künſte p. 191.

Grab des Fränkiſchen Königs Childerich wird entdeckt. ſ. 216.

Grafen; ihr Amt bey den Franken p. 331—333, 343.

Grafſchaft, was es bey den Franken bedeutete p. 333.

Gratian, der occidentaliſche Kaiſer ſchlägt die Lentienſer ein Alemanniſches Volk p. 144.

Greuthunger, ein Gothiſches Volk, ſtreiten gegen die Hunnen p. 139. Gehn über die Donau p. 142.

Grimvald Major Domus in Auſtraſien p. 281. u. f.

Güter (eigenthümliche) bey den Franken p. 344.

H.

Haber, die alten Deutſchen bereiteten aus demſelben ein Mus zum Eſſen p. 5.

Habichte werden von den Deutſchen gebraucht und ſehr geſchätzt p. 393, 394.

Haine, oder Wälder (geheiligte) der Deutſchen, dienen ihnen ſtatt der Tempel; werden ſehr geehrt p. 50.

Handlung, mit welchen Waaren ſie von den Deutſchen getrieben ward p. 32.

Haſen, zu eſſen verboten p. 8.

Heerden, zahlreiche, der liebſte Reichthum der Deutſchen p. 6.

Heriban; was es war p. 382.

Hermanfried König von Thüringen räumt ſeine beiden Brüder aus dem Wege, und nimmt Beſitz von ihren Ländern p. 233. Wird von dem Franken Theodorich aufs Haupt geſchlagen und ermordet p. 236.

Hermanreich, der Gothen König, entleibt ſich aus Furcht vor den Hunnen p. 130.

Herrengüter (agri dominici) p. 401.

Herzog; ſein Amt bey den Franken p. 331 — 333, 343.

Hof (curtis), was er bey den Deutſchen war p. 398.

Hofämter bey den Franken. p. 327 — 329.

Honoriaci, Deutſche Truppen im Römiſchen Solde p. 155.

Honorius bekömmt den Occident und Stilicho zum Feldherrn und Miniſter p. 147. Hält einen Triumpf über die Gothen p. 151. Läßt den Stilicho hinrichten, p. 159. Wird von Alarich der Kaiſerwürde entſetzt p. 164.

Hörner werden von den alten Deutſchen ſtatt anderer Geſchiere zum trinken gebraucht p. 8. und die Anmerkung (v).

Hornvieh, Deutſches, klein und unanſehnlich p. 6.

Hunde ſind von den Deutſchen ſehr geſchätzt. p. 393, 394.

Hunnen gehen über die Mäotiſche See, auf die Alanen und Gothen los. Ihr Körperliches Ausſehn und Lebensart p. 183. Paſſiren den Nieſter P. 139.

J.

Immunität, was sie bey den Franken war p. 364. Wie sie die Kirchen bereicherte p. 366.

Judicia Dei. VID. Ordalien.

Julian kriegt gegen die Alemannier p. 120.

Justinian macht dem Vandalischen Reich ein Ende. p. 237.

Justiz-Verfassung bey den Franken p. 338—344.

K.

Karl Martel entwischt aus seiner Mutter Gefangengenschaft p. 288. Schlägt die Neustrier bei Stablo p. 289. Und bei Cambrai p. 290. Uiberwindet die Schwaben und Baiern p. 291. Schlägt die Saracenen zwischen Tours und Poitiers; und unterjocht die Friesen p. 292. Wird von dem Papst und den Römern um Hilfe gegen die Longobarden angerufen p. 299. Stirbt. Warum er den Zunahmen Martel bekommen p. 302. Giebt seinen Hofleuten den Genuß von Klostergütern und Bisthümern. p. 326.

Karlmann, Karl Martels Sohn, wird ein Mönch. p. 303.

Kirche (die Gallicanische hernach Fränkische) hielt sich in Glaubenssachen an Rom, in Disciplinar-Sachen aber bloß an ihre Bischöfe p. 382.

Kirchen werden von dem agrario und pascuario befreyt p. 349. Auf welche Art sie ihre Reichthümer erlangten p. 357—360. Müssen ihre Leute in das Feld schicken, und darin unterhalten p. 367—382. Wurden auch bey den Deutschen als Zufluchtsstätten privilegirt p. 409.

Kirchengüter werden von den Franken an die Großen ihres Hofes vertheilt p. 326.

Kirchenverfaſſung bey den Franken p. 351—367.

Kirchenvögte oder Advocaten, wie ſie und ihr Amt entſtanden p. 379, 380.

Kleidertracht bey den Franken p. 321.

Kleidung der Deutſchen zu Zeiten des Tacitus p. 32.

Klodwig ſchlägt den Synagrius, und läßt ihn hinrichten p. 218. Seine erſten Staatsgeſchäfte; ſeine Vermählung mit Clotild p. 219. Schlägt die Alemanier p. 220. Wird ein Chriſt, und läßt ſich taufen p. 222. Uiberwindet Alarich den König der Viſigothen, und erlegt ihn im Treffen p. 226—228. Seine Ehrfurcht vor dem heiligen Martin p. 227. Räumt alle ſeine Verwandte durch Liſt und Gewalt aus der Welt p. 229. Stirbt zu Paris p. 230. Seine Aehnlichkeit mit Konſtantin dem Großen p. 231. Seine Söhne p. 232.

Knechte oder Leibeigene, wie ſie bey den Deutſchen behandelt wurden p. 45. Wie bey den Römern ibid.

Knechte waren bey den Franken gewöhnlich p. 350.

Köche ſtanden bey den Deutſchen in einerley Rang mit den Schweinhirten p. 396.

Könige (die Fränkiſchen) hielten ſich meiſt auf ihren Maierhöfen auf, und zogen von einem zum andern. p. 329. Werden bey ihrer Thronbeſteigung auf einem Schild herumgetragen p. 331. Saſſen bey ihnen ſelbſt zu Gericht p. 342, Ihre Beyſitzer p. 343. Vergeben die Bisthümer p. 375. Haben die Gerichtsbarkeit über Biſchöfe, Aebte und Geiſtliche p. 376. Sagten Buß- und Bettage an p. 377. Waren Schützer und Vormünder der Kirchen p. 379.

Könige (die Viſigothiſchen) beſchauten zu beſtimmten Stunden ihre Schätze p. 325.

Krähen zu eſſen verboten p. 7.

Kriegsgeschrey der Deutschen p. 40.

Kriegszucht der Römer, aus welchen Ursachen sie sehr in Verfall gerieth p. 127 — 130.

Kunkel und **Weibsbild** sind von einerley Bedeutung. Woher diese Bedeutung gekommen p. 402.

L.

Lanze und **Mann** sind bey den Deutschen gleich bedeutende Worte p. 393.

Leben (häusliches) der alten Deutschen; Müßiggang, Spiel, Trunk p. 26, 27. Zukünftiges, wird von den Deutschen geglaubt p. 51.

Legio fulminatrix, woher sie diesen Namen bekommen haben soll p. 105.

Lehn-System, erste Spuren, und erster Grund desselben p. 42. u. f. Verfolg der erstern Spuren vom Lehn-System unter den Deutschen p. 199. u. f. Großer Fehler dieses Systems p. 201. Weitere Mängel dieses Systems p. 257.

Leibeigne; ihre Arbeit und Lebensart bey den Deutschen p. 400. Vermehren sich sehr stark p. 401.

Lentienser vid. Gratian.

Longobarden erobern einen Theil von Italien, und stiften ein Reich daselbst p. 258.

Luitprand, König der Longobarden, erobert einen Theil von Italien p. 297. Bekriegt die Römer p. 298. Giebt dem Papst die abgenommenen Städte wieder zurück. p. 301.

Lusoriæ, Schiffe der Römer zum Kreutzen p. 71.

Ri M.

Märzfeld, was es war p. 286, 434.

Mahl= oder **Mallberg**, auch **Mallſtatt**, was es war p. 344.

Mainz von Druſus angelegt. p. 70.

Majores Domus. Uible Folgen ihrer allzu groſſen Gewalt p. 282. u. f. Wie ſie und ihre groſſe Macht entſtanden p. 324. u. f.

Mall; Bedeutung dieſes Worts p. 344.

Marbod, König der Markmänner, erobert Böhmen, errichtet eine Armee, und trotzt die Römer p. 72. Wird von Arminius aus Deutſchland vertrieben p. 87.

Markmänner werden vom Kaiſer M. Aurelius nach Italien verſetzt, und aus welchen Abſichten p. 105.

Markung (marcha), woraus ſie beſtand p. 398.

Markungsgenoſſen (commarchani), wer ſie waren p. 399.

Marſchalli; ihr Amt bey den Franken p. 329.

Mayenfeld (Campus Majus oder Madius), worin es beſtanden p. 435.

Menſchenhandel wurde unter den Deutſchen ſehr gemein p. 400.

Menſchenraub reißt unter den Deutſchen ein; Geſetz dagegen p. 400.

Metropoliten oder Erzbiſchöfe; ihr Amt bey den Franken p. 351, 352.

Mönche retten die Schriften der Alten p. 318. Ihre Verfaſſung zu den Zeiten Klodwigs. Hatten noch keine Gelübde p. 368. Werden mehr geſchätzt als die übrigen Geiſtlichen, auch mehr beſchenkt p. 370.

Mönchsſtand; ſein Urſprung p. 367.

Mordthaten werden bey den Franken ſtatt der ehemaligen Geldſtrafe mit dem Tode beſtraft p. 267.

N.

Narſes ſchlägt den Totilas p. 251. Schlägt den Bucelin p. 252.

Nationalſtolz der alten Deutſchen p. 209.

Neuſtrier. Ihre Feindſchaft gegen die Auſtraſier p. 383. Schlagen Theudebald, und machen Raginfried zum Major Domus p. 288.

O.

Obſtbäume, wenige im alten Deutſchland p. 4.

Odoacer, General der Heruler, macht ſich zum Herrn von Italien, und ſetzt den letzten Occidentaliſchen Kaiſer Romulus gefangen p. 181. Nennt ſich König von Italien, regiert gelinde, wird von Theodorich überwunden und ermordet p. 182.

Opus ſervile. VID. **Knechtiſche Arbeit.**

Ordalien (Judicia Dei), was ſie waren, wenn ſie gebraucht wurden, und worin ſie beſtanden p. 207.

Orgel (die erſte) kömmt nach Frankreich p. 309.

Othin, oder **Wodan**, der Gott des Krieges bey den Deutſchen p. 50.

P.

Päpſte miſchten ſich unter den Merovingiſchen Königen nichts in die Fränkiſchen Kirchenangelegenheiten p. 384. Durch welche Umſtände ſie ihr Anſehn ſo hoch gebracht p. 385. u. f. Waren Metropoliten über die Suburbicariſchen Provinzen p. 415. Vergröſſerten ſich ſehr durch die Anſtellung ihrer Legaten p. 433.

Pagi. VID. **Gaue.**

Pallium; mit welcher Form es gegeben ward, und was es bedeuten ſollte p. 432.

Paſtinacken, eine beſondere Art derſelben p. 5.

Patritius bey den Franken, ſein Amt p. 331—333.

Pferde, die Deutſchen halten ungemein viel auf dieſelben p. 6. Dienen den Deutſchen zur Nahrung ibid. Pferdefleiſch zu eſſen verboten ibid. Dienen den alten Deutſchen zum wahrſagen p. 7. Die Deutſchen Pferde ſind weder gut geſtaltet, noch geſchwind ibid. Die Thüringiſchen werden wegen ihrer Dauerhaftigkeit gerühmt p. 8. Wilde Pferde in Deutſchland ibid.

Pipin, Major Domus von Auſtraſien p. 284. Wird von Ebroin geſchlagen. Uiberwindet die Neuſtrier, erobert Paris, und nimmt den König gefangen p. 285. Stellt das Märzfeld wieder her. p. 286. Bekriegt die Friſen, Baiern und Schwaben. Stirbt ibid. Seine Gemahlin und Söhne p. 287.

Pipin, Karl Martels Sohn, läßt ſich vom Papſt Zacharias zum König erklären p. 303. Wird vom Papſt um Beyſtand gegen die Longobarden angerufen p. 307. Belagert den Aiſtulf. Schenkt dem Papſt das Exarchat p. 308. Uiberwindet die Sachſen, die Saracenen, und ſtirbt p. 309, 310.

Polizey wird in Deutſchland durch Gewohnheiten erhalten p. 202.

Praeceptiones oder praecepta, was ſie waren p. 272.

Praecariae; was es für Urkunden waren p. 359. Werden auch bey den Deutschen eingeführt p. 409.

Probe des siedenden Wassers (aenei), wie sie vorgenommen wurde. p. 341.

Proben der alten Deutschen p. 206, 406.

Provincial-Concilien wurden ohne Erlaubniß und Bestättigung des Papstes gehalten p. 382.

Provinzen (die Suburbicarien) welche sie waren. p. 415.

Q.

Quaden werden vom M. Aurelius geschlagen. Sonderbarer Umstand bey diesem Sieg. p. 104.

R.

Racimburgi. vid. Scabini.

Radagais führt eine grosse Armee von verschiednen Deutschen Völkern nach Italien; wird bey Florenz mit seinem ganzen Heere aufgerieben p. 152.

Radulf Herzog von Thüringen p. 281. Schlägt seinen König Sigebert p. 282.

Referendarius, was es bey den Franken war p. 327.

Reich (Visigothisches), wenn es den Anfang nahm, und woraus es bestand p. 169.

Reichstäge entstanden durch den heiligen Bonifacius p. 433. u. f.

Religion der Deutschen p. 46—52.

Reſvendial, ein Alaniſcher Heerführer ſchlägt die Franken in Gallien p. 154.

Rettiche, beſonders große p. 5.

Ripuarien. Bedeutung dieſes Namens p. 335.

Römer müſſen von den Deutſchen den Frieden mit Geld erkaufen p. 100.

Rom. In welcher Verfaſſung die Stadt zur Zeit der Franken war. p. 295.

Romulus, der letzte Occidentaliſche Kaiſer wird eingeſperrt. vid. Odoacer.

Ruſinus wird von Gaines ermordet p. 148.

S.

Sachſen, jagen die Franken aus der Bataviſchen Inſel; ſind See- und Landräuber; ſetzen ſich in Brittannien feſt p. 216, 217.

Salier. Muthmaſſungen über den Urſprung dieſes Namens p. 335.

Saliſche Güter (terra Salica), worin ſie ſich von andern Gütern unterſchieden p. 345. Ausſchließung der Töchter von dieſen Gütern. Muthmaſſungen über die Urſachen dieſer Ausſchlieſſung p. 345 — 347.

Salz, Art es zu bereiten p. 12.

Salzquellen, wenige im alten Deutſchland p. 12.

Saracenen. Ihre Lebensart p. 292. Ihre Eroberungen. p. 293. Werden von Karl Martel geſchlagen. 293, 294.

Scabini bey den Franken, wer ſie waren p. 343.

Schatzkammern waren den Deutſchen unbekannt p. 325.

Schauſpiele der alten Deutſchen, worin ſie beſtanden. p. 31.

Schiffe der Deutſchen, woraus ſie beſtanden p. 33.

Schreibkunſt, iſt den Deutſchen nicht ganz unbekannt. p. 29.

Sclaven und Freygelaſſene regieren die Römiſchen Kaiſer p. 132.

Seeräubereyen der Deutſchen im dritten und vierten Jahrhundert p. 33.

Seneſchalci; ihr Amt bey den Franken p. 329.

Sicambrer (die) und die Uſipeter und Teucterer ſchlagen den Römiſchen General Bollius, müſſen aber vom Auguſt Friede erbitten. p. 63.

Sicherheitsbrief, wenn er gegeben wurde, und was er war p. 339.

Sigebert wird König von Auſtraſien p. 253. Schlägt die Avaren p. 254. Wird ermordet p. 255.

Sigismund, König von Burgund wird von den Fränkiſchen Königen überwunden und ermordet p. 235.

Slaven. Ihre erſte Erſcheinung. Die verſchiedenen Nationen unter dieſem Namen. p. 217.

Spargel, wilder p. 5.

Sprache (die Deutſche), warum ſie die Oberhand über die lateiniſche nicht erhalten konnte p. 187.

Staatsſyſtem der Deutſchen nach Eroberung der Römiſchen Provinzen p. 193. u. f.

Stephan III. Römiſche Papſt geht nach Frankreich p. 307. Bekömmt von Pipin das Exarchat geſchenkt. p. 308.

Stilicho ſchlägt den Alarich p. 149. Vertreibt den Alarich von Rom p. 151. Schlägt den Radagais p. 153. Ladet den Verdacht der Verrätherey auf ſich p. 157. Wird in Ravenna gefangen genommen und hingerichtet. p. 158, 159.

Störche zu eſſen verboten p. 7.

Strafgelder für das Ausbleiben vor Gericht, nach den Saliſchen Geſetzen p. 338. Für geſtohlene Hunde Kühe, Pferde und Habichte p. 393.

Strandrecht wird von den alten Deutſchen ausgeübt p. 21.

Streitigkeiten über Landeigenthum, wie ſie bey den Deutſchen entſchieden wurden p. 407.

T.

Tapferkeit der Deutſchen wird von allen Nationen geſtanden, von den Römern geſchätzt und gefürchtet. p. 40, 41.

Tejas wird zum Gothen-König gewählt, geſchlagen und getödtet p. 251.

Terra Salica. VID. **Saliſche Güter.**

Teutobach, der Deutſchen König, wird von Marius gefangen, und im Triumph aufgeführt p. 56.

Theilung der Güter, wie ſie bey den Deutſchen gewöhnlich war p. 232.

Theodat der Oſtgothen König will Italien an Juſtinian abtretten p. 239. Wird des Thrones entſetzt und ermordet p. 240.

Theodebald, Theodeberts Sohn, ſchickt den Leuthar und Bucelin nach Italien p. 252.

Theodebert wird König von Auſtraſien p. 237. Ziehet nach Italien; muß wegen Hunger und Krankheiten wieder zurück ziehn p. 243. Stirbt p. 252.

Theodorich, der Oſtgothen König geht nach Italien, überwindet den Odoacer und tödtet ihn p. 182. Nimmt Römiſche Kleidung, und befiehlt ſie auch ſeinem Volk p. 186. Verbietet den Gothen, ihre Kinder in die Schule zu ſchicken p. 196. Macht Projekte zu einer allgemeinen Republik p. 224. Stirbt p. 236.

Theodorich, Klodwigs Sohn, bekömmt nach ſeines Vaters Tode Auſtraſien; befolgt das Syſtem ſeines Vaters p. 233. Vereinigt das Thüringiſche Reich mit dem Fränkiſchen p. 233, 236. Bekriegt die Burgunder p. 235. Greift die Viſigothen an, und ſtirbt p. 237.

Theodoſius giebt den Gothen ein Stück von Thracien, und macht ſie zu Bundsgenoſſen p. 146.

Thervinger, eine Gothiſche Nation p. 139. Verlaſſen ihr Vaterland p. 140.

Theudebert, König von Auſtraſien p. 259. Nimmt ſeinem Bruder einige Provinzen p. 260. Wird geſchlagen und verliert das Leben p. 261.

Theuderich, König von Burgund, erhält einen Theil von Auſtraſien p. 259. Muß ihn wieder zurück geben p. 260. Schlägt ſeinen Bruder Theudebert p. 261. Stirbt p. 262.

Thierarten, warum ſich viele aus Deutſchland verloren p. 9.

Thorus, der Gott des Donners bey den Deutſchen. p. 49.

Thron-

Thronfolge war bey den Franken erblich p. 331.

Thüringer. Ihr Reich p. 217.

Thungini; ihr Amt p. 343.

Tiber bringt verſchiedene Deutſche Völker unter der Römer Gewalt; auch die Sicambrer p. 71. Rüſtet ſich zum Kriege gegen Marbot p. 73. Dämpft die Empörung der Pannonier und Dalmatier p. 74. Geht nach des Varus Niederlage nach Deutſchland p. 80.

Titelſucht der alten Deutſchen p. 207.

Todesſtrafe wird von den Fränkiſchen Königen gegen Diebe und Räuber verordnet p. 268.

Todtſchlag, mit wie vielem Gelde er bey den Franken beſtraft wurde p. 340. Wird bey den Burgundern mit dem Tode geſtraft ibid.

Totilas wird zum Gothen-König gewählt p. 245. Uiberwindet die Kaiſerlichen, erobert das untere Italien, belagert Rom p. 246. Erobert und plündert es p. 247. Reißt die Mauern von Rom nieder und führt die Inwohner mit ſich fort p. 248. Belagert wieder vergeblich Rom ibid. Schlägt den kaiſerlichen General Johannes in Kampanien; erobert Rom und hilft es wieder herſtellen p. 249. Wird bey Ankona zu See geſchlagen p. 250. Wird von Narſes in Thuſcien geſchlagen, und ſtirbt. p. 251.

Treue (eheliche) der Deutſchen; Strafe des Ehebruches p. 28.

V.

Valens, der orientalische Kaiser nimmt die Gothen in Thracien auf p. 141. Greift die Gothen an, wird geschlagen, und geht in dem Treffen selbst verloren. p. 144.

Vandalen gehen nach Gallien, werden von den Franken geschlagen. Schlagen mit Hilfe der Alanen die Franken, und dringen durch ganz Gallien p. 153. Gehen nach Spanien und verwüsten es p. 156. Bekommen mit den Sueven die Landschaft Gallacien. p. 156. Gehen nach Afrika und erobern es p. 170.

Vandalen mit dem Zunahmen Silingi, bekommen Baticam p. 156.

Varus will die Römische Gerichtsordnung und Gesetze in Deutschland einführen, und bringt dadurch die Deutschen in Wuth p. 74. Arminius verschwört sich mit einigen Deutschen Fürsten gegen ihn p. 75. Varus wird angegriffen und gänzlich geschlagen p. 75 bis 79. Folgen dieser Niederlage 79, 80.

Verbrechen wurden bey den Franken mit Geld gebüßt p. 340. Wie sie bey den Deutschen bestraft wurden p. 408.

Verfall der Wissenschaften und Künste bey den Römern p. 188—191. Verfall des königlichen Ansehens bey den Franken p. 266. Verfall der Sitten p. 267, bis 269.

Verfassung (politische) der Deutschen unter der Fränkischen Oberherrschaft p. 404—406.

Verschnittene beherrschten die Kaiser p. 134.

Viehzucht, warum sie bey den alten Deutschen die gewöhnliche Wirkung nicht haben konnte p. 22.

Viſigothen erobern Languedoc p. 229.

Vithimer wird von den Hunnen erſchlagen p. 139.

Vitiges wird zum Gothen-König gewählt p. 240. Giebt den Franken Land und Geld um ſie zu ſeinen Freunden zu machen p. 241. Geht nach Rom, und belagert es; muß aus Hunger abziehn p. 242. Wird nach Konſtantinopel geführt p. 245.

Ulphilas, ein vornehmer Gothe, wird ein arianiſcher Chriſt, überſetzt die Bibel in ſeine Sprache, und macht ſeine Landsleute zu Chriſten.

Unbilden wurden bey den Franken mit Geld gebüßt p. 340.

Vögel, verſchiedene Arten derſelben in Deutſchland p. 10.

Völkervereinigungen der Deutſchen p. 102.

Völkerverpflanzungen der Römer p. 71.

Urkunden, wie ſie bey den Merovingiſchen Königen ausgefertiget wurden p. 330. Wie bey den Franken ibid.

W.

Wälder, ungeheure in Deutſchland p. 4.

Waffen. Feyerlichkeit bei Uiberreichung derſelben p. 16. Werden aller Orten von den Deutſchen mit ſich geführt p. 17. Werden für etwas göttliches gehalten ibid. Verſchiedene Arten derſelben bey den Deutſchen p. 39.

Wahrſagerinnen der Deutſchen, werden als etwas göttliches geehrt p. 46.

Wallia der Gothen König führt ſein Volk nach Gallien p. 168.

Wanier, was ſie für ein Volk waren p. 393.

Wehr- oder Friedegelder bey den Franken p. 340.

Weiler (Villa), woraus er beſtand p. 398.

Wildheit der Sitten bey den Fränkiſchen Königen und Königinnen p. 269.

Winfried. VID. **Bonifacius.**

Wißbad, unter den warmen Bädern der Deutſchen, den Römern bekannt p. 12.

Wiſſenſchaften werden im fünften Jahrhundert von den Römern gänzlich vernachläſſiget p. 188.

Wodan VID. **Othin.**

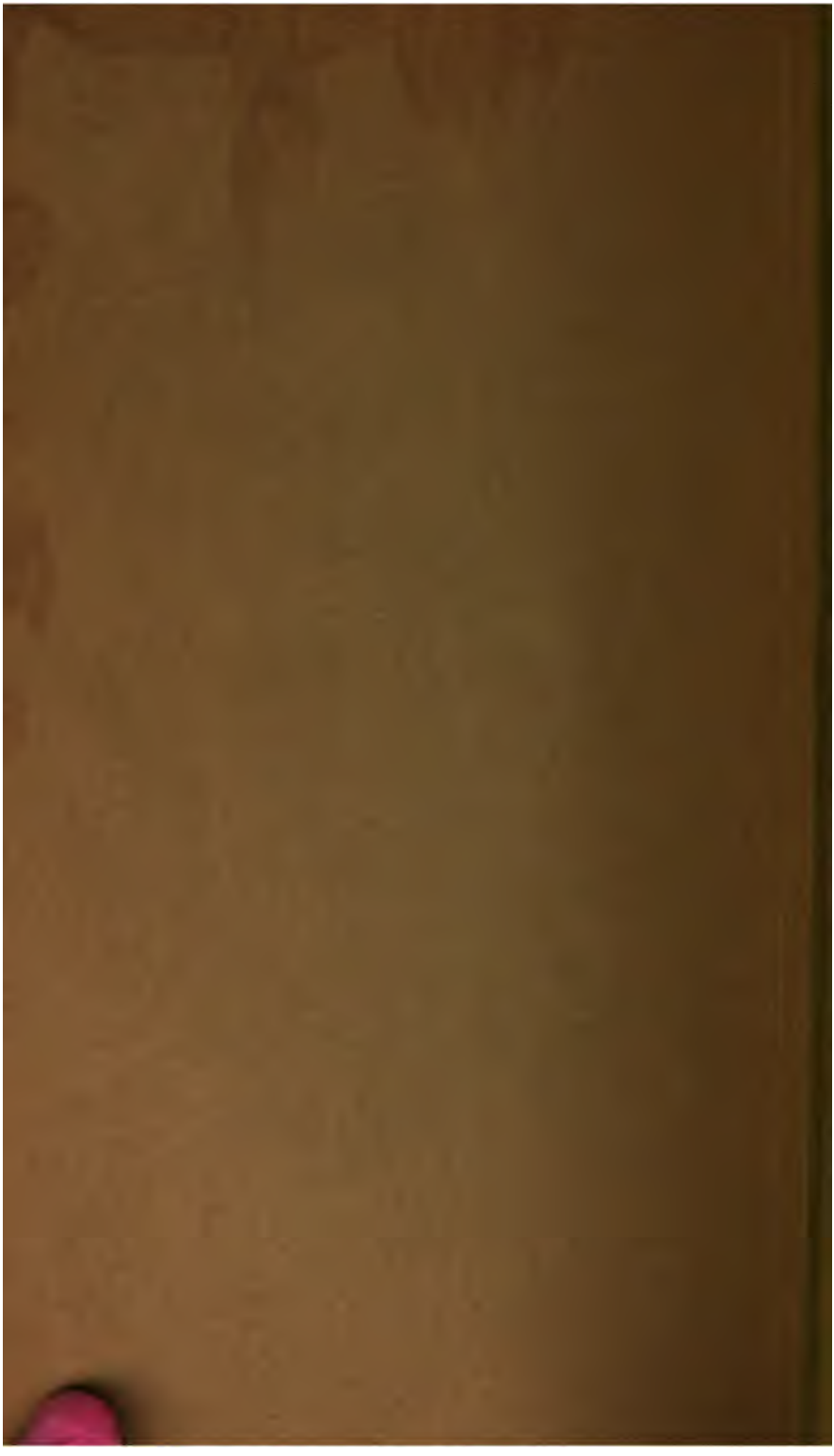
Wohnungen der Deutſchen werden beſſer gebaut, und ſogar verziert p. 397, 398.

Z.

Zeugen werden bey den Deutſchen an den Ohren gezupft p. 369.

Zinsgebühren bey den Franken p. 322.

Zuſammenkunft der ganzen Fränkiſchen Nation zu Paris. p. 271.

Zuſtand der Städte unter der Herrſchaft der Deutſchen. p. 212.

Zweykampf wird bey den Franken eingeführt p. 342.